Lese-, Lehr- und Uebungsbuch

für

sämmtliche Klassen

der

Volksschule.

Bearbeitet

von

Joseph Schätz.

Oberklasse.

Sechstes Schuljahr.

Regensburg.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1862.

Erste Abtheilung.

Lesestücke religiösen und moralischen Inhalts
in
Poesie und Prosa.

---

1. Es ist ein Gott.

Es ist ein Gott! — In Berg und Thal
Erkenn' ich seines Daseins Spuren.
Der Morgensonne erster Strahl
Auf thaubenetzten Frühlingsfluren,
Der Blumen königliche Pracht,
Der Sterne Glanz in stiller Nacht,
Die Frucht, die sich am Baume röthet,
Der Vogel, der im Strauche flötet,
Der Wurm, der sich des Daseins freut,
Verkündet seine Herrlichkeit.

Es ist ein Gott! — Des Blitzes Gluth,
Des Donners fürchterliches Rollen,
Der Wogen aufgeregte Fluth
Muß ihm der Ehrfurcht Opfer zollen.
Nur ihm ist Alles unterthan;
Der Schöpfung ungemess'ner Plan
In allen Himmeln und auf Erden,
Was ist und war und einst wird werden,
Ist nur durch ihn, und wird allein
Durch seinen Willen steh'n und sein.

Es ist ein Gott! — Er wohnet nicht
In Tempeln, welche Menschen zimmern:
Noch weiter als der Sonne Licht
Umherstrahlt und die Sterne schimmern,
Im unermeßlichen Gebiet
Des Weltalls wohnt er. Wer sieht,
Wenn hell und klar die Sterne glänzen,
Des weiten Lichtgebietes Gränzen?
Und allenthalben nah' ist er,
Allgegenwärtig, groß und hehr.

Es ist ein Gott! — Es ist ein Gott!
Heil mir! Ich weiß, an wen ich glaube.
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Ist meine Wallfahrt hier im Staube.
Getrost wall' ich an seiner Hand
Den Weg in's beſſ're Vaterland.
Die Freuden, die mir lieblich blühen,
Ja selbst des Pilgerlebens Mühen,
Die mich bekümmern, sendet er
Zu meinem Heile einzig her.

2. Gottes Größe und Herrlichkeit in den Werken der Natur.

Komm, laß uns hinausgehen, laß uns reden von den Werken Gottes! — Nimm eine Hand voll Sand; zähle ihre Körner; zähle sie, eins nach dem andern, in deinen Schooß. Versuchs, ob du zu zählen vermagst die Grashalmen auf dem Felde oder die Blätter auf den Bäumen. Du kannst sie nicht zählen, denn unzählig sind sie; ja unzählig sind die von Gott erschaffenen Dinge.

Die Tanne wächst auf dem hohen Berge, und die graue Weide neigt sich zu ihrem Strome. Die Distel ist bewaffnet mit starken Stacheln; wollicht und sanft ist die Malve. Der Hopfen umschlingt die hohe Stange, und hält sie fest mit seinen Ranken. Der Eichbaum hat feste Wurzeln in dem Boden, und widersteht dem Wintersturm. Das Gänseblümchen schmückt mit seinem Schmelz die Wiesen, und wächst unter des Wanderes Füßen. Die Tulpe verlangt einen fetten Boden und des Gärtners sorgsame Hand. Die Schwertlilie und das Rohr entspringen dem Sumpfe; das üppige Gras bedeckt die Wiesen; der Goldlack wurzelt in dem harten Gestein und verbreitet seinen Wohlgeruch unter Ruinen. Jedes Blatt ist von verschiedener Form, jede Pflanze hat einen besondern Bewohner.

Sieh' den blühenden Weißdorn und die Blumen des Feldes und die Pflanzen auf grünem Pfade, welchen wir wandeln. Die Hand der Menschen hat sie nicht gepflanzt; der Säemann hat mit seiner Hand nicht den Samen ausgestreut, und der Gärtner mit seinem Spaten keinen Platz für sie gegraben. Es wachsen einige auf steilen Felsen, wohin kein Mensch zu klettern vermag, andere in Sümpfen, in dichten Waldungen und auf öden Inseln; überall sprießen sie hervor und bedecken der ganzen Erde Schooß. Wer macht, daß sie überall wachsen? Wer bläst

in den Weiden den Samen umher? Wer mischt ihn mit dem Regen und erfrischt ihn mit Thau? Wer fächelt die Blumen mit dem reinen Hauche des Himmels und gibt ihnen Farben und Wohlgeruch, und wer entfaltet ihre dünnen und durchscheinenden Blätter?

Wie zieht die Rose ihr schönes Roth aus der dunkeln, schwarzen Erde hervor, oder die Lilie ihr glänzendes Weiß? Wie kann ein kleines Samenkorn eine ganze Pflanze enthalten? Wie weiß jede Pflanze ihre Zeit, hervorzusprießen? In Ordnung sind sie dahingestellt, eine jede kennt ihren Platz, und jede kommt zur rechten Zeit hervor. Das Schneeglöckchen und das Schlüsselblümchen beeilen sich, ihre Häupter über den Erdboden hervorzuheben. Sobald der Frühling kommt, sagen sie: „Hier sind wir!“ Dagegen erwartet die Nelke die Stärke des Jahres, und der dauernde Lorbeer erheitert die Monden des Winters. — Es bringt eine jede Pflanze ihres Gleichen hervor. Eine Kornähre wächst nicht von der Eichel, und eben so wenig wird ein Traubenkern Kirschen hervorbringen, sondern ein jegliches entspringt aus seinem besondern Samen.

Wer erhält sie lebendig während des Winters Kälte, wenn der Schnee den Boden bedeckt und der strenge Frost an der Erde nagt? Wer säet ein kleines Samenkorn und ein wenig Wärme in der Erde Schooß, und macht, daß sie neu aufsprießen, und daß der Saft durch die harten Fibern in die Höhe steigt? Die Bäume stehen verwelkt, nackt und bloß; sie sind gleich trocknen Gebeinen. Wer haucht sie mit des Frühlings Athem an, daß sie mit Grün sich schmücken und aus dem todten Holz grüne Blätter sprießen?

Sieh', diese sind ein Theil seiner Werke und ein kleiner Theil seiner Wunder. Da bedarf es wenig, daß ich auch von Gott rede; denn jedes Ding spricht von ihm. Jede Flur ist gleich einem offenen Buche; jede färbige Blume enthält eine Lehre, die auf ihren Blättern geschrieben steht. Jeder murmelnde Bach hat eine Zunge; eine Stimme ertönt aus jedem flüsternden Winde. Sie alle reden von ihm, der sie schuf; sie alle sagen aus, daß er allgütig ist.

Wir können Gott nicht sehen, denn er ist unsichtbar. Aber wir können seine Werke sehen und verehren seine Fußstapfen auf der grünen Flur. Die, welche am meisten von seinen Werken wissen, werden Gott am besten preisen; aber wer unter uns vermag auch nur die Hälfte seiner Werke aufzuzählen.

Die Schöpfung ist ein Buch; wer darin lesen kann
Dem wird die Herrlichkeit des Schöpfers kundgethan.

3. Fragen nach Gott.

Wer lehrt die Vögel singen so süß und mannigfalt,
und Hirsch und Rehe springen im grünen Buchenwald?
Wer heißt die Winde wehen, bald stürmisch und bald leis,
und die Jahreszeiten gehen in wundervollem Kreis?
Und wer die Bächlein gleiten herab von stolzer Höh',
und stolz die Ströme schreiten zur weiten tiefen See?
Wer hat den Tag gezieret mit gold'nem Sonnenschein?
und wer am Himmel führet die tausend Sternelein?
Daß sie gleich guten Kindern still gehen ihre Bahn
und nicht einander hindern, und sich nicht stoßen an?
O sag', wer ist der Eine, der Meister so geschickt?
der mit so reichem Scheine die Blüthlein hat geschmückt?
Der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannet aus
und auch mit treuem Fleiße gebaut der Schnecken Haus?
Der über Länder zücket die Blitze weiß und blau
und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Thau?
Den Meister groß und milde, den nenne mir geschwind,
der dich mit seinem Bilde geziert, mein liebes Kind!
Und der, bist du gegangen, dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen in seiner ew'gen Ruh'.
Und kannst du mir Ihn nennen, so folge Ihm auch fromm:
dann wird er dich auch kennen und sprechen: sei willkomm!

4. Gott ist der Unerforschliche.

Simonides.

Als Hiero, der Beherrscher von Syrakus, von einer langwierigen Krankheit befallen wurde, versammelte er zu seiner Erholung viele Gelehrten um sich. Unter diesen war auch Simonides, ein weiser und sehr gelehrter Mann. Diesen fragte Hiero, was denn Gott sei. Simonides, welcher auf diese Frage nicht sogleich zu antworten vermochte, bat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Am andern Tag um die Antwort befragt, bat er um zwei Tage zum Nachdenken, und als diese vorüber waren, um vier Tage. So verlangte der Weltweise jedesmal noch so viele Tage Bedenkzeit, als vorher, wenn er wieder gefragt wurde, was er jetzt von Gott zu sagen wisse. Darüber verwunderte sich der Fürst sehr. Allein Simonides erwiederte seufzend: „Ach! je mehr und je länger ich darüber nachdenke, was Gott eigentlich sei, desto schwerer fällt mir's, es zu sagen."

5. Gottes Ruf.

Wo hör' ich Gottes Ruf? Hörst du des Donners Allgewalt das weite Himmelsfeld entlang, und wieder mit geschwindem Gang noch mächtiger aus Thal und Wald? Hörst du den Sturmwind wie er saust, daß dir's im Herzen bangt und graust? Das ist ein Ruf vom lieben Gott: Ihr Menschen macht mich nicht zum Spott; an meinem Drohen hört's und Schelten; ich bin der Herr, ich kann vergelten.

Wo hör' ich Gottes Ruf? Gedenkst du an den Frühlingshauch, wie er durch alle Fluren geht, daß Feld und Wiese lauschend steht, und jeder Baum und jeder Strauch? Das ist ein Ruf von Gott dem Herrn; sie alle hören ihn so gern, verstehen freudig, was er spricht: Ihr Knospen, Blüthen kommt an's Licht! Der Winter darf euch nicht mehr drücken; ihr sollt mit Lust die Erde schmücken.

Wo hör' ich Gottes Ruf? Einmal aus deinem Morgentraum, noch war nicht Tag noch Licht zu sehen, vernahmst du wohl ein flüsternd Wehen; die zarten Blätter rührt es kaum; doch all' der kleinen Vögel Schaar hat es verstanden wunderbar. Des Vaters Ruf ist: Auf! erwacht, vorüber ist die Schlummernacht. Da schütteln froh sie das Gefieder und jauchzen ihre Morgenlieder.

Wo hör' ich Gottes Ruf? Kind, siehest du die Bibel dort? Das ist ein heilig ernstes Buch, da stehet Segen drin und Fluch, daraus ruft Gottes wahres Wort, gibt jetzt ein heiliges Gebot — bewahr's und flieh' den ew'gen Tod! — Jetzt tröstet dich mit Liebesmund und macht dir sein Erbarmen kund und sagt: Er selbst will dich erlösen, der treue Herr, von allem Bösen.

Wo hör' ich Gottes Ruf? O rufe du nur selbst ihn an mit frommem Flehen und Gebet! Antworten wird er früh und spät, ob's auch kein Anderer hören kann. Doch du in deiner stillen Brust vernimmst sein Vaterwort mit Lust, wie frei es warnt, zum Guten weist, wie mild es tröstet und verheißt und ruft: O komm, ich will dir Leben auf Erden und im Himmel geben!

6. Gottes Hand.

Wer hat Gottes Hand geseh'n? Starke Hand, die umspannt Erd' und Meer und Himmelshöhn; Schöpferhand, die einst die Welt hat erbaut auf ihrem Grunde, die sie wandellos erhält nimmer matt bis diese Stunde; saget mir, wenn ihr sie

faht, ihr Gebieten, herrlich Walten, rasch Ergreifen, starkes Halten, ihres Wink's gewalt'ge That!

Siehst du dort auf weitem Meer? So geschwind treibt der Wind wie zum Spiel ein Schifflein her. Wind und Fluth hat weites Spiel, heute hieher, dorthin morgen, und der Schiffer steht in Sorgen. Doch zuletzt kommt's froh an's Land, Sturm und Fluth hat's nicht berühret. Weißt du, wer es hat geführet? Merke, das ist Gottes Hand!

Schaue jenen Säemann! Er bestellt sich das Feld klug und sorgsam, wie er kann, streuet guten Samen hin, wünscht, der soll ihm Früchte bringen. Sprich, wer läßt nach seinem Sinn nun ihm Alles so gelingen? Sage, wer ihm hat gesandt Sonnenschein und Thau und Regen, daß es wachsen kann zum Segen? Merke, das ist Gottes Hand!

Deine gute Mutter weiß, was dir Noth, gibt dir Brod, kleidet, decket dich mit Fleiß. Würmlein draußen auf dem Feld — keine Mutter hat's gesehen, muß allein auf weiter Welt immer seine Wege gehen. Weißt du, wer so unverwandt auch das Würmlein tränkt und weidet, sicher führt und nährt und kleidet? Merke, das ist Gottes Hand!

Siehst du dort am Himmelsplan Sonn' und Stern', nah und fern immer wallen ihre Bahn? Schaust du des Sturmes Gang und des kleinsten Bächleins Fließen, jedes seinen Weg entlang, läßt sich kein's der Müh' verdießen. Weißt du auch und hast erkannt, wer gezeigt hat ihnen allen ihre Wege so zu wallen? Merke, das ist Gottes Hand!

Gottes Hand! Ja merke drauf! Dort und hie schaust du sie, schauest ihres Wirkens Lauf. Starke Hand, die Welten schafft, Sonn' und Stern' in ihrem Lichte, die sie auch mit ihrer Kraft morgen machen kann zu nichte; Vaterhand, die treulich führt, schirmt und nähret all' die Seinen, all' die Großen und die Kleinen, daß kein Unfall sie berührt.

7. Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut, mit weißem Stab und Muschelhut, in schwarzem wollenen Gewand, zog weit umher von Land zu Land. Er sah die Unschuld oft gedrückt, die Schuld mit Stern und Glück geschmückt, der Welt verworrenes Gewühl schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn durch eine rauhe Wildniß hin, der Himmel ist von Wolken schwer, es regnet, schneit

und stürmet sehr; da zeigt sich, moosbedeckt und alt, ein einsam Kirchlein in dem Wald. Er zieht den Hut und geht hinein, und schauerliches Dunkel schloß ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher, sind ohne Zierrath, kahl und leer; der kleine steinerne Altar vielfältig grün vom Schimmel war; des Kirchleins einzig Fensterlein nimmt des Altarblatt's Stelle ein, und schwärzlich, roth und ungestalt sind alle Scheiben übermalt.

„Pfui," sprach der Mann, „welch garstig Stück beleidigt hier den frommen Blick. Das malte wohl in Fiebersgluth ein blinder Mann mit Ruß und Blut, man sieht ja nichts als Fleck an Fleck, nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck, ja dieser dunkle Wirrwar stellt mir dar ein treues Bild der Welt."

Indem der Pilger dieses spricht, die Sonne aus den Wolken bricht, entzündet wie mit einem Strahl des Glasgemäldes Farben all'; ein Bild von wundersamem Glanz erscheint in buntem Feuer ganz, und der Kapelle düstre Nacht erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt, in dem der Name Gottes brennt; beleuchtet von dem Wunderlicht liegt Moses auf dem Angesicht; sein Purpurkleid, des Mantels Blau, der braune Fels, die grüne Au, der weißen Schäflein zarte Schaar erscheinen lieblich, hell und klar.

"Ha," rief der Pilgrim, welch ein Bild, wie feuerreich und doch wie mild! Was dunkel und verworren war, wie ist es nun so licht und klar? Was vorhin ohne Zweck mir schien, setzt wohlbedacht der Meister hin; kein Strichlein dürfte anders sein, sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n!"

Auch seine düst're Seel' wird licht, im Herzen tief die Stimme spricht: Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf, — geht einst der Wahrheit Sonne auf, dann wird, was dir jetzt dunkel scheint, zu einem Lichtgebild vereint. D'rum glaube jetzt und bete an:

Was Gott thut, das ist wohlgethan!

8. Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt? Der mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickt, der ihr gebührt? Nein, seine Liebe zu ermessen, sei ewig meine höchste Pflicht. Der Herr hat meiner nicht vergessen, vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet? Der Gott, der meiner nicht bedarf. Wer hat mit Langmuth mich geleitet? Er, dessen Rath ich oft verwarf. Wer stärkt den Frieden im Gewissen? Wer gibt dem Geiste neue Kraft? Wer läßt mich so viel Gut's genießen? Ist's nicht sein Arm, der Alles schafft?

Blick', o mein Geist, in jenes Leben, für welches du erschaffen bist, wo du mit Seligkeit umgeben, Gott ewig schau'n wirst, wie er ist. Du hast ein Recht zu jenen Freuden, durch Gottes Güte sind sie dein; sieh', darum mußte Christus leiden, damit du könntest selig sein!

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren, und seine Güte nicht versteh'n? Er sollte rufen, ich nicht hören? Den Weg, den er mir zeigt, nicht geh'n? Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben, sein Wort bestärkt ihn ewiglich: Gott soll ich über alles lieben und meinen Nächsten so wie mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille, ich soll ganz Liebe sein, wie er. So lang' ich dies Gebot erfülle, stell' ich sein Bildniß in mir her. Lebt seine Lieb' in meiner Seele, so treibt sie mich zu jeder Pflicht, und ob ich schon aus Schwachheit fehle, herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Güt' und Liebe mir immerdar vor Augen sein; sie stärkt in mir die guten Triebe, das ganze Leben dir zu weih'n! Sie tröste mich in Noth und Schmerzen, sie leite mich zur Zeit des Glücks, und sie besieg' in meinem Herzen die Furcht des letzten Augenblick's!

9. Gott ist allwissend und allgegenwärtig.

Eli hatte einen Sohn, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, daß er seines Alters Freude und Stütze sein sollte. Doch der Knabe ward, als er heranwuchs, mürrisch und boshaft und that nicht nach dem Willen seines Vaters. Und sein Vater hieß ihn deßhalb More, d. h. einen Ungehorsamen. Mit jedem Jahre nahm des Knaben Bosheit zu, denn er fürchtete sich nicht vor Gott. Und oft erhob er sich in der Nacht heimlich vom Lager, und übte Frevel, denn er sprach: „Es ist finster um mich, der Allerhöchste achtet meiner Sünden nicht.“ Eli aber alterte vor Gram und durchweinte oft die Nacht um seinen Sohn.

Einst kam Mozal, der weise Gesetzlehrer, welcher im Lande umherzog und des Herrn Rechte verkündigte, zu Eli, dem er schon lange befreundet war. Als Mozal die Trauer des Eli bemerkte, erfragte er die Ursache und sann nach, wie er des alten Vaters Schmerz linderte durch des Sohnes Wiedergeburt.

„Folge mir!“ — sprach er eines Abends zu More; und More folgte ihm. Und er führte ihn vor die Stadt auf einen Hügel und hieß ihn ruhen. Nun fing er an mit ihm zu reden von des Auges wundervollem Baue und seiner Kraft wahrzunehmen, und wie sich im Auge die Seele spiegle. Und More hörte ihn mit Lust, weil er liebreich mit ihm redete. Dann hieß er ihn aufsehen zu dem sternbesäten Himmel und ohne weiter mit ihm zu reden, führte er ihn zu Eli's Wohnung zurück.

Und am anderen Abend führte Mozal den Sohn Eli's wieder zu dem Hügel, und redete dann von dem Urheber des Auges und fragte More: „Der das Auge gepflanzet hat, sollte der nicht sehen, und mehr sehen, als die Menschen?“ Und er hieß ihn wieder aufblicken zu den Sternen, und kehrte, ohne mit ihm weiter zu reden, in die Wohnung zurück. More dachte den Worten Mozals nach, und wußte nicht, in welcher Absicht dieser ihn Nachts auf den Hügel führte. —

Als Mozal am dritten Abend ihm sagte, daß er ihn auf den Hügel begleiten möchte, fragte More: „Warum führst du mich jeden Abend auf den Hügel?“ — Der weise Lehrer versprach ihm noch heute die Anwort zu geben. Und als sie auf dem Hügel angekommen waren, richtete Mozal seine Blicke zu den Sternen, und hieß More solches auch thun und sprach: „Siehst du das zahllose Heer der Sterne?“ — Es sind die Augen Gottes! Wohin du auch sehen magst, dahin sehen schon vor dir die Augen Gottes. Wohin du sehen wirst, dahin sehen sie schon, und mehr, als du siehst, sehen sie. Die Augen Gottes sehen Alles. Sie sehen durch deine Augen in dein Herz, und schließest du sie, sie sehen doch hinein. Und ist auch deinem Auge keines der unzählbaren Augen Gottes sichtbar, verhüllen auch dunkle Wolken deinen Blicken die Augen Gottes, du bist ihnen dennoch nicht verborgen mit allen deinen Gedanken, mit allen deinen Thaten; denn Finsterniß ist ihnen nicht finster, und die Nacht leuchtet ihnen wie der Tag. Die Augen des Herrn sind viel heller, denn der Menschen Augen, sie sehen Alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichen Winkel.“

Und es kam More bei dieser Rede Angst und Beben an, und aus seiner Brust drängte sich ein tiefer Seufzer. Er gedachte der Nächte, wo er glaubte, ungesehen Frevel geübt zu haben. Und Mozal sprach zu ihm: „Auch die ewige Liebe und die verzeihende Huld spiegelt sich in den Augen Gottes.“ — Und der Jüngling flog an seinen Hals und rief: „Ich will sie verdienen.“ — Und er ging in sich, und was er that am Tage oder in der Nacht, er blickte auf zu den Augen Gottes. Und

oft erhob er sich Nachts von seinem Lager, aber nicht, wie vormals, sondern er trug dem Armen Brod in seine Hütte, und machte heimlich gut den Frevel, den er gestiftet. Und Eli wußte nicht wie dem Knaben geschehen war, denn er war folgsam und freundlich, und durfte ihm kein böses Wort mehr sagen. Er wußte aber nicht, daß der Knabe mit Mozal auf dem Hügel gewesen war.

10. Gott ist heilig und gerecht.

Ein Mann, den man dem äußern Scheine nach für ehrlich hielt, trieb heimlich Straßenräuberei, wovon er sich gemüthlich nährte. Einst überfiel er einen Kaufmann auf der Straße, der im Begriffe war, auf die Messe zu reisen, und wollte ihm sein Geld abnehmen, und da derselbe sich wehrte, so gab er ihm einige tödtliche Streiche. Nun nahm er ihm sein Geld und seine Uhr, ließ ihn liegen und ging davon. Und damit er ja nicht entdeckt werden könne, so leerte er den Geldgurt aus und warf ihn weg. — Bald darauf kam ein anderer Reisender dieselbe Straße, fand den leeren Geldgurt, und weil derselbe noch gut war, so hob er ihn auf und nahm ihn mit. Nun kam er an den Ort, wo der verwundete Kaufmann lag. Er besah ihn, fühlte — und da er noch Wärme bei ihm spürte, so nahm er sich seiner an, und versuchte, ob er ihn nicht wieder zum Leben bringen könnte. Ueber dieser wohlthätigen Bemühung trafen ihn einige Bauern, hielten ihn für den Mörder, und nahmen ihn gefangen. Er betheuerte seine Unschuld auf das Aeußerste; allein es half nichts; er mußte vor Gericht. Der Richter ließ ihn visitiren, und man fand bei ihm den Geldgurt des ermordeten Kaufmanns, welchen die Verwandten desselben wohl kannten. Nach allen Umständen war es ziemlich wahrscheinlich, daß er der Mörder wäre. Und ob er es gleich nicht eingestand, so wurde er dennoch zum Tode verurtheilt. Der wirkliche Mörder hatte indessen von der Sache gehört, und war so verwegen, daß er selbst in's Gefängniß ging, um den Unglücklichen zu sehen, der für seine That büßen sollte. — O du Bösewicht! Sei nur nicht so sicher! es kann sich bald ändern. Freue dich nicht so sehr über das Mißverständniß! Gott weiß die Unschuld zu retten, wenn auch Alles wider sie ist. Gott weiß die Bosheit zu offenbaren, wenn auch Alles für sie ist; wenn kein Mensch dächte, daß du der Thäter sein könntest. — — In der Zeit, da er in das Gefängniß gegangen war, brach sein Knecht den Schrank auf, nahm die Uhr des ermordeten Kaufmanns heraus und verkaufte sie an

einen Juden. Dieser bot sie feil, und kam endlich zu einem Manne, der die Uhr kannte. Dieser zeigte es sogleich bei Gericht an. Man fragte den Juden, wo er die Uhr bekommen? Er sagte es. Dadurch kam die Sache an den Tag, und zwar noch eben zur rechten Zeit, da der Unschuldige noch lebte. Dieser wurde nun losgegeben, der wahre Thäter aber festgenommen und empfing seinen Lohn.

11. Gott ist langmüthig und geduldig.

O Gott!
Du gibst den Sündern Zeit und Raum,
Der Strafe zu entgehen;
Du läßt den unfruchtbaren Baum
Nicht ohne Pflege stehen;
Du wartest sein, du suchest Frucht,
Und wenn du gleich umsonst gesucht,
Hörst du nicht auf zu bauen.
Du schonest sein von Jahr zu Jahr,
Dein Vaterherz hofft immerdar
Noch Frucht von ihm zu schauen.

Laß diese Langmuth und Geduld,
Gott, uns're Herzen rühren;
Nie müsse deine Vaterhuld
Zur Sicherheit uns führen;
Trag' uns erbarmend fernerhin;
Doch gib uns auch dabei den Sinn,
Daß wir die Sünde hassen;
Und uns noch in der Gnadenzeit
Dem Reichthum deiner Gütigkeit
Zur Buße führen lassen.

12. Gott — Alles in Allem.

Suche den Hirten bei seiner Heerde. Er hütet seine Lämmer, er führt sie an klare Bäche, auf frische Weide; wenn die jungen Lämmer müde sind, so trägt er sie auf seinen Armen; wenn sie sich verirren, so bringt er sie zurück zu seiner Heerde.

Wer aber ist der Hirt aller Hirten? Wer behütet ihn? Wer leitet ihn auf den Weg, den er gehen sollte? Und wer führt ihn zurück, wenn er sich verirret?

Gott ist der Herr des Hirten. Er ist der Herr über Alle. Er sorgt für Alle. Die ganze Erde ist seine Weide, wir alle sind seine Heerde, und in jeder Pflanze, und auf jeder grünen Flur hat er uns eine Nahrung bereitet.

Die Mutter liebt ihr Kindlein, auf ihrem Schooß sieht sie es wachsen, sie stärkt seinen Körper durch Nahrung, sie nährt seinen Geist durch Lehre; wenn es krank wird, so pflegt sie sein mit sorgsamer Liebe; sie bewacht es, wenn es schläft, keinen Augenblick vergißt sie sein, und freuet sich täglich seines Gedeihens.

Wer aber ist der Vater der Mutter? Wer nährt sie mit Güte und wacht über ihr mit sorgsamer Liebe, und gedenkt ihrer immerdar? Wessen Hand ist über ihr, um sie vor Leid zu schirmen, und wer heilt sie, wenn sie krank wird?

Gott ist der Vater der Mutter. Er ist unser Aller Vater; denn er hat uns Alle erschaffen. Alle Menschen, die da leben in der weiten großen Welt, sind seine Kinder. Er liebt Alle, und ist Allen freundlich.

Der König herrscht über sein Volk; er hat eine goldene Krone auf dem Haupte und den Herrscherstab in seiner Rechten; er sitzt auf einem Throne und sendet seine Gebote aus; seine Unterthanen fürchten ihn; wenn sie Recht thun, so schirmt er sie vor Gefahr; wenn sie Uebel thun, so bestraft er sie.

Wer ist aber der König der Könige? Wer gebietet ihm, was er thun soll? Wessen Hand ist ausgestreckt, ihn zu schützen vor Gefahr, und wer bestraft ihn, wenn er Uebel thut?

Gott ist der König des Königs. Seine Krone ist strahlendes Licht; über den Sternen steht sein Thron; er ist König aller Könige, und Herr aller Herren. Heißt er uns leben, so leben wir, und gebietet er uns zu sterben, so sterben wir. Seine Herrschaft erstreckt sich über alle Welten, und das Licht seines Angesichtes strahlt über alle seine Werke.

Gott ist unser Hirt, darum wollen wir ihm folgen; Gott ist unser Vater, darum wollen wir ihn lieben; Gott ist unser König, darum wollen wir ihm gehorchen.

13. Gott ist die Liebe.

Gott ist die Lieb'! Ihr Himmel hallet:
Die Lieb' ist Gott im Sternenchor!
Aus unsers Herzens Tiefe wallet
Gesang: „die Lieb' ist Gott!“ empor.

Er warf wie Staub der Sonnen Sonnen;
Und Welten kreis'ten rings in Wonnen:
In matter Erdenfreude kreis't,
In Wonne bald des Menschen Geist.

Gott ist die Lieb' auch in Gewittern,
Wenn ihre Flamme um uns saust!
Wenn aufgewühlt die Berge zittern,
Und hoch in's Land die Woge braust.
Gott ist die Lieb', wenn ungeachtet
Auch Krieg und Pest die Völker schlachtet;
Wenn auch der große Geistestod
Der Völker Licht zu löschen droht.

Gott ist die Lieb'! Bald erstehet
Der edle Geist in junger Kraft.
Der Morgenröthe Fittig wehet,
Und heiter strahlt die Wissenschaft.
Bald höher steigt und höher immer
Die Menschlichkeit, der Gottheit Schimmer;
Von Menschenlieb' und Menschenlust,
Der Wonnen Vorgeschmack, bebt die Brust.

Ob auch der Geist sich endlos hübe;
Vor dir ist, Gott, sein Wissen Dunst!
Die reinste Gluth der Menschenliebe
Ist nur ein Fünkchen deiner Brunst!
Einst hebst du uns vom Lebenstraume
Zu deines Urlichts fernstem Saume!
Wir nah'n mit Zittern deinem Licht
Und hüllen unser Angesicht!

14. Der Eine.

Tage kommen, Tage gehen; eilig schnell die Jahre flieh'n,
Führen uns, wie Windeswehen, flüchtig unser Leben hin.

Und wie viel so schneller Jahre unserm Leben zuerkannt,
Ob es finstere, ob es klare: Jedem ist es unbekannt,

Wenn auch hell am frühen Morgen sich die Sonne aufwärts schwingt:
Keiner kennt die bangen Sorgen, die vielleicht der Abend bringt.

Sie, die Lerche, die mit Singen fröhlich in die Lüfte steigt:
Weiß sie, daß mit wunden Schwingen sterbend sie vor Abend schweigt?

Froh erschallt's in Wald und Grüften, und ein Garten rings erblüht,
Wenn mit tausend süßen Düften in das Land der Frühling zieht.

Doch der Blumen steh'n gebeuget viele, eh' der Herbst noch nah;
Alle aber sind erbleichet, ist der kalte Winter da.

Also sind die Tage flüchtig, wechseln ohne Rast und Ruh;
Dieses nur ist immer richtig, daß sie flieh'n dem Ende zu.

Einer nur ist ohne Gleichen, Alles ist ihm unterthan:
Würmer, die im Staube schleichen, Sterne auf der Himmelsbahn.

Einer nur ist ohne gleichen, Einer nur von Ewigkeit;
Alles muß sich schweigend beugen vor des Einen Herrlichkeit.

Falken, die am höchsten schweben, Fische in dem tiefsten Grund,
Wünsche, die im Herzen leben: Alles ist dem Einen kund.

Einer ist der Herr der Zeiten, Einer hat sie ausgesandt;
Ihre Freuden, ihre Leiden, mißt des Einen weise Hand.

15. Der Erlöser.

Durch Adams Sünde wurden wir auch sterblich, strafbar, Sünder, vergiftet und verderbt von ihr; denn wir sind Adams Kinder. Ach! hätte Gott nicht uns're Noth mitleidig angesehen, wir trügen noch der Sünde Joch und müßten einst vergehen.

So tief sind wir herabgebracht! Seit jenem Falle herrscht, durch die Sünde Fluch und Nacht, der Tod jetzt über Alle. In solcher Noth verhieß uns Gott selbst seinen Sohn zu geben, daß wir, erneut zur Seligkeit, Ihm möchten wieder leben.

Er, der an uns're Stelle trat, zum Opfer hingegeben, Er ist das Licht, Er ist der Pfad zur Wahrheit und zum Leben. Sein Schutz umgibt die, die Er liebt, wenn sie nur freudig glauben; die Er bewacht, kann keine Macht aus seiner Hand ihm rauben.

O wie undankbar, wie verrucht ist der, der ihn verachtet, sein Heil allein bei Menschen sucht, nicht Gottes Liebe achtet! Wer in der Noth, die ihn bedroht, blos Hilfe sucht auf Erden; der muß in Zeit und Ewigkeit vor ihm zu Schanden werden!

Wer hofft auf Gott und ihm vertraut, wird nimmermehr zu Schanden, und wer auf diesen Felsen baut, legt Noth und Tod in Banden. Die Hölle weicht, von dem gebeugt, der zu dem Herrn geflehet; wer sich nur fest auf Gott verläßt, in allem Kampf bestehet.

16. Leben Jesu auf Erden.

Zu dir erhebt sich mein Gemüthe, du Freund der Menschen, Jesus Christ! Der du durch Heiligkeit und Güte der Welt ein Beispiel worden bist. Du lebtest bloß zu unserm Besten; uns zu befreien, uns zu trösten, entsagtest du der Herrlichkeit. Nur wohlzuthun war dein Bestreben; der Zweck von deinem ganzen Leben war deiner Menschen Seligkeit.

Nicht schrecklich waren deine Werke; denn du erschienst nicht zum Gericht. Du warst der Schwachen Kraft und Stärke, und der Bedrängten Zuversicht. Dein Blick war, wie dein Herz, voll Güte, und, wie dein Mund, verhieß er Friede; die milde Hand gab Armen Brod. Du sahst die Thränen der Betrübten nach Hilfe, — halfst, — und die dich liebten, vertrauten dir und priesen Gott.

Du fühltest deiner Freunde Leiden mehr, als du eig'ne Noth empfand'st; du dachtest nicht an Ruh' und Freuden, so oft du Menschen leidend fand'st. Auch selbst mit Schwächung deiner Kräfte, war es dein tägliches Geschäfte, als Menschenfreund herumzuzieh'n. Eh' noch ein Leidender es wagte, und Dir sein Elend thränend klagte, erquickte schon dein Beistand ihn.

Herr! wo du gingst, auf jedem Schritte, da folgte Lieb' und Mitleid nach; sie folgten in des Armen Hütte, wie unter des Vornehmen Dach. Der Tempel, wie die öden Wälder, die Städte, wie die off'nen Felder bezeugten deine Gütigkeit. Du halfst, warst du auch nicht zugegen; dein holder Zuspruch und dein Segen versüßte, wo du warst, das Leid.

So gingst du still auf deinem Pfade dem dir bestimmten Tode zu. Noch war in deinen Blicken Gnade, in deiner Seele Himmelsruh'; auch dann, als Schrecken und Gefahren von allen Seiten nahe waren, verließ dich nicht dein Edelmuth. Du bliebst Beschützer deiner Freunde, ertrugst langmüthig deine Feinde, und liebtest sie trotz ihrer Wuth.

O Jesu! wäre doch mein Leben dem deinen gleich, wär' ich, wie du, so ganz der Nächstenlieb' ergeben, so sanft, so mitleidsvoll, wie du! O stärk' in mir die holden Triebe des Mitleids und der Nächstenliebe, und gib mir deinen edlen Sinn! So zier' ich, Jesu! deine Lehre, und weiß, leb' ich dir hier zur Ehre, daß ich des Himmels Erb' einst bin.

17. Jesus Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.
D'rauf hast du selbst uns, Herr! dein Wort gegeben.
O leite uns, die wir in Schwachheit wallen,
Und lehr' uns thun nach deinem Wohlgefallen.

Du bist der Weg. An deiner Hand wir finden
Die sich're Bahn zum Licht im Thal der Sünden.
Erhalt' uns stets, o Hirt voll Huld und Gnade!
Bei deiner Heerd' auf rechtem, ew'gen Pfade.

Du bist die Wahrheit. Geh'n wir gleich im Dunkeln,
Doch muß dein himmlisch Licht uns freundlich funkeln.
O bleibe bei uns, Herr, in Nacht und Schmerzen!
Sei du der Morgenstern in unserm Herzen.

Du bist das Leben. Ewig, himmlisch Leben
Wirst du, o Lebensfürst! den Deinen geben.
O hilf, bis wir zum Himmel durchgedrungen,
Verklärt dich preisen, Herr, mit Engelzungen. —

18. Gottes Treue.

Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen herum;
Die Wellen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

Ein Thurm ragt über'm Berge,
Und schaut in das Thal hinab;
Die Winde rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein herab.

Es zieht einher ein Wetter,
Und rasselt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter
Doch eisern steht der Baum.

Des Höchsten ewige Treue
Steht fester denn Fels und Thurm,
Und grünt und blühet auf's neue,
Und trotzt dem rasenden Sturm.

10. Des Heilands Bild.

Zu des Lebens letztem Gange schickt sich unser Heiland an, und dem Menschensohn ward bange, und von glühend heißer Wange kalter Schweiß zur Erde rann: Sieh', er träget auf dem Rücken selbst sein Kreuz mit stillem Sinn: Aber Last und Kummer drücken ihn erschöpft zur Erde hin.

Und er sinket in die Kniee, und das Volk, das um ihn steht, höhnt nur seine Angst und Mühe; wie er lechze, wie er glühe, keiner ihn zu laben geht, legen dann das Kreuz die Knechte Simon von Cyrene auf, daß er es zur Stätte brächte, wo sich endet Christi Lauf.

Und nun soll es weiter gehen, und die Kriegesknechte droh'n, und in namenlosen Wehen schaut er aufwärts, und die Höhen Golgatha's erblickt er schon! Seine Menschheit ist erlegen in der bittern Angst und Qual, und er sinkt auf seinen Wegen wieder hin zum andern Mal.

Geht kein Wort aus seinem Munde? Nur ein Seufzer hebt die Brust. Aber zu derselben Stunde quillt ihm in des Herzens Grunde unaussprechlich süße Lust; denn ein Mädchen naht sich leise, bückt sich still zu ihm herab, und sie trocknet mild und leise ihm den Schweiß der Stirne ab.

Und von neuer Kraft belebet stehet der Erlöser da; seinem Mund kein Wort entschwebet, doch sein selig Auge hebet sich zu dir, Veronika! Und er blickt dich an und schreitet froh der Schädelstätte zu, fährt gen Himmel und bereitet droben dir die heil'ge Ruh'.

Und in wehmuthsvollem Schauen sieht Veronika ihm nach, und die klaren Thränen thauen; aber Glaube und Vertrauen wird ihr schnell im Herzen wach; öffnet ihres Tüchleins Falten, das die Stirn des Herrn gefühlt, ihre Thränen zu verhalten, die sie niederfließen fühlt.

Wie das Tüchlein ausgebreitet, steht des Herren Konterfei, wie er duldet, wie er streitet, als durch Malers Hand bereitet, drinnen leibhaft und getreu. Skt. Veronika's Gebeine ruh'n schon an der Erde Brust; doch das Bild, das himmlisch reine, ist noch heut der Pilger Lust.

20. Christus am Kreuze.

Still hing am Kreuze Jesus da,
Und war dem Tode schon ganz nah,
Da schwand der schönen Sonne Pracht,
Und Alles deckte finst're Nacht,
Und Erd' und Berge zittern,
Und Stein und Felsen splittern.

Der Todten Gräber thun sich auf,
Und Todte steigen d'raus herauf,
Und wandeln in der Finsterniß
Des Tempels Vorhang selbst zerriß
Von oben bis herunter.
Welch' fürchterliche Wunder!

Wie Todte bleich, wie Todte stumm
Steh'n um des Kreuzes Stamm herum
Die Freunde Jesu, seh'n den Tod,
Der ihn mit aller Wuth bedroht.
Zerfleischt vom Judengrimme,
Erhebt er noch die Stimme:

„Behalt', o Herr! für dein Gericht
Dem Volke diese Sünde nicht;
Sie wissen nicht, was sie gethan."
So betet noch der Schmerzensmann
Für seine Feind' hienieden
Um Gottes Gnad' und Frieden.

Und immer näher rückt der Tod,
Und immer schwerer wird die Noth.
„Mein Gott! Warum verläßt du
mich?“
Ruft er voll Wehmuth bitterlich,
Daß sich die Erd' erschüttert,
Und Alles um ihn zittert.

Als er den letzten Odem zog,
Erhob er seine Stimme noch,
Und rief mit voller Stärk' und
Macht
Ganz schauerlich: „Es ist vollbracht!
In deine Händ' empfehle
Ich, Vater, meine Seele.“

O Gott, durch deines Sohnes Blut,
Fleh'n wir, gib wahren Christenmuth,
Gib uns zur Tugend Stärk' und
Kraft,
Die uns den Himmel einst verschafft.
Laß seinen Tod, sein Leiden
Uns nützen, wenn wir scheiden.

Gib, Vater, wenn ich sterben soll,
Daß ich ehvor noch liebevoll,
Wie Jesus an dem Kreuz gethan,
Für meine Feinde beten kann.
Und daß in Jesu Namen
Ich dann entschlumm're. Amen.

21. Vertrauen auf Gott.

Groß ist der Herr! Die Berge zittern
Von seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht.
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht ein Gesetz, als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben gibt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was mich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm ist deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel gibt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten;
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm.

O schwinge dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube,
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld.

Gott fehlet nicht! O Seele, thue,
Was dir gebührt; sei fromm und gut!
Versage dir nicht diese Ruhe:
Aus ihr erwächst der hohe Muth.
Der, wenn das Unglück uns erstürmt,
Uns rettet, tröstet, hebt und schirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden
Wenn er den frommsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruh'n im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

22. Nimm deine Zuflucht zum Herrn.

Zuflucht.

Der du mit Thau und Sonnenschein ernährst die Lilien auf dem Feld,
Der du den jungen Raben nicht vergissest unterm Himmelszelt,
Der du zu Wasserbächen führst den Hirsch, der durstig auf den Tod,
O gib, du Allbarmherziger, auch uns'rer Zeit, was ihr so Noth!

Um Frieden, Frieden flehen wir, nicht jenen, der des Sturms entbehrt,
Der sicher in der Scheide Haft gefesselt hält das scharfe Schwert, —
Nein, um den Frieden in der Brust, dem's mitten in der Schlacht nicht graut,
Weil auf den Felsen deines Worts mit festen Pfeilern er gebaut.

Gib uns die Hoffnung, Herr, zu dir, die nie zu Schanden werden läßt,
Gib uns die Liebe, die im Tod und über'm Tode noch hält fest,
Gib uns den Glauben, löwenstark, den Glauben, der die Welt bezwingt,
Und auf dem Scheiterhaufen noch die hellen Jubelpsalmen singt.

23. Ertrage alle Leiden in Geduld.

Es war nach drei mühseligen Jahren das erste Mal, daß Wilhelm Denker's Aecker, die derselbe in sehr schlechtem Zu-

stande übernommen hatte, reichlich trugen. Mit Freude und Hoffnung blickte er deßhalb auf seine schöne Ernte, und rechnete im Voraus ihren Ertrag nach, und wie viele Schulden er davon tilgen, um wie viel er seinen Viehstand vermehren, wie er seiner ganzen Wirthschaft eine erweiterte und bessere Einrichtung geben wollte.

Aber eines Tages verbarg sich plötzlich die Sonne hinter schwarzen Wolken, und ein furchtbarer Sturm, der sich erhob, trieb ein Unglück drohendes Gewitter über die Flur, in welcher Wilhelms schöne Weizenfelder lagen. Hier entlud es sich unter gewaltigem Hagelschlag, und nach wenigen Augenblicken lagen die hohen Halmen mit ihren schweren Aehren zerknickt am Boden. Nicht ohne Wehmuth betrachtete Wilhelm Denker das Feld seiner zertrümmerten Hoffnung: doch er tröstete sich, den Spruch beherzigend:

„Nicht das, warum ich flehe,
Dein Wille nur geschehe,
Und was mir heilsam ist.
Drum will ich kindlich schweigen,
Zufrieden mich bezeigen
Mit Allem, was du gibst."

Ein frommer Vater hatte die Gewohnheit, daß er öfters seine Kinder um sich versammelte, und mit ihnen laut zu Gott betete. Da geschah es denn fast jedes Mal, daß er die Worte vorbrachte: „Ich danke dir, o Gott, für alles Gute, was du mir gegeben, aber auch für alle Leiden, mit denen du mich heimgesucht hast!" — Darüber wunderten sich nun seine Kinder, und der ältere Sohn fragte ihn einmal und sprach: „Wie kommt es denn, lieber Vater, daß ihr Gott sogar für die Leiden danket, die er über euch verhängt? Sind denn Leiden etwas Gutes?" — „Allerdings," antwortete dieser, „sind sie etwas Gutes; nur muß man sich auch gut in denselben verhalten und sich dadurch nicht zur Ungeduld verleiten lassen. Dieß kann ich euch durch meine eigene Lebensgeschichte beweisen. Ich hatte nämlich einen Vater, den ich für reich hielt, und bei dem es mir erlaubt war, zu thun, was ich wollte; denn seine vielen Geschäfte ließen es nicht zu, sich um mich zu bekümmern. Nun starb er, und nach seinem Tode fand es sich, daß er größern Aufwand gemacht hatte, als er hätte machen sollen; denn die Gläubiger kamen, und nahmen sein ganzes Vermögen in Empfang. Ich war darüber untröstlich, und wußte nicht, was ich

thun sollte. Da nahm mich des Vaters Bruder zu sich und versprach, meine Erziehung zu besorgen. Dieser war ein sehr harter Mann. Er warf mir oft vor, daß ich bei ihm das Gnadenbrod esse, hielt mich äußerst schlecht in der Kleidung, fuhr mich heftig an, wenn ich einmal was versah, und erlaubte mir nie ein jugendliches Vergnügen. Diese Behandlung schmerzte mich sehr und kostete mich tausend Thränen. Da ich nur etliche Jahre in dieser Lage ausgehalten, so überdachte ich eines Tages mein ganzes Schicksal, und bemerkte, daß ich wirklich um Vieles besser geworden war. Sonst betete ich gar nicht, oder doch sehr leichtsinnig, war frech und ungefällig, ließ es mir nie angelegen sein, Etwas zu erlernen, weil ich so einfältig war zu glauben, daß ich es, wegen des Reichthums meines Vaters, nicht nöthig hätte. Aber nun trieb mich die Noth zum Gebete an. Ich stand keinen Morgen auf, ohne Gott recht innig anzuflehen, daß er mir ja ein gutes und frommes Herz schenken wolle. Auch hatte mich die Härte meines Vetters biegsam und gefällig gemacht, und da ich wußte, daß ich nichts in der Welt finden würde, was ich mir nicht durch meinen Fleiß verschaffte, so gab ich mir auch alle Mühe, etwas Nützliches zn erlernen. Sehet, Kinder! — sagte endlich der Vater, das ist die Ursache, warum ich Gott auch für die Leiden danke, mit denen er mich seither heimgesucht hat. Sie waren für mich die größte Wohlthat, denn sie haben mich gebessert und zum brauchbaren Menschen gemacht.« — Durch diese Erzählung wurden die Kinder äußerst gerührt. Sie erinnerten sich in der Folge öfters an dieselbe, und überzeugten sich selbst, daß die Leiden, die dem Menschen begegnen, stets zu seinem Besten gereichen, und aus weiser Absicht über ihn verhängt werden.

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbsten Schmerz;
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.

Nur in finstern Nächten strahlet
Herrlich schön der Sterne Pracht,
Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolken Nacht.

An des Sommers schwülem Hauche
Reift die gold'ne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenstrauche
Blüht die schönste Blum' der Flur.

O so nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand;
Sie sind Boten wahrer Freuden,
Sind des Glückes sich'res Pfand.

24. An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz! es währt nicht lange,
Bald endet Alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz bethört;
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Gesegnen all', was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir;
Sie will von deinem Gott dich scheiden
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen steh'n,
Und sieh', wie die Lilien scheinen,
Und höre, wie die Palmen weh'n.

So sei mein Herz, o sei zufrieden
Mit Allem, was der Herr dir gibt,
Und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weiter geh'n,
Die Hände fromm zu dir erheben
Und nicht auf diese Erde seh'n. —

25. Sei dankbar gegen Gott.

Ein reicher Jüngling zu Rom war krank gelegen an einem schweren Uebel. Endlich genas er und ward gesund. Da ging er zum ersten Mal hinaus in den Garten und war wie neugeboren und voll Freude und lobte Gott mit lauter Stimme. Und er wandte sein Antlitz gegen Himmel und sprach: „O du Allgenugsamer, könnte ein Mensch dir etwas vergelten, wie gerne wollte ich alle meine Habe geben!“

Solches hörte Hermas, genannt der Hirte, und sprach freundlich zu dem reichen Jüngling: „Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du nichts zu senden. Komm, folge mir!“

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte. Daselbst war eitel Jammer und Elend: denn der Vater lag krank und die Mutter weinte, die Kinder aber waren nackend und schrieen um Brod. — Da erschrack der Jüngling. Hermas aber sprach: „Sieh', hier ist ein Altar für dein Opfer! Sieh' hier des Herrn Brüder und Stellvertreter."

Da that der reiche Jüngling seine Hand über sie auf und gab ihnen reichlich und pflegte den Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn und nannten ihn einen Engel Gottes. Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer dein dankbares Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde."

* * *

Zu der Zelle des Abtes Saba kamen einige Kameeltreiber, die sich mit ihren Kameelen auf ihrer Reise durch die Wüste verirrt hatten. Er bewirthete die fremden Männer so gut er nur immer konnte, und bedauerte, daß er ihnen keine bessern Speisen vorsetzen konnte, als Wurzeln und Kräuter, die er in seinem Gemüsegarten baute.

Auf ihrer Zurückreise durch die Wüste kamen die Männer wieder zu der Zelle des Abtes, und brachten ihm aus Dankbarkeit für die freundliche Bewirthung mehrere Käse und einen Korb voll von den Früchten des Palmbaumes, Datteln genannt.

Indem Abt Saba diese Geschenke den versammelten Brüdern zeigte und alle sich darüber freuten und die Dankbarkeit der Fremden lobten, ward er auf ein Mal sehr ernst und sprach: „Weh uns! Diese Leute, die noch Heiden sind, haben einer kleinen Wohlthat nicht vergessen, sondern ihre Dankbarkeit durch reiche Gaben bewiesen; allein wie strafbar, ja unverzeihlich ist es, daß wir, die wir Gott als unsern größten Wohlthäter erkennen und täglich unzählige Wohlthaten von ihm genießen, uns dennoch so wenig bemühen, ihm unsern Dank durch willige Beobachtung seiner heiligen Gebote zu bezeigen!"

Alle nahmen die Ermahnung ihres Abtes zu Herzen, und genossen die erhaltenen Geschenke, die er unter sie vertheilte, mit innigem Dank gegen Gott.

26. Befleißige dich eines frommen Lebens!

Ein frommer, französischer Gesandter.

Chanuts, französischer Gesandter in Schweden, war jung, reich, geschickt und überall beliebt; aber er vertraute darum nicht

auf Menschen, sondern auf Gott. Daher schrieb er, kaum dreißig Jahre alt, folgendes Gelübde nieder, und war ihm auch gehorsam. „Lange habe ich darüber nachgedacht, welchen Bund ich mit mir selbst schließen, welche Lebensregeln ich mir vorzeichnen solle. Durch Gottes Gnade bin ich entschlossen, in meinem ganzen Leben folgende Regeln nicht aus den Augen zu lassen. Ich will Gott wahrhaftig, und aus keiner irdischen Absicht, sondern, wie er es verlangt, über Alles lieben, Jesum Christum als meinen Heiland wahrhaftig ehren, und ihn frei vor der Welt bekennen. Ein heiliges Leben sei mir das höchste Gut, nach dem ich von ganzer Seele trachte. Meine Seele muß Herr werden und Herr bleibeu über meinen Leib; darum will ich ihn täglich im Zaume halten, daß nichts seine Begierden entzünden möge, und wachen, daß mein Herz sich stets mit meinem Seelenheile beschäftige. Geld und Gut will ich weder zu sehr lieben, noch zu sehr verachten, sondern mit meinem älterlichen Erbtheile und Allem, was ich besitze, weise wirthschaften. Durch Aeußerlichkeiten will ich mich nicht vor meines Gleichen auszeichnen, sondern die Hauptsache im Auge behalten, und die Zufälligkeit der Wandelbarkeit der Verhältnisse überlassen. Auch will ich nicht nach großer Ehre streben; doch auch nicht durch falsche Demuth sie von mir weisen, wenn sie mir zu Theil werden sollte. Meinem Berufe will ich mich mit aller Gewissenhaftigkeit widmen, und sehe ich mich durch unübersteigliche Hindernisse in meiner Wirksamkeit gehemmt, so will ich geduldig warten, bis Gott sie wieder entfernt, und einstweilen in anderer Weise Gutes zu wirken suchen. Meinen Leib will ich nicht verzärteln, sondern zur Mässigkeit gewöhnen und durch Arbeit abhärten. Eine erlaubte Erholung, die seiner Gesundheit zuträglich ist, will ich ihm nicht versagen, damit er Kräfte zu neuer Thätigkeit sammle; nur darf er nie der Zucht und dem Willen des Geistes Gottes Widerstand leisten wollen. Allmächtiger Gott! der du mir diese Gedanken eingegeben hast, hilf mir, daß ich ihnen durch mein ganzes Leben Gehorsam leiste!“

27. Hoher Werth der Religion.

Religion, von Gott gegeben,
Sei ewig meinem Herzen werth!
Wie trostlos würd' ich oft erbeben,
Wenn mich des Lebens Last beschwert.
Nur du erheiterst meinen Sinn,
Und führst mich sanft zum Ziele hin.

Wer zeigt mir eine beſſ're Lehre,
Die edler mich und weiſe macht,
Dem Menſchen ſo viel Troſt gewähre,
Und ihm ſo großes Heil gebracht?
Wo find' ich außer ihr das Licht,
Das durch des Lebens Dunkel bricht?

Sie iſt es, die mich Gott erkennen,
Mich meinen Schöpfer lieben lehrt.
Ich darf getroſt ihn Vater nennen,
Dort ſicher ſein, daß er mich hört.
Sie ruft mir zu: Dein Gott iſt gut,
Wohl dem, der ſeinen Willen thut!

Sie treibt mein Herz, ſich ſelbſt zu richten;
Sie ſchärfet meines Geiſtes Blick,
Belehrt mich über meine Pflichten,
Und hält vom Böſen mich zurück.
Sie ſtärket des Gewiſſens Trieb,
Und macht mir jede Tugend lieb,

Sie leitet mich auf allen Wegen,
Sie zeiget mir das höchſte Gut;
Sie macht mir jedes Glück zum Segen,
Und gibt im Unglück frohen Muth.
Wo ſonſt mich gar nichts tröſten kann,
Da hebt ihr wahrer Troſt erſt an.

Sie ſchafft dem Geiſte ſüßen Frieden,
Verſcheucht den ſorgenvollen Sinn,
Und reichet jedem Lebensmüden
Den ſichern Stab der Hoffnung hin.
Auf den er ſtill und feſt ſich lehnt,
So oft er ſich nach Ruhe ſehnt.

Sie läßt mich ew'ges Daſein hoffen,
Verkündigt mir Unſterblichkeit;
Der Himmel ſteht durch ſie mir offen,
Und mein iſt eine Ewigkeit.
O welche Wonne für den Geiſt,
Der ſich der Sünde ganz entreißt.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Ich glaube feſt und wanke nicht;
Kein Wahn, kein Witz des Spötters raube
Mir jemals meines Glaubens Licht!

Religion erhebt mein Herz,
Sie edelt mich in Glück und Schmerz.

Ja, du, des Lebens reinste Wonne,
Begleite du mich bis an's Grab,
Und leuchte dann, gleich einer Sonne,
Vor mir in's Todesthal hinab!
Mein erster Laut an Gottes Thron
Sei Dank für dich, Religion!

28. Glaubensmuth und Treue.

Ein heidnischer Despot, der, seines eigenen Ruhms nicht eingedenk, das Licht des Christenthums in seinen Staaten zu vernichten strebte, zog einen Christen einst vor sein Gericht, der in den Gränzen seines Reiches lebte.

„Verläugne deinen Gott und diene den Altären, die meinen Göttern aufgerichtet steh'n!“ — „Mein Herr und König! das verlange nicht. Und wolltest du mir Lohn und Huld gewähren, zu deinem Throne selber mich erhöh'n; treu bleib ich meinem Gott und meiner Pflicht.“

„Wie, weißt du nicht,“ erwiedert der Tyrann, „daß ich dich zwingen, ja dich tödten kann? Ein Wink, ein Wort, und meine Boten fliegen!“

„Wohl weiß ich das, weiß, daß ich unterliegen und daß ich sterben muß auf dein Gebot. Doch meiner Väter heilig frommen Glauben soll weder Erdenlohn, noch Martertod, nichts soll ihn mir aus meinem Herzen rauben. Doch zürne nicht, wenn ich, dein Knecht, es wage, ein Gleichniß dir in Demuth vorzulegen, und zur Entscheidung eine ernste Frage: „Gesetzt, es wär' ein Knecht, der seiner Treue wegen nicht deinem Throne nur, sondern auch deinem Herzen nahe stand, in seines Feindes rauhe Hand gerathen, und jedes Mittel würde angewandt, den treuen Diener von dir abzuwenden. Er bleibt dir treu; er will dich nicht verrathen; will lieber treu, als ein Verräther, enden. Da ziehen ihn die rohen Feinde aus, und schlagen ihn und rauben ihm die Kleider. Nackt geht er fort, und Spott ist sein Begleiter. So, König! kommt er wieder in dein Haus. Wirst du ihn nicht in deine Arme drücken, den Treuen nicht mit schönen Kleidern schmücken? Wirst du mit Ehre nicht den Spott vergelten? Mit Lob und Liebe nicht des Feindes schelten?“

„Wohl würd' ich das," — erwiedert der Despot, — „doch was soll mir dein Gleichniß denn bedeuten?"

Da sprach der Christ: „Du kannst mich auch entkleiden von meines Leibes irdischem Gewande. Doch, mein Gott, der mich in's Leben sandte, er wird auch mich mit neuem Glanz umgeben, und väterlich in seine Arme heben. — So nimm denn hin, o Herr! nimm hin das Kleid! laß meinen Glauben mir! ich bin zum Tod bereit!"

„Geh'!" sprach der Herrscher, „geh'! ich schenke dir das Leben."

29. Seligkeit der Frommen im Himmel.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Führst du uns, Gott! zur Ewigkeit;
Dort, dort verliert sich jede Klage
In himmlischer Zufriedenheit.
Hier übst du unsern Tugendfleiß,
Dort aber reichst du uns den Preis.

Du schenk'st dem Frommen schon auf Erden
So manchen sel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind noch kein ganz vollkomm'nes Glück:
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eig'nen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist;
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt:
Hier können wir nie frei von Pein,
Nie frei von aller Schwachheit sein.

Hier such' ich's erst, dort werd' ich's finden,
Dort werd' ich selig und verklärt
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich großen Werth;

Dich, Gott der Liebe! werd' ich seh'n,
Dich lieben, ewig dich erhöh'n.

Da wird o Herr! dein heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein!
Und höchstes Wesen, Heil die Fülle,
An deinem Throne mich erfreu'n.
Dann läßt mein dir geweihter Sinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah:
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd' ich in Gesellschaft kommen,
Der Engel und der Heiligen.
O welch ein Glück: mit lauter Frommen
Stets fromm und fröhlich umzugeh'n!
Da wird mit jedem Augenblick
Ihr Heil mein Heil, ihr Glück mein Glück.

Da werd' ich dankbar dem begegnen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß;
Ihn mit entzückter Rührung segnen,
Daß er mir ihn so treulich wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil dir! denn du hast mir mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein!

Was seid ihr Leiden dieser Erden
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbar an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh'!

30. Bringe würdige Früchte der Buße.

Der dankbare Räuber.

In einer kleinen Landstadt der französischen Provinz Languedoc wurde einst ein Ordensgeistlicher von der Obrigkeit des Ortes aufgefordert, einen Missethäter zum Tod vorzubereiten, der eines Strassenraubes wegen verurtheilt war. Dieser erfüllte auch mit aller Treue die Pflichten seines Amtes, suchte den Unglücklichen zum Gefühl seines Elendes zu bringen, ihm hierauf den Trost der Vergebung seiner Sünden zu verkündigen, und ihn so gegen die Schrecknisse des Todes zu bewaffnen. Aber der Unglückliche gerieth bei allen Vorstellungen in eine sichtbare Zerstreuung. Der Geistliche stellte ihm die nahe Gefahr des Todes und das traurige Schicksal vor, das ihn erwarte; er zeigte ihm, wie wichtig es für ihn sei, jetzt sein Herz und seine Gedanken aus allen Zerstreuungen zu sammeln. „Sie haben Recht, mein Pater,“ antwortete der zum Tod-Verurtheilte; „aber der Gedanke, daß es jetzt in Ihrer Macht steht mir das Leben zu retten, — scheint Ihnen dieser Gedanke nicht wichtig genug, meine Zerstreuung zu entschuldigen?“ „Ich könnte Euch das Leben retten?“ erwiederte der Mönch, „wie wäre das möglich? Und wenn es möglich wäre, könnte ich es ohne Sünde wagen? Würde ich Euch nicht dadurch Gelegenheit verschaffen, neue Verbrechen zu begehen? Und würde ich mir nicht alles Uebel vorzuwerfen haben, was Ihr alsdann anrichten würdet?“ — „Wenn dieses das Einzige ist,“ versetzte der Räuber, „was Sie abhält, so bin ich meiner Rettung gewiß. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde mich nie wieder, das weiß Gott! neuer Uebelthaten schuldig machen, ich habe bekannt, wie ungerecht ich gehandelt habe, und bin der Todesgefahr zu nahe gewesen, als daß ich mich noch einmal in die Gefahr wagen sollte.“

Endlich ließ sich der Geistliche überreden; er verwendete sich durch angesehene Männer bei seinen Richtern, und der Unglückliche erhielt wirklich die Freiheit. — Fünfzehn Jahre nach diesem Vorfalle reiste eben dieser gefühlvolle Geistliche durch den Ardenner Wald, und verirrte sich Abends in den verworrenen Wegen dieser Wildniß. Die Nacht näherte sich, und mit Grausen dachte er an die Gefahren, die ihm in dieser unsichern und wegen vieler Gewaltthätigkeiten berüchtigten Gegend drohten. Zu gutem Glücke traf er einen Bauer an, der im Gebüsche herumging. Er erkundigte sich nach dem rechten Wege und dieser erbot sich, ihn herauszuführen, sagte ihm aber zugleich, der Weg wäre sehr gefährlich wegen der Menge Räuber, die überall um-

herschweiften, und er rathe ihm daher, lieber die Nacht in seiner Hütte zuzubringen. Der Geistliche befand sich in einiger Verlegenheit. Es erwachte in ihm die Furcht, ob vielleicht nicht eben dieser Mensch ihn auszuplündern Willens wäre; indeß, da er auf keine Art seinen Händen entgehen konnte, beschloß er, sich ihm anzuvertrauen. Mit Zittern folgte er ihm, aber seine Furcht verschwand, als er in einen Meierhof trat und sah, daß sein Führer der Besitzer desselben war, und beim Eintritte seiner Frau Kapaunen und Hühner zur Bewirthung des ankommenden Gastes abzuschlachten befahl. Während das Abendessen bereitet wurde, trat der Bauer in Begleitung in's Zimmer, und stellte sich dem Pater vor. — „Meine Kinder!" sprach er, danket diesem ehrwürdigen Mann auf euern Knieen, denn er hat euerem Vater ehemals das Leben gerettet!" In dem Augenblicke erkennt der Geistliche in seinem gastfreien Wirthe den Räuber, den er vor fünfzehn Jahren befreit hatte. Die Freude war allgemein. Er ward mit Liebkosungen und Danksagungen von der ganzen Familie überhäuft, und Alles war beschäftigt, ihm Merkmale der zärtlichsten Erkenntlichkeit zu geben. Der Bauer erzählte ihm den Verlauf seiner Geschichte bis auf diesen Augenblick. „Nachdem ich frei war," sprach er, „bettelte ich mich, voll des Vorsatzes, Gott und Ihnen mein Versprechen zu halten, durch Languedoc, bis ich hieher an meinen Geburtsort kam. Ich nahm Dienste bei dem Herrn dieses Meierhofes, und da er mich treu und fleißig fand, gewann er mich sehr lieb. Nach seinem Tode ward ich Erbe seines Vermögens und der Himmel segnete meinen Fleiß. Ihnen habe ich mein ganzes Glück zu danken, und nie werde ich vergessen, daß ich es Ihnen schuldig bin. Jetzt werde ich vergnügt sterben, da ich Sie noch einmal gesehen, und Gelegenheit erhalten habe, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen." So sehr sich auch der Geistliche weigerte, eine Belohnung anzunehmen, so konnte er doch der angelegentlichen Bitte des Bauers nicht widerstehen, daß er einige Tage bei ihm bleiben möchte. Er wurde köstlich bewirthet, und da er endlich seine Reise fortsetzte, nöthigte ihn der Bauer, sich seiner Pferde zu bedienen, und begleitete ihn selbst bis an die Gränze, wo er endlich, unter Vergießung vieler Thränen, den zärtlichsten Abschied von ihm nahm.

31. Fürchte den Herrn!

Es sind etwa zwölf Jahre her, da war in einer märkischen Stadt eine böse Seuche unter dem Vieh, und wem

das Gift des gefallenen Viehes in eine Wunde kam, so starb er in kurzer Zeit und ohne Rettung.

Eines Sonnabends, nicht lange vor Sonnenuntergang, fährt ein Bürger dieser Stadt, eine trotzige Seele, zum Thore hinaus, um sein Heu auf der nahen Wiese zu holen. Weil von fern der Donner sich hören lässt, hebt er die Heugabel drohend zum Himmel empor und spricht dabei gotteslästerliche Worte, die ich hier nicht wiederholen mag.

„Was war das?“ sagte er auf einmal zu seinem Knechte, der mit ihm fuhr, und wischte aus dem Gesichte eine böse Fliege, die ihn in eben diesem Augenblicke gestochen hatte. „Es war wohl nichts,“ sagte er beklommenen Herzens, denn er merkte es wohl, dass es eine Fliege gewesen, die auf dem gefallenen Vieh gesessen hatte, und deren Stich ein tödtliches Gift brachte. Das Gesicht aber lief ihm auf von dem Stiche der Fliege; bewusstlos kehrte er nach einer Stunde zurück in seine Wohnung, und am andern Morgen lag er todt, wie Einer, den die Hand des Herrn geschlagen hat.

Ein Kanonier im siebenjährigen Kriege steht eben, da eine Schlacht beginnen soll, dicht an der Kanone, die er bedienen hilft, und weil eben ein Gewitter heraufzieht, und der Donner fürchterlich daherrollt, will er sich und seinen Kameraden Muth machen, und spricht in seines Herzens Uebermuth: „Ja, donnere nur da oben in deinem Himmel, wir werden auch bald donnern, und da wird es anders hergehen, denn da werden unsere Stückkugeln schneller fliegen.“ Das sagte er einmal, zweimal, dreimal; da kam das Gewitter näher, und ein Blitzstrahl tödtete den Mann, der so lästerliche Reden geführt hatte.

32. Die leuchtenden Sterne.

Es war eine kalte, dunkle Winternacht, als der alte Hermann mit seinem Sohne über die Haide ging. Den ganzen Tag waren sie gewandert und kehrten jetzt fröhlich und wohlgemuth zu ihrem heimathlichen Dorfe zurück. Graue Nachtwolken waren am Himmel dicht über einander geschichtet, so daß kein einziger Strahl eines freundlichen Lichtes den einsamen Pfad erhellte. Hermann, des Weges kundig, schritt freudig vor seinem Sohne her; aber auf ein Mal däuchte es ihn, als ob er verirrt sei. Ungewiß schwankte sein Fuß auf dem nur halb ausgetretenen

Wege, und als sie nun an einen Bach kamen, dessen Lauf er nicht kannte, und an ein Gebüsch, das er noch nie gesehen hatte, da war es ihm gewiß, daß sie sich immer weiter von der Heimath entfernten.

Aengstlich und mit bangem Herzklopfen hielt sich Emil an seines Vaters Hand; denn er fürchtete, daß sie in der Haide übernachten müßten. Aber der Vater sprach zu ihm die tröstenden Worte: Laß uns nur immer vorwärts schreiten, daß wir an eine gastfreie Hütte kommen, wo man uns Obdach und Herberge gebe, bis der Morgen nahet.“ Darauf eilten Sie vorwärts, aber sie gelangten an keine gastliche Hütte, und immer wilder wurde der Weg, immer unsicherer der Gang.

Sieh', da strömte auf ein Mal von Osten her scharfer, schneidender Wind in die grauen Wolkenmassen, und die Wolken zertheilten sich alsbald, so, daß der gestirnte Himmel mit allen seinen Lichtern auf die Wanderer herniederblickte.

„Nun, Gott sei gepriesen!“ sagte Hermann; „jetzt werden wir den Weg wohl finden.“ — „Wie denn also?“ fragte der Knabe. „Siehst du dort nicht den Sirius leuchten? Er steht in dieser Jahreszeit gerade über unserm Dorfe. Wohlan, wir müssen uns zur Rechten wenden, dann werden wir noch in dieser Nacht die Heimath erreichen.“

Da staunte Emil und sagte: „Das hätte ich doch nimmer gedacht, daß wir unsern Weg am Himmel finden würden!“ Und der Vater antwortete: „Der Wandersmann mag die Sterne nicht entbehren in der dunkeln Nacht: sie sind ihm Führer seines Weges und leiten ihn, wenn er sich verirrt hat, wieder zurück zu dem gesuchten Ziele. Ich will dich die Zahl und den Gang dieser himmlischen Lichter lehren, daß du sicher einhergehest auf deinen Pfaden, wenn ich einst nicht mehr dein Führer bin. Und bald will ich dir noch andere Sterne zeigen. Du kannst sie nicht sehen mit dem Auge des Leibes, aber im Geiste sollst du sie schauen, und sie sollen dich sicher hinüberleiten zur himmlischen Heimath.“ — „Deute mir dein dunkles Wort, mein Vater,“ sagte der Knabe.

„Sieh', mein Sohn! es geht dem Menschen eine innere herrlichere Welt auf mit leuchtenden, glänzenden Sternen, — das sind die Sterne des Glaubens. Sie werfen glühende Lichtfunken in die Nacht des Lebens, und in ihrem Strahle findet der Mensch die hohe, unsichtbare Welt, wo er seine Heimath schauet in Gott, und sein Vaterland in der ewigen Liebe. Wem diese Sterne erloschen sind, in dem ist eine dunkle Mitternacht, wo er pfadlos herumirret auf ungebahnten Wegen und

sich immer weiter verirrt von dem fern liegenden Ziele. Aber wohl dem frommen Pilgersmanne, der sie im betenden Herzen trägt; sie sind die Führer, an die er sich einzig hält, und leuchten ihm freundlich hinüber in das ersehnte Vaterland.“

Also sprachen die Beiden auf dem Wege mit einander, und ehe die Mitternachtsstunde vorüber war, standen sie klopfend an der heimathlichen Hütte.

33. Die Kirche.

Vom Himmel, bereitet aus heil'gen Cedern, gleitet ein Schiff durch's wilde Meer; und wie auch Winde blasen, und wie die Stürme rasen: mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen sieht man ein Kreuz nur prangen, des ew'gen Heils Symbol; und unermüdlich walten drei herrliche Gestalten ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter ungeheuer an Stärke, lenkt das Steuer, er wankt und rastet nicht: und Glaube heißt der Ritter, dem auch im Ungewitter das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker Bewegung hält den Anker ein Weib, das Hoffnung heißt, die nach dem Lande gerichtet, wo es einst friedlich lichtet, das Ziel dem Schiffe weist.

Die dritte spannt den Schleier, hellleuchtend wie ein Feuer, als weites Segel auf: sie heißt Liebe, zügelt die Stürme und beflügelt des Schiffes stillen Lauf.

Heil jedem, der entronnen dem Meer, das Schiff gewonnen und nimmermehr es verläßt. Dort darf er nicht mehr zagen; es wird ihn sicher tragen, es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen von Gott erkornen Reinen vor Zeiten schützend trug, als jene Fluth verheerend, all Lebendes zerstörend sich um die Erde schlug.

Sie war ein schwaches Zeichen und muß dem Schiffe weichen, das unvergänglich lebt — wenn Alles schon verklungen und eine Welt verschlungen, noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle steht dieses Schiff einst still, vollendet ist sein Lauf; und er, der es regierte, nimmt alle, die es führte, in seinen Himmel auf. —

34. Die Andacht beim heiligen Opfer des Altars.

Elisabeth, Königin von Portugal, hatte unter ihren Edelknaben einen Jüngling, den sie wegen seiner vortrefflichen Sitten, wegen seiner Tugend und Genauigkeit in Erfüllung seiner Pflichten vorzüglich schätzte.

Ein Anderer benützte diesen Vorzug, um dem Könige einen nachtheiligen Begriff von Elisabeth's Untreue beizubringen, und verdächtig zu machen. Das Wort des falschen Angebers fand sogleich Eingang in dem Herzen des getäuschten Königs. Er dachte an Rache, ohne zu untersuchen. Da er nun, um freie Luft zu schöpfen, an dem Ufer eines Flusses spaziren ging, und sich einem Kalkofen näherte, ließ er den Vorsteher desselben zu sich kommen, und machte ihm den geheimen Auftrag: denjenigen, der Morgen frühe hieherkommen und fragen würde, ob des Königs Befehl vollzogen sei, ohne Weiteres in den Kalkofen zu werfen und zu verbrennen. Bei seiner Zurückkunft ertheilte dann der König dem unschuldigen Edelknaben der Befehl, daß er Morgen frühe zum Kalkofen hingehen und nachfragen sollte, ob man seinen Befehl vollzogen habe? Der arglose Jüngling trat also am folgenden Morgen ruhig seinen Weg gegen den Kalkofen an. Unterwegs hörte er das hellklingende Glöcklein einer benachbarten Kapelle das Zeichen zur heiligen Messe geben.

Er kannte den Wunsch und den Willen der Königin, seiner Gebieterin, bei dergleichen Gelegenheiten nur zu gut, als daß er es hätte unterlassen können, dem Gottesdienste beizuwohnen. Er hörte die Messe nach seiner Gewohnheit in heiliger Andacht, und da nach deren Vollendung eine zweite begann, so wohnte er auch dieser bei. In der Zwischenzeit konnte sein Feind und Angeber den Augenblick kaum erwarten, um dem Könige die Nachricht seines vollzogenen Befehles zu überbringen, weßwegen ihn auch der König dahin schickte, und in der Meinung, daß bereits Alles geschehen sei, begab er sich zu dem Kalkofen, und erkundigte sich, wie sie den Befehl des Königs vollzogen hätten. Man ergriff ihn plötzlich, und ungeachtet aller Vorstellungen, die er machte, daß sie an dem Unrechten wären, ward er in den Kalkofen geworfen. Bald darauf erschien der unschuldige Edelknabe, und entledigte sich seines Auftrages, worauf ihm der Aufseher zur Antwort gab: „Alles wäre geschehen, wie es der König befohlen hätte." Der von der Hand der waltenden Vorsehung geschützte Jüngling kehrte nun zur Residenz zurück, und hinterbrachte diese Botschaft dem Könige. Kaum sah der König den Jüngling, kaum hörte er die obigen Worte aus seinem Munde, so durchlief ein kalter Schauder seinen ganzen Leib. Er staunte über das unerwartete Ereigniß, und erkannte mit zum Himmel gewandtem Blicke den großen Retter der Unschuld. Von diesem Zeitpunkte war der König nur darauf bedacht, sich mit Gott zu versöhnen, die Liebe seiner Gattin zu verdienen, und gegen seine Untergebenen gerecht zu sein.

Jesus selbst, der für uns litte,
Stellet sich in uns'rer Mitte
Unserm Glauben wahrhaft dar.
O wie heilig ist die Handlung
Jener segensvollen Wandlung!
Groß ist Gott und wunderbar!

35. Lob des Höchsten.

Singt, singt mit heiligem Entzücken, singt unserm Gott ein neues Lied! Der Herr ist groß, Ihn will ich preisen, Ihn, den Gütigen, den Weisen, dessen Auge Nichts entflieht!

Der du den sternenvollen Himmel, wie ein Gezelt, weit ausgespannt, und hier, umstrahlt von Sonnen, thronest, hier in einem Lichte wohnest, wo kein Sterblicher dich fand!

Gott! ich verliere mich im Glanze: Dich, Gütigster, verlier' ich nie! Du bist auch unter uns zugegen; und entzückt von deinen Wegen voll Verwunderung preis' ich sie.

Dich preis' ich, der du an die Erde mit väterlicher Güte denkst, der du ihr in der Sonne leuchtest, und im Regen sie befeuchtest, sie mit kühlem Thaue tränkst.

Daß frisches Grün um ihre Glieder, ihr Haupt mit jungen Blumen lacht, und ihren mütterlichen Rücken Saat und milden Segen drücken, jährlich mit erneuter Pracht.

Denn du versorgest, was du schufest, dein kleinst Geschöpf ist dir bekannt. Der junge Rabe, der beschneiet hoch auf nackten Wipfeln schreiet, sättigt sich aus seiner Hand.

Du bist's, der zwischen rauhen Bergen erfrischend Wasser quellen läßt, und sonnenreichen Höhen Reben, Bäumen ihre Frucht gegeben, grünen Wäldern ihren West.

Zur Arbeit winket den Geschöpfen der Tag aus strahlenvoller Luft: bis, unter dunkler Schatten Hülle, kühler Nächte sanfte Stille zur gewünschten Ruhe ruft.

Doch früh erwacht zu Dank und Liedern der Vögel bunt gefiedert Chor. Dann steigt von allen Nationen, steigt aus aller Himmel Zonen, Dir ein Lobgesang empor.

Dir, großer Vater aller Wesen, der Allen wohlthut, Alle liebt, und will, daß Alle, wenn sie wollen, alle glücklich werden sollen, denen er das Leben gibt:

Damit sein Name herrlich werde, durch alle Welten sein Gebiet, und Ihn, den Gütigen, den Weisen, alle Zungen dankbar preisen, durch ein allgemeines Lied. —

36. Gebet.

O Vaterhand, die mich so treu geführet,
O Vaterauge, das mich treu bewacht,
O Vaterherz, das meine Bitte rühret,
Und das mit ew'ger Liebe mein gedacht!
Du wollest mich denn ferner treulich leiten,
Daß ich den graden Weg zum Himmel geh',
Und mich zum ew'gen Leben zubereiten,
Es sei durch Lieb und Leid, durch Wohl und Weh.

O mein Erlöser, der für mich gestorben,
Und der mich Gott erkauft mit seinem Blut,
Der mir Vergebung aller Schuld erworben,
Das nun mein Herz im Frieden Gottes ruht!
Du wollest mich denn immermehr erlösen,
Von allen Banden völliger befrei'n,
Mit aller List und aller Macht des Bösen
Der Held, durch den ich endlich siege, sein.

O heiliger Geist, der du mit sanftem Triebe
Mich strafest, tröstest, treibst und beten lehrst,
Der du den Gottesfrieden und die Liebe,
Die Hoffnung und den Glauben mir bescherst!
Regiere mich und drücke mir den Stempel
Der Gotteskindschaft in die Seele ein,
Und laß mich meines Gottes heil'ger Tempel
Voll Stille, voll Gebet und Andacht sein.

37. Ermahnung auf den Weg.

„O mein Sohn“ — sprach der edle Cambyses, Statthalter von Medien, zu seinem Sohne Cyrus (geb. 599 vor Christo), dem nachmaligen großen Monarchen von Persien, als er ihn zu dessen Großvater Astyages schickte — „mein Sohn! denke ja immer daran, daß du nie etwas unternehmest, bevor du zu dem höchsten Wesen gebetet hast! Inbrünstige Gebete müssen stets bei allen deinen Handlungen, es seien öffentliche, oder solche, die nur dich selbst betreffen, vorhergehen, und in allen Vorfällen bemühe dich, den Willen der Götter kennen zu lernen! Unser Verstand ist mit dicker Finsterniß umhüllt, und der Irrthum dringt in unsere Seele leichter ein, als die Wahrheit. Das Licht der Götter verdunkelt keine Wolke. Das Vergangene und das Zukünftige ist ihnen so bekannt, wie das Gegenwärtige, und

wenn man sie anruft, leitet ihre ewige Weisheit die Gesinnungen der Menschen. Sie belohnen ihr demüthiges Zutrauen dadurch, daß sie ihnen zu rechter Zeit eingeben, was sie thun und was sie lassen müssen."

Wenn schon Heiden solche Gesinnung zeigen, wie viel mehr sollten Christen, durch das Licht des Evangeliums erleuchtet, ihren Gott und Herrn, in kindlicher Liebe und Ehrfurcht, verehrend anbeten!

38. Beten hilft siegen.

"Der Mensch ist sich nicht immer gleich," sagte einst Admiral Ruyter, jener große Held des 17. Jahrhunderts, vor allen seinen Offizieren. "Als ich einst eine Schlacht liefern sollte, und der Augenblick schon da war, fühlte ich mich muthlos, verworren und bedenklich. Ich war unfähig, die nöthigen Befehle zu geben; ich war bestürzt, und wußte nicht, was ich thun sollte. In diesem schrecklichen Zustande sah ich bald, daß ich keine Hilfe als von dem Leiter unserer Schicksale zu erwarten hätte. Ich ging allein in mein Zimmer, warf mich vor Gott auf die Kniee, und in einem kurzen, aber innigen Gebet bat ich um seinen Beistand, um den Geist der Weisheit und des Muthes. Kaum hatte ich dies Gebet geendigt, als meine Unruhe verschwand, ich fand meinen gewöhnlichen Muth und mein kaltes Blut wieder. Ich gab meine Befehle, und siegte." —

39. Das Vater unser.

O Schöpfer, deine gnadenvolle Liebe
Erhebt den Geist, veredelt uns're Triebe!
Gib, daß wir dich mit Ehrfurcht Vater nennen,
Und dich erkennen.

Geheiligt werde deines Namens Größe!
Wir bitten dich, o guter Vater, flöße
Empfindung deiner Huld in uns're Herzen,
Auch unter Schmerzen!

Laß uns, o großer Schöpfer, nie vergessen,
Daß du uns jenseits Freuden zugemessen;
In deinem Reich laß uns einst Ruhe finden,
Den Gram verschwinden!

Getreu erfüllen Engel deinen Willen,
Laß uns auf Erden ihn, wie sie, erfüllen!
Schwingst du auch über uns die Vaterruthe!
Du willst das Gute!

Gib heut' uns Brod, still' uns're Erdensorgen:
Ein dunkler Schleier hält es uns verborgen,
Wie lang das Lebenslicht uns leuchten werde,
Auf dieser Erde!

Barmherziger, vergib uns uns're Sünden!
Wir können niemals deine Huld ergründen;
Doch laß uns auch des Bruders Schuld vergeben,
Und für ihn leben!

Hilf unsern Seelen in Versuchung siegen,
Laß uns im Kampf dem Bösen nie erliegen!
O, möchte uns die Tugend immer schmücken,
Und sanft beglücken!

Erlös' uns von den Leiden dieses Lebens!
Nie hoffen wir auf deine Huld vergebens;
Nur du allein kannst uns're Thränen stillen,
Durch deinen Willen!

Wer auf dich hofft, den läßt du nicht verzagen!
Und wenn uns auch die größten Leiden plagen;
So preisen wir doch deinen großen Namen,
Und rufen: Amen!

40. Der englische Gruss.

Wir grüssen dich, du seligste der Frauen,
Wie dich der Engel Chor im Himmel grüsst.
Wir grüssen dich, Maria! mit Vertrauen,
Weil deine Tugend strahlend uns umfliesst.
Wir grüssen dich im kummervollen Leben,
Bis wir befreit zu dir hinüberschweben.
Auf dich ergoss der Vater seine Gnade,
Sein Tempel war dein unentweihtes Herz;
Nur fromme Demuth ging auf deinem Pfade,
Sie stärkte dich in jedem Erdenschmerz.
Sie schmückt dich jetzt mit ew'ger Himmelswonne,
Und leuchtet uns gleich einer bessern Sonne.
Gott ist mit dir! denn gläubig treu hienieden
Hingst du an ihm mit reinem Kindersinn.
War dir auch oft ein trübes Loos beschieden,
Froh strebtest du zum fernen Ziele hin.

O möchte uns auch deine Kraft durchdringen,
Wenn muthlos hier wir kämpfen oft und ringen.
Gesegnet bist du unter allen Frauen;
Denn Segen brachte der, den du gebarst.
Der Welt gabst den Erlöser du zu schauen,
Dem du die hochbeglückte Mutter warst.
Er wollte sich die heiligste der Seelen
Zur Pflegerin der Kindheit auserwählen.
Maria, bitte vor des Schöpfers Throne
Für die Erlösten durch des Sohnes Blut!
Er trug für uns die dornenreiche Krone,
Er litt für uns aus reiner Liebegluth;
Wir sind's, für die qualenvoll gestorben,
Für die des Vaters Liebe er erworben.
Sei uns're Mutter! schau auf deine Kinder,
Maria du! mit sanftverklärtem Blick!
Sieh', wir bekennen uns als schwache Sünder,
O zeige du der Tugend stilles Glück!
Sie leite uns durch's kummervolle Leben
Bis wir befreit zu dir hinüberschweben.

41. Marienlied.

O Maria, meine Liebe!
Denk' ich recht im Herzen dein:
Schwindet alles, Schwer' und Trübe,
Und, wie heller Morgenschein
Dringt's durch Lust und ird'schen Schmerz
Leuchtend mir durch's ganze Herz.

Auf des ew'gen Bundes Bogen,
Ernst von Glorien umblüht,
Stehst du über Land und Wogen;
Und ein himmlisch Sehnen zieht
Alles Leben himmelwärts
An das große Mutterherz.

Wo Verlass'ne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht,
Denn vor Allem läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wüthet wildverkehrter
Sünder frevelhafte Lust;
Da durchschneiden neue Schwerter
Dir die treue Mutterbrust;

Und voll Schmerzen flehst du doch:
Herr, vergib, o schone noch!

Deinen Jesus in den Armen,
Ueber'n Strom der Zeit gestellt,
Als das himmlische Erbarmen
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menschen mich verlassen
In der letzten, stillen Stund',
Laß mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus! —

42. Am Neujahrstage.

Ein neues Jahr! ein neuer Kreis von Tagen!
O Herr! gib neue Kraft dazu und Muth,
Das künft'ge Glück, den künft'gen Schmerz zu tragen,
Und stets zu fühlen: du machst Alles gut!
Gelobt seist du! im Nehmen wie im Geben!
Und ewig dein das neugeschenkte Leben!

Laß ernster uns des Herzens tiefste Tiefen
Fortan erforschen in der neuen Zeit!
Des Bösen Keime, die darinnen schliefen,
Ausrotten, für die Saat der Ewigkeit!
Aus matter Trägheit kräftig uns erheben
Und nach dem Ziele neuermuthigt streben!

Wie Mancher schläft im stillen Schooß der Erde,
Der freudig grüßte das entschwund'ne Jahr
Und weit hinaus von seinem Heimathsherde
Die Wünsche spann und sorgte um Gefahr,
Die in der Zeiten Ferne schien zu schlafen,
Nicht ahnend wie so nahe er dem Hafen.

Drum laßt mit eiteln Sorgen uns nicht quälen,
Nicht sicher rechnen auf ein festes Glück!
Vor'm schönen Tag die gold'nen Stunden zählen
Und minder vorwärts blicken, als zurück:
Da liegt der Schatz, den wir uns still erworben;
Da lebt und blüht, was scheinbar längst gestorben.

Herr! dir befehl ich meine künft'gen Tage!
Mach's wie du willst, nur leite mich zum Licht!
Mit deiner Gotteskraft mich Schwachen trage,
Wenn jeder Stab und jede Stütze bricht!
Bestimme Kampf mir oder sel'gen Frieden. —
Von dir, o Herr, nur laß mich ungeschieden. —

43. Stille.

Still bescheiden Gutes üben,
Stille Gott und Menschen lieben,
Stille meine Pflicht erfüllen,
Still erfassen Gottes Willen,
Still mit Andern mich erfreu'n,
Still bei fremden Fehlern sein;
Stille, wenn mich Menschen kränken,
Stille meiner Schwäch' gedenken,
Stille theilen fremden Schmerz,
Stille fliehen himmelwärts,
Still in Wünschen und Verlangen,
Stille Jesu Kreuz umfangen,
Stille opfern und entsagen,
Still des Lebens Wechsel tragen,
Still dem Freunde mich vertrau'n,
Still zur Himmelheimat schau'n,
Stille Tugend mir erwerben,
Stille — Stille — bis zum Sterben.
Diese hehre Seelen-Stille
Bietet reiche Gnadenfülle.

44. Liebe die Einsamkeit.

Alles Große und Göttliche geschieht in der Stille ohne äußere Geberden, und die Stille selbst ist göttliches Wesen. Der Geist des Unsichtbaren durchdringt und belebt Alles ohne Geräusch, unbemerkbar, jedem menschlichen Ohre so verborgen und heimlich. In der Stille kommt das Morgenroth, in der Stille breitet sich das helle, erfreuliche Licht des Tages aus, in der Stille steigt die Sonne empor an dem großen, weiten Himmelsbogen. Die leuchtenden Welten über uns wandeln still und geheimnißvoll ihre Bahn, und die duftenden Bäume erheben sich still aus dem Schooße der Erde und entwickeln bescheiden ihre Pracht und Schönheit. So kommt auch der Frühling

in der Stille, und die Früchte reifen langsam und ungesehen zur stärkenden Labung. — Der Vater im Himmel thut täglich seine milde Hand auf und sättigt Alles, was da lebt auf Erden, mit Wohlgefallen, und Niemand sieht die Hand, die uns den Segen darreicht. Die reine und lautere Freude zieht nur in der Stille ein in unser Herz, und der Geist fühlt sich in seiner Größe und Erhabenheit nur in dem Schatten der Einsamkeit. — Das Leben ist kein Scherz und Spiel; es ist eine ernste und heilige Sache; es will deßhalb auch mit Ernst betrieben sein. Der rechte Ernst lernt sich aber nicht im Gemüthe der Welt und bei dem lauten Spielen der menschlichen Leidenschaften; in der Stille nur erscheint uns das Leben in seinem Werthe, die Zeit in ihrer Flüchtigkeit und die Ewigkeit in ihrer Erhabenheit. In der Stille öffnet sich das unsichtbare Heiligthum, sammelt sich das Gemüth zu edlen Thaten, faßt das Herz fromme Wünsche, stärkt sich die Seele zu großen Mühen und Kämpfen.

Wie die Tiefe des Meeres die köstlichsten Perlen erzeuget, bildet den weisen Mann stille Verborgenheit oft.

Zu dem Abte Alexander kam einer seiner Jünger und sagte: „Lieber Vater! Entlaß mich aus dieser Wüste, in der wir wohnen; denn dahier plagt mich die Langeweile, und ich bin des einsamen Lebens überdrüssig.“

„Lieber Sohn!“ sprach der Abt, „dieß ist mir ein sicheres Zeichen, daß du Dasjenige, was für uns Menschen das Wichtigste ist, noch nie recht betrachtet hast. Betrachte das Leben, die Lehren und Thaten Jesu, betrachte Ihn in seinen Leiden und begleite Ihn im Geiste auf seinem blutigen Wege vom Oelberge bis zum Kreuze; betrachte Ihn in seiner Verherrlichung, in seiner Auferstehung und Erhebung zur Rechten seines Vaters, und daß er wieder kommen werde, zu richten; nimm es wohl zu Herzen, daß alsdann die Guten eingehen werden in die ewige Freude, die Bösen aber in die ewige Pein — so wird dir weder bei Tage, noch in schlaflosen Nächten die Zeit zu lange werden.“

Der Jünger befolgte den guten Rath, nahm das heilige Evangelium zur Hand, las es mit neuer Aufmerksamkeit, erwog wo er stand und ging, das Gelesene in seinem Herzen — und von nun an wurde ihm die Zeit nur immer zu kurz. Seine einsamen Stunden gehörten zu den seligsten seines Lebens.

45. Die wahre Selbstliebe.

Schöpfer, daß ich selbst mich liebe,
Kann dir nicht mißfällig sein;
Du, du pflanztest ja die Triebe
Tief hiezu den Menschen ein.
Lenke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verhehle,
Und selbst das Verderben wähle.

Hilf mir alle meine Pflichten
Recht versteh'n, und mit Bedacht
Darauf mein Bestreben richten,
Was mich gut und selig macht.
Wer dir, o du Höchster, lebt,
Und dir zu gefallen strebt,
Der nur kennt das Glück der Seelen,
Der kann nie sein Wohl verhehlen.

Doch wie oft und leicht verführet
Eigenliebe unser Herz!
Durch den äußern Schein genähret,
Wünscht es Freude, wählt den Schmerz,
Sucht und findet niemals Ruh',
Hoffet und kommt nie dazu,
Weil es sich verliert in Dingen,
Die kein wahres Glück ihm bringen.

Wir versäumen uns're Pflichten
Von Bequemlichkeit regiert;
Werden, wenn wir Gut's verrichten,
Oft von Eigennutz geführt.
Ach, wie selten trachten wir
Nach dem wahren Ruhm bei dir,
Und wie oft fehlt's uns am Wollen,
Wenn wir andern dienen sollen!

Mach' von nied'rer Eigenliebe,
Höchster, uns're Seelen rein;
Gib, daß uns'res Herzens Triebe
Auch für And're wirksam sei'n;
Daß von Haß und Mißgunst frei,
Jeder Wohlstand uns erfreu'!
Laß uns And'rer Glück erhöhen,
Und dadurch uns glücklich sein.

46. Selbstverläugnung.

Den griechischen Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm ab. — „Du bist eine feige Memme!“ sprach dieser — „Ja, das bin ich,“ erwiederte Xenophanes, „sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte.“ — Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf sein will, überläßt dieß den Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher. So dachte Xenophanes, und er hatte Recht.

47. Selbsterkenntniß.

So lang' ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in uns'rer Brust.

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Oft ist die Aenderung der Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur,
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie, doch du wechselst nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz:
Dein Stolz wird Wollust oder Geiz.

Oft ist es Kunst und Eigenliebe,
Was Andern strenge Tugend scheint.
Der Trieb des Neid's, der Schmähsucht Triebe
Erweckten dir so manchen Feind;
Du wirst behutsam, schränkst dich ein,
Fliehst nicht die Schmähsucht, nur den Schein.

Du denkst, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der Andern Tugend fällt:
So werde nichts dein Herz verführen;
Doch jedes Herz hat seine Welt.

Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft schläft der Trieb in deinem Herzen,
Du scheinst von Rachsucht dich befreit;
Jetzt sollst du eine Schmach verschmerzen,
Und sieh, dein Herz wallt auf und dräut,
Und schilt so lieblos und so hart,
Als er zuerst gescholten ward.

Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft.
Kaum lachet uns die Welt entgegen,
So regt sich uns're Leidenschaft.
Wir werden im Geräusche schwach,
Und geben endlich strafbar nach.

Du opferst Gott die leichtern Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf;
Doch opferst du, will's seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf? —
Dies ist das Auge, dies der Fuß,
Die sich der Christ ausreißen muß.

Du siehst, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt, und liebst die Einsamkeit;
Doch bist du, fordert's Gottes Wille,
Auch dieser zu entflieh'n bereit?
Dein Herz haßt Habsucht, Neid und Zank?
Flieht's Unmuth und auch Müssiggang?

Du bist gerecht; denn auch bescheiden?
Liebst Mässigkeit; denn auch Geduld?
Du dienest gern, wenn And're leiden;
Vergibst du Feinden auch die Schuld? —
Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig sein. —

48. Ich weiß, daß ich nichts weiß.

Sokrates wurde von den Griechen seiner Zeit für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehrennamens unwürdig. „Warum" — so fragte er sich selbst — „mag man mir wohl diesen Namen ertheilt haben? Mir, der ich doch wie andere Menschen dem Irr-

thum und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?“ — Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Anderen an: „Andere Menschen glauben fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß.

Einst kam ein Mann, der sich mit der Kunst abgab, aus den Gesichtszügen der Menschen ihren Charakter zu errathen, nach Athen und nach dem Wunsche seiner Schüler ließ sich auch Sokrates von demselben untersuchen und beurtheilen. Als aber der Fremde freimüthig genug war, um verschiedene nicht unbedeutende Fehler namhaft zu machen, auf welche ihn der Anblick des Philosophen nach den Grundsätzen seiner Kunst führte, so wurden die Schüler ärgerlich und glaubten, ihm bittere Vorwürfe über die Verunglimpfung ihres geschätzten Lehrers machen zu dürfen. Sokrates aber sprach: „Lasset mir diesen Mann ungekränkt; er hat mir nichts anderes, als die Wahrheit gesagt. Längst habe ich selbst alles das an mir gefunden, was er mir vorhält, und wenn ihr nichts davon merket, so kommt es nur daher, daß ich mich bemühte, die bösen Neigungen meines Herzens zu bemeistern.

49. Ueberwinde den Zorn.

Der griechische Philosoph Dion ging einmal durch eine Gasse. Ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis in sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube, ob er denn nichts antworten wolle? — „Nichts“ — sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat als der Ueberwinder.“

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in einem Zelte, daß zwei Soldaten, die außen vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrerbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf und sagte zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollt, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre.“

„Ich ermahne dich,“ schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, „daß du täglich darauf denkst, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge

bezähmen. Dieses scheint mir öfters schwerer zu sein als nicht zürnen, denn niemals zornig werden, ist mehr eine Wirkung eines schläfrigen Temperamtes, als einer Mässigung. Aber seine Sprache im Zorne mässigen, oder gar schweigen, zeigt wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmässigen Geist an." — Laß dich nicht von diesen Heiden beschämen! —

50. Mässigung im Glück!

Gedenke, dass du ein Mensch bist!

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn sich Alles nach unsern Wünschen fügt, so müssen wir uns nur um so mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glück und Unglück sich nicht gleich bleibt, verräth einen beschränkten Geist. Philipp, König von Macedonien, schlug die Athenienser und Thebaner in der berühmten Schlacht bei Chäronea auf's Haupt, und er konnte stolz auf diesen Sieg sein. Aber er betrug sich mit so grosser Bescheidenheit, dass man kaum denken konnte, dass er der Sieger sei. Den Atheniensern, seinen ärgsten Feinden, schickte er ihre Gefangenen unentgeltlich zurück, und die Erschlagenen liess er zur Erde bestatten. Kurz, weder Stolz, noch Hochmuth blickten aus seinen Augen; er befahl sogar einem Sklaven, ihn täglich zu erinnern, dass er ein Mensch sei. Desswegen ging er niemals aus seinem Palaste, noch durfte Jemand Morgens zu ihm kommen, ehe ihm sein Diener die Worte zugerufen hatte: „Philipp, gedenke, dass du ein Mensch bist!"

51. Preis der Ehrlichkeit.

Ehrlich denken, ehrlich leben
Sei mir eine heil'ge Pflicht!
Ehrlichkeit kann Ehre geben,
Aber bloßer Reichthum nicht.
Jedem frei vor's Auge treten
Können, o wie schön ist das!
Keine Schuldigkeit verspäten,
Welchen Frieden gibt mir das!

Gegen einen Jeden ehrlich,
Doch mit kluger Vorsicht sein,
O wie frommt das unaufhörlich,
Wie viel Segen bringt das ein!
Alle guten Menschen schämen
Sich des Falschen, der betrügt;
Sollt' ich mir das Kleinod nehmen,
Das im guten Namen liegt?

Werd' ich auch nicht reich auf Erden,
Soll es mich doch nicht gereu'n.
Nur ein guter Mensch zu werden,
Soll mein stetes Streben sein.

Wenn ich diesen Titel habe,
Hab' ich's schönste Lobgedicht,
Und mich peinigt einst am Grabe
Des Gewissens Vorwurf nicht.

52. Behutsamkeit und Vorsicht.

Viele Fehler und Vergehungen rühren von Unbedachtsamkeit her. Man fehlt seltener aus Vorsatz als aus Unwissenheit, am meisten aus Mangel an Ueberlegung oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man dießfalls sich zur Lehre nehmen sollte. Wenn er durch einen Wettlauf oder durch andere bei den Griechen gewöhnliche Leibesübungen sich erhitzt hatte, trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern füllte erst ganz langsam einen Eimer mit Wasser und goß ihn wieder aus. Dieß that der Philosoph nicht bloß deßwegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern vielmehr, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man sich Zeit genommen hat, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Nirgends hat man die Bedachtsamkeit mehr nöthig als im Reden. Es ist also eine wichtige Wahrheit, die in dem Spruche des griechischen Dichters Simonides enthalten ist: „Man bereuet sehr oft, was man geredet, aber selten, was man verschwiegen hat.“ —

53. Der vorsichtige Hauptmann.

Am Abende eines Tages, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte sich der Monarch, einige Schriften, die er mit sich nehmen zu müssen glaubte, im Augarten oder zu Schönbrunn in seinem Schreibkabinete zurück gelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Sekretär mit den Schlüsseln dahin ab, um sich dieselben holen zu lassen. Der Sekretär kam bestürzt, und vor Eile fast außer Athem, mit der Anzeige zurück: „Euer Majestät! weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich Schriften gefunden.“ — „So werden sie wohl in Laxenburg liegen,“ — antwortete der Kaiser — „gehen sie also eiligst dahin, und bringen sie mir die Schriften so bald wie möglich, ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“ Der Sekretär eilte mit dem Schlüssel nach Laxenburg, und wollte ohne Weiteres in des Monarchen Kabinet eintreten. — Allein der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an und sagte:

„Nein, nein, Herr, ich habe allen Respekt vor Ihnen, aber da hineinlassen darf ich Sie nicht, wenn Sie mir die Ordre nicht schriftlich von dem Monarchen selbst aufweisen können.“ — Das konnte nun der Sekretär freilich nicht. — Inzwischen stellte er dem Hauptmann dringend vor: „daß Se. Majestät auf die darin abzuholenden Schriften warteten, und ohne dieselben morgen früh nicht arbeiten könnten.“ Hierauf rief der Hauptmann vier Mann in's Gewehr, öffnete das Zimmer, und als er die Schriften gefunden hatte, steckte er sie zu sich, und begleitete den Sekretär, wohl bewacht zum Kaiser nach Wien. Der Monarch wunderte sich nicht wenig, seinen Sekretär in einer solchen Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann aber entschuldigte sich mit der Aeußerung: daß er, ohne schriftliche Ordre von Seiner Majestät, in das Verlangen des Sekretärs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. „Nun,“ sagte der Kaiser, „das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Sekretär die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen sie fünfzig Dukaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit ihrem Betragen!“

54. Verachte auch den Rath eines Kindes nicht!

Zu dem Könige Cleomenes von Sparta kam einst Aristageras, Fürst von Milet, in der Absicht, um ihn zu etwas zu bereden, was seinem Vaterlande sehr schädlich gewesen wäre. Aristagoras eröffnete sein Anliegen dem Cleomenes in seinem Zimmer, wo zufälliger Weise sonst Niemand als seine Tochter, ein Kind von acht Jahren, anwesend war, und bot ihm eine grosse Summe Geldes, wenn er thun wollte, was er verlangte. — Der König von Sparta schlug es ab; aber der Fürst von Milet bot noch einmal so viel Geld: und da er auch hiemit nichts ausrichten konnte, so stieg er endlich bis auf 50 Talente, eine Summe von beinahe 100,000 rheinländischen Gulden, eine für die damalige Zeit ungeheuere Summe. — Jetzt rief auf einmal des Cleomenes kleine Tochter aus: „Vater, wenn du dich nicht entfernest, so wird dich dieser Fremdling doch noch bestechen.“ Der König folgte dem Rathe seines Kindes, stand plötzlich auf, und ging in ein anderes Zimmer; Aristagoras aber mußte abreisen, ohne ferner vorgelassen zu werden. — Hätte Cleomenes dem Verführer länger Gehör gegeben, wie gar leicht hätte ihn das Geld blenden und zur Untreue gegen sein Vaterland verleiten können!

55. Heilig sei dir dein Beruf!

Ein frommer Landmann mit silberweißen Haaren wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, zur Zeit der Ernte auf dem Felde. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, da er mehr, denn sechzig Ernten heimgebracht.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense. Der Greis aber nahm sie und mähte, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du ein solch' gutes Alter?“

Da antwortete der Greis und sprach: „Sieh, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir den frischen Muth bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufes gewartet und treu gearbeitet; dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen; dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Durch die Jahre ist alles dieses in mir gegründet und befestigt worden. Thue deßgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune bringt.“

„Womit vergleichst du denn ein böses Alter?“ fragte der Jüngling.

„Sieh' hier,“ sagte der Greis, die Distel! Sie stehet einsam und verlassen, und ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die sie, unbeachtet und unbetrauert, verwehen. Die fruchtbare Aehre sei dir ein Vorbild, und der Anblick der einsamen Distel eine Warnung.

56. Die Krone des Alters.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie alt geworden. Der eine, ein weiser Lehrer, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmassend die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich zum Schaden meines Nachbars bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bett gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt.“ Der dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm

ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden: Darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ Da traten ihre Enkel und Söhne zu ihnen heran, küßten ihre Hände und bekränzten ihre Häupter mit Blumen, und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sei auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr seid, auf unserm greisen Haar eine blühende Rosenkrone!“

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

57. Der Wegweiser.

Weißt du, wo der Weg zum Mehlfaß ist, zum vollen Faß?
— Im Morgenthau mit Hack' und Pflug durch's Ackerfeld,
bis Stern an Stern vom Himmel schaut.
Man hackt, so lang der Tag uns hilft, sieht sich nicht um und
steht nicht still; drauf geht der Weg durch's Scheunenthor
zur Küche, wie man's haben will.
Weißt, wo der Weg zum Gulden ist? — Er geht den rothen
Kreuzern nach, durch's Einmaleins, vom ersten Pfennig,
bis man zum letzten kommen mag.
Geht's auch erst knapp daran vorbei, und klemmt sich hier und
klemmt sich dort, es ist der Weg der Sparsamkeit: drück'
dich nur durch, so kommst du fort.
Wo ist der Weg zur Sonntagsfreud'? — Geh' nur dem
Werktag, Schritt vor Schritt, durch Schul' und Werkstatt
fleißig nach! Der Sonntag kommt von selber mit.
Am Sonnabend ist er nicht mehr weit. Was deckt er doch im
Korbe zu? Geduld! er deckt's schon selber auf, zu Mittag,
da ist Zeit dazu.
Weißt, wo der Weg zur Armuth geht? — Von Wirth zu
Wirthshaus, quer und krumm, gar lustig geht's, durch
Saus und Braus, um Werkstatt, Schul' und Kirch' herum.
Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack, und wenn du fortgehst,
häng' ihn an! Du Lump, wie steht der Bettelsack so
stattlich deinen Schultern an.
Wo ist der Weg zu Fried' und Ehr', zum hohen Alter gut
und echt? — Grad vor sich geht's in Mäßigkeit mit stillem
Sinn, durch Pflicht und Recht.
Und wenn du nun am Kreuzgang stehst und nicht mehr weißt,
wo weiter fort, halt' still! frag' dein Gewissen erst! Gottlob! 's kann deutsch; folg' seinem Wort.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? — Geh', wo du willst
und frage nicht! Zum stillen Grab im kühlen Grund führt
jeder Weg, und 's fehlt sich nicht.
Doch wandle du in Gottesfurcht! Ich rath' dir, was ich rathen
kann. Solch' Plätzchen hat geheime Thür, und 's kommt
dahinter noch was dran.

58. Genügsamkeit.

Diogenes.

In Griechenland lebte ein weiser Mann, Namens Diogenes, der sich allerlei Sonderbarkeiten angewöhnt hatte. Da er glaubte, der Mensch sei desto glücklicher, je weniger er zum Leben nothwendig habe, so wohnte er auch nicht in einem Hause, sondern in einem Fasse. Der König, Alexander der Große, der schon viel von ihm gehört hatte und wohl sah, daß Diogenes nicht zu ihm kommen würde, hielt es für der Mühe werth, selbst hinzugehen und den Weisen zu besuchen. Als Diogenes den König mit seinem prächtigen Gefolge auf sich zukommen sah, lag er gerade in seinem Faß, um sich an der Sonne zu erwärmen. Der König dachte: jetzt wird er doch aufstehen und mir entgegen kommen. Aber Diogenes blieb liegen, als wenn ihn die Ankunft des Königs gar nichts Besonderes schiene. Nachdem ihn der König eine Weile betrachtet hatte, sprach er: „Diogenes, ich sehe, du wohnest schlecht und bist schlecht gekleidet. Du darfst dir Etwas von mir ausbitten. Wenn es mir möglich ist, so soll es dir gewährt werden."

„Ich habe Nichts nöthig," antwortete der Weise. „Willst du mir aber einen Gefallen thun, König Alexander, so gehe mir mit deinen Leuten ein wenig aus der Sonne."

Da erkannte der König, daß er einen Mann gefunden hatte, welcher weder Geld, noch schöne Kleider, noch sonstige Herrlichkeiten begehrte, sondern mit Wenigem zufrieden war, und er rief aus: „Wenn ich nicht Alexander wäre, so wünschte ich Diogenes zu sein."

Diogenes hatte in seinem Fasse keine andern Geräthschaften, als einen hölzernen Becher, womit er sich aus Bächen und Brunnen Wasser schöpfte. Als er aber eines Tages einen Hirtenknaben aus der hohlen Hand trinken sah, warf er seinen Becher weg und rief: „Dieser Knabe beschämt mich; ich habe immer noch unnöthige Dinge bei mir." Von der Zeit an trank Diogenes nur noch aus der Hand.

59. Zufriedenheit.

Wohl dem, der mit der Welt zufrieden
Und einig mit sich selber lebt!
Ihm ist ein großes Gut beschieden,
Wonach der Thor vergebens strebt:
Er sieht mit ruhigem Gefühl
Des Lebens buntes Gaukelspiel.

Ihn kümmert nicht, daß And're haben,
Was er mit leichter Müh' entbehrt.
„Der Himmel hat der guten Gaben,"
So denkt er, „mir genug beschert."
Sein Herz, sich keiner Schuld bewußt,
Dieß ist sein Glück und seine Lust.

Zufriedenheit, dich will ich wählen,
Und halten dich, so lang ich bin;
So kann ich nicht das Ziel verfehlen,
So geh' ich froh durch's Leben hin,
Und scheide, wenn es Gott gefällt,
Mit leichtem Herzen von der Welt.

60. Heilmittel für Unzufriedene.

Saib war ein berühmter Gelehrter in Persien. Er war sehr arm und ertrug sein hartes Schicksal mit der Ruhe eines Weisen. Schmerzlich aber rührte es ihn, als er sogar barfuss gehen musste, weil er kein Geld hatte, sich Schuhe zu kaufen.

In sich gekehrt und fast murrend besuchte er den Tempel zu Kufa. Als er in den Tempel trat, sah er einen Krüppel, der keine Füsse hatte und von einem Orte zum andern getragen werden musste. Da richtete er seinen Blick gen Himmel und sprach: „Ich danke dir, Gott, dass ich Füsse habe, auf denen ich gehen kann, wenn sie auch unbedeckt sind. Ach, dieser Verstümmelte ginge gewiss mit Freuden barfuss, wenn ihm die Füsse nicht fehlten! —

62. Werth der Zeit.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht: denn aus Zeit besteht Leben. Wie viel mehr Zeit, als nöthig

ist, verwenden wir nicht durch den Schlaf und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit zu schlafen genug haben. Wenn die Zeit vor allen Dingen das Kostbarste ist, so ist das Zeitvertreiben die allerschädlichste Verschwendung; denn verlorene Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen: „Zeit genug,“ heißt: „Zu wenig Zeit.“

So laßt uns denn frühe auf sein und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben!

62. Ausdauernder Fleiß und Eifer.

Die geistigen Anliegen und Fähigkeiten sind sehr verschieden ausgetheilt.

Der Eine besitzt mehr, der Andere weniger Talent. Dieß Letztere gereicht aber eben so wenig Jemanden zur Schande, als das Erstere Jemanden zur Ehre gereicht. Ehre gründet sich nur auf Verdienst, und Schande auf Schuld.

Freilich ist es ein Glück, schon von Natur aus begünstigt zu sein; die Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften sind dann leichter; doch ohne Fleiß und Mühe wird es Keiner, auch der Begünstigste nicht, sehr weit bringen. Um so mehr ist es also für den weniger Begünstigten Pflicht durch Eifer und Fleiß das zu ersetzen, was ihm an natürlichen Anlagen abgeht. Die Erfahrung lehrt auch, daß Viele durch ihren ausdauernden Eifer den Menschen von Kopf den Vorrang abgewonnen, oder doch das gesteckte Ziel vollkommen erreicht haben.

Demosthenes, der größte Redner Griechenlands, wurde durch sträfliche Sorglosigkeit seiner Vormünder in seiner Jugend so vernachlässiget, daß er fast gar keine Erziehung bekam. — Erst später, als er einen berühmten Redner sprechen hörte, erwachte in ihm die Lust und Begierde, sich gleichen Ruhm zu erwerben, und von Stunde an war es seine größte Angelegenheit, Berühmtheit zu studiren. Zu arm, um des Redners Isocrates Vorträge zu hören, schaffte er sich dessen Werke an. Aber in der Ausführung seines Planes schien ihm die Natur selbst unübersteigliche Hindernisse entgegen gestellt zu haben. Er war schwach von Körperbau und hatte eine fehlerhafte Aussprache. Manche Silbe betonte er schlecht oder unrichtig, und den Buchstaben R konnte er beinahe gar nicht aussprechen. Allein alles dieses schreckte den Demosthenes nicht. Waren die Hindernisse groß, so war sein Eifer noch größer und sein Fleiß noch anhaltender. Er ließ sich eine Höhle machen, und übte sich darin im

Geberdenspiele, und bisweilen so anhaltend, daß er mehrere Monate gar nicht ausging. Er schnitt sich deshalb die Haare seines Scheitels zur Hälfte ab, um gezwungen zu sein, zu Hause zu bleiben. Um seiner Stimme mehr Stärke und Festigkeit zu geben, deklamirte er so laut, als möglich, indem er dabei einen Berg geschwind hinaufging, oder bei Stürmen des Meeres an dessen Gestade wandelte. Dadurch gewann er zugleich den Vortheil, daß er sich an das Getöse des Volkes gewöhnte. Er nahm Steinchen in den Mund, um, wenn er dieselben wieder herausgeworfen hatte, eine freiere Aussprache zu gewinnen. Durch so anhaltende und unausgesetzte Bemühungen brachte er es aber auch dahin, daß er nicht nur sehr schön und wohlklingend sprach, sondern daß er sogar alle Redner Griechenlands übertraf und ein Muster für alle Zeiten und Völker wurde.

Diogenes hatte eine unbezwingliche Liebe zu den Wissenschaften. Diese trieb ihn, obschon er ganz arm war und nichts bezahlen konnte, zu dem gelehrten Antisthanes hin, der ein Schüler des weisen Sokrates war. Antisthanes wies den Diogenes mit harten Worten ab; allein letzterer ließ mit seinen dringenden Bitten nicht nach, so daß Ersterer endlich sogar nach dem Stocke griff. „Schlag immer zu, sagte Diogenes, indem er willig seinen Rücken darbot, du wirst nie einen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu vertreiben, so lange du redest.“

Die Athenienser waren gegen die Bürger von Megara so aufgebracht, daß sie befahlen, Jeden, der von ihnen nach Athen komme, umzubringen. Der berühmt gewordene Euklid von Megara wollte gern den Sokrates, den Weltweisen zu Athen, hören, um seinen Hunger und Durst nach Belehrung zu stillen. Er zog daher weibliche Kleidung an, schlich sich bei einbrechender Nacht in die Stadt, hörte zur Nachtszeit die Lehren der Weisheit aus dem Munde des allgemein geschätzten Lehrers, und beim Anbruche des Tages ging er, in dieselben Kleider gehüllt, wieder nach Hause zurück.

63. Hillel's Wißbegierde.

Hillel war arm. Er verdiente täglich nur wenig, und von diesem kleinen Gewinne verwendete er nur die Hälfte auf die Bedürfnisse seiner Familie, die andere Hälfte gab er dem Pförtner des Hörsaals der Weisen und Lehrer. Einst als auch dieser geringe Verdienst ihm fehlte, versagte ihm der geizige Pförtner den Zutritt zu der Versammlung der Weisen.

Von Eifer nach Weisheit und Belehrung angefeuert, klimmte er die Mauern des Versammlungshauses hinan, erreichte das Dachfenster, welches das Obergemach erleuchtete, und legte vor demselben sich hin, um hier, so unbequem auch seine Stelle war, die Weisheit aus dem Munde seiner Lehrer Semaja und Autalion zu hören.

Es war am Abend vor dem Sabbath, und die Gesetzlehrer trugen die ganze Nacht hindurch Lehren der Weisheit vor. Hillel ermüdete nicht, sie zu hören, und schien kaum den Schnee zu bemerken, der ihn allmälig bedeckte, und ihm endlich den Schlaf zuführte.

Als der Morgenstern erschien, und es Tag werden sollte, sprach Semaja zu Autalion: „Mein Bruder, warum ist es heute so dunkel hier? Gestern war es nicht so.“ — Endlich hob einer von ihnen die Augen in die Höhe, und erblickte auf dem Pfeiler des Fensters die Gestalt eines Menschen.

Bald nachher entdeckte man den lernbegierigen Hillel, der von Schnee überdeckt, das Eindringen des Lichtes hinderte. Die Lehrer brachten ihn in das Zimmer, und zündeten selbst Feuer an, um den Erstarrten zu erwärmen. „Denn“ — sagten sie — „Hillel, der, um sich in dem Gesetz zu unterrichten, sich in Lebensgefahr gestürzt hat, verdient es, daß wir, um sein Leben zu erhalten, eine Ausnahme von dem Gesetze machen, welches uns verbietet, am Sabbath Feuer anzuzünden.

64. Die Gegenden des Fleißes und der Faulheit.

Ein junger Bauer ersuchte sowohl den Fleiß als die Faulheit, daß sie ihm ihre Wohnungen zeigen sollten. Es geschah. Die Faulheit führte ihn auf ein großes Feld, das zwar vorn bei dem Eingange mit einigen Blumen und unfruchtbaren Bäumen, unter deren Schatten man zu schlafen pflegte, besetzt war; aber weiter hinaus war es voll Disteln, Brennesseln, und Dorngesträuche; auch war's häufig mit den Gerippen verhungerter Menschen bedeckt.

Der junge Bauer, welcher ein scharfes Auge hatte, kehrte sich schnell von diesem Felde voll Elends hinweg und folgte jetzt dem Fleiße auf ein großes, herrliches Gebiet, das zwar beim Eingange mit so scharfen Dorngesträuchen umzäunt war, daß alle Weichlinge davon abgeschreckt wurden; allein man brauchte eben nicht gar weit hineingedrungen zu sein, als man schon durch die fruchtbarsten Getreidefelder entzückt wurde. Das Gebrüll fetter Heerden hallte von den Thälern wieder, allenhalben wimmelte

es von den gesündesten Menschen, welche, wie der Fleiß ausdrücklich bemerkte, dieses reizende Land ehemals von Disteln und Steinen mit eigenen Händen gereinigt hatten. Ha, rief der junge Bauer, hier will ich meine Hütte aufschlagen.

Dies ist dir, versetzte der Fleiß, gar nicht untersagt: nur kann es nicht eher geschehen, als bis du es durch deiner eigenen Hände Arbeit zuvor verdient hast.

65. Der Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach." „An welchem Platz?
Schrie'n Alle laut den Vater an.
Grabt nur — O weh! — da starb der Mann.
Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um geschaart.
Da war kein Klos, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb
Und zog die Hacke kreuz und quer
An jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und Jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
Da nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jeder Weinstock dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun, Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

66. Unbestand der zeitlichen Güter.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, wo immer er ist, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, um zufrieden zu werden mit seinem Schicksale, wenn ihm auch nicht alle seine Wünsche in Erfüllung gehen können. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe

und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von seiner Heimath bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an seines Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ sprach er, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?“

Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dieses war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf Deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es wäre der Name des Mannes, nach dem er gefragt hätte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kanitverstan, dachte er, und ging vorüber.

Gasse aus Gasse ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het' Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war und eben jetzt ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich Einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren brächte: „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, nun begreife ich's. Kein Wunder; wenn das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stehen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in goldenen Scherben.

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine ernst traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Mensch er wäre unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch auch einmal so gut bekäme wie

dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Wagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten zu seiner Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach; Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Da machte er sich an den Letzten vom Zug, ergriff ihn sachte beim Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ — „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen dem guten Handwerksburschen ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von allen deinem Reichthum? Was ich von meiner Armuth einst bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf der kalten Brust oder eine Raute.“

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsinken in seine Ruhestättte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er gar nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß viele Leute in der Welt so reich wären und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

68. Lebe einfach und sparsam!

Der römische Feldherr Cajus Fabricius lebte in freiwilliger Armuth, obwohl er sich hätte sehr bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher mit einem Boden von Horn. Er schlug die Geschenke eines italienischen Volkes mit den Worten aus: er sei dadurch schon reich

genug, daß er seine Begierden einzuschränken wisse, und also nur sehr wenig brauche. Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich wegen meiner Armuth niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da jeder mich ehrt und liebt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit den Reichsten vergleiche. Mein kleines Ackergut gibt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt und mein weniges Hausgeräthe für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüßige aber begehre ich nicht.“

68. Sei auch im Kleinen sparsam!

Zwei Klosterbrüder von St. Bernhard kamen nach Neuenburg, um dort freiwillige Beiträge für ihr Kloster, welches die armen Reisenden unentgeltlich beherbergt, einzufordern. Sie klopften an der Thüre des reichen Herrn von Pourtales an, als dieser gerade Abends nach Hause kam. Es brannte noch keine Lampe, und er führte sie durch die dunkle Treppe in's Haus. Es kommt eine Magd, bückt sich über den Feuerherd, ergreift ein Schwefelhölzchen und wirft's in demselben Augenblicke wieder fort. Herr von Pourtales ruft ihr zu: „Was machst du? das Hölzchen hat ja noch Schwefel am andern Ende.“ Er hebt dasselbe vom Boden auf und zündet's an. Die beiden Klosterbrüder sahen einander an; von Pourtales aber geht und bringt ihnen einen Beitrag von 900 Franken. Sie staunten über die große Summe, und der Geber sagte: „Ich begreife eure Verwunderung; allein gerade deßwegen, weil ich die beiden Enden der Schwefelhölzchen benützt habe, bin ich im Stande, für euer Hospitium einen solchen Beitrag zu geben.“ — Derselbe Herr von Pourtales bemerkte einst, wie einer seiner Gehilfen, den er sehr liebte, eine fast abgenützte Feder wegwarf. Pourtales hob sie stillschweigend auf, und der junge Freund, dem das Schwefelhölzchen gerade einfiel, entschuldigte sich damit, daß sie unbrauchbar sei. Indessen las der Herr gerade einen Brief, in welchem

ihn einer seiner Schulder bat, er möchte mit der verfallenen Schuld von 100,000 Franken noch ein Jahr warten, wo nicht, so sei er ruinirt. „Diese Feder kann ich nun gerade brauchen,“ sagte Pourtales. Er schrieb damit seinem Schuldner, gestattete ihm einen Aufschub von einem Jahr, und eröffnete ihm einen neuen Kredit. —

69. Der unglückliche Spieler.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Man verschaffte ihm eine zierliche Angel, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angelhacken hing. Der Prinz ging an den See, warf die Angel aus, und zog sogleich ein Fischlein aus dem Wasser. Er warf die Angel wieder aus, ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur und schwamm mit der Angel davon. Da sprach der Prinz: „So habe ich denn für meine goldene Angel nichts als ein elendes kleines Fischlein! Bringet mir einen eisernen Angelhacken; denn es ist übel gethan, viel darum zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist.

Von dieser Zeit an ward es zum Sprichworte, das von allen theuern Spielen gilt:

Der Spieler fischt mit gold'ner Angel,
Und tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

70. Der Bettler.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen!
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleidig doch mir Armen
Einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Bissen
Speise, ach, in meinen Mund!
Steine waren meine Kissen,
Und mein Bett der Wiese Grund.

O wie reich war ich als Knabe,
Von den Eltern hoch geliebt!
Aber, wehe mir, ich habe
Sie bis in den Tod betrübt.

Ich verschmähte ihre Lehren,
Achtete nicht ihre Gunst,
Wollte nichts von Weisheit hören,
Nichts von Wissenschaft und Kunst.

Locker waren meine Sitten,
Leer blieb immer Kopf und Herz;
Fruchtlos war der Eltern Bitten,
Taub war ich für ihren Schmerz.

Und sie starben. Statt zu sparen,
Lebt' ich hin in Saus und Braus,
Und im dritten Sommer waren
Schon verschwunden Hof und Haus.

Und wie Kain musst ich fliehen,
Ohne Ruh' irrt' ich umher.
Von den Menschen ausgespieen,
Bin ich! O, wer gleicht mir? wer?

Ach! mein Loos ist nun — zu darben.
Traute Kinder, seht mich an!
Noth und Jammer sind die Garben,
So die Thorheit ärnten kann.

71. Sei mäßig im Essen und Trinken!

Der beste Koch.

Ada, die Schwester des Königs Mausolus in Carien, wurde von Alexander mit dem Königreiche ihres Vaters beschenkt. Um nun ihre Dankbarkeit einigermassen zu erkennen zu geben, ließ sie die ausgezeichnetsten Speisen und Leckereien aller Art zubebereiten, und sandte solche nebst den geschicktesten Köchen und Conditoren dem Alexander zum Geschenk, damit er sich nach den ausgestandenen Beschwerlichkeiten des Krieges an denselben erquicken möchte. Er aber urtheilte sehr weislich, daß die Leckerhaftigkeit des Gaumens einem Manne nicht anstehe, welcher ernsthafte und wichtige Dinge vorhabe! Darum bedankte er sich zwar höflich für die Vorsorge der Königin; setzte jedoch hinzu, es sei solche nicht nöthig gewesen, denn er habe bessere Köche als die ihrigen, und das waren die, mit welchen ihn vormals sein Hofmeister Leonidas versehen, nämlich für das Mittagsmahl einen wackeren Spaziergang am frühen Morgen, und für das Abendessen ein mässiges Mittagsmahl. Ferner erzählte er bei dieser Gelegenheit, Leonidas habe zum öfteren seine Kleider, sein Bett und seine Schränke durchsucht und nachgesehen, ob ihm nicht etwa seine Mutter Olympias heimlich etwas Leckerhaftes zugesteckt.

72. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihres Reichthums doch auch manchmal allerlei Lasten zu tragen und Krankheiten auszustehen, von denen der Arme nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht

in der Luft stecken, sondern in vollen Schüsseln und Gläsern, und den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdame, Paul Stefenson, ein Wort davon reden kann. Den ganzen Tag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder schaute zum Fenster hinaus, aß aber doch wie ein Drescher zu Mittag. Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, so daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich in's Bett, und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit nicht recht gesund und nicht recht krank. Wenn man ihn aber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Er zog alle Aerzte in Amsterdam zu Rathe. Er nahm so viel Arzneien, Pulver und Pillen ein, daß man ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke nannte. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er that nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: wozu bin ich denn reich, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Arzt mich für mein Geld nicht gesund machen will? — Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der so geschickt sei, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod ihm aus dem Wege gehe, wo er sich sehen lasse. Zu diesem Arzte faßte der reiche Stefenson Zutrauen, und machte ihn schriftlich mit seinem Umstande bekannt. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte, daß er ihm helfen wolle. Er schrieb ihm deßhalb folgendes Brieflein: Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauche, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Ich muß daher mit Euch selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber Ihr dürft weder fahren, noch reiten, sondern müßt die Reise zu Fuß machen. Auch dürft Ihr nicht mehr essen, als täglich zweimal einen Teller voll Gemüs, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er Euch die Leber erdrückt, und dann hat Euch der Schneider nimmer viel anzumessen, wohl aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt,

so hört Ihr im andern Frühjahr den Gukuk nicht mehr schreien. Thut nun, was Ihr wollt! —

Als der Patient so mit sich reden hörte, machte er sich sogleich des andern Morgens auf den Weg, wie ihm der Arzt befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke ihm gleichen Schritt hätte halten können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten Tag und dritten kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten, wie heute, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er die Herberge verließ, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin. Und als er am achtzehnten Tag in der Stadt des Arztes ankam, und des andern Morgens aufstand, ward es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit gesund werden können, als jetzt, wo ich zum Arzte gehen soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief.“ Als er zum Arzte kam, nahm dieser ihn bei der Hand und sagte zu ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sprach: „Das hat euch ein guter Geist eingegeben, daß ihr meinem Rathe gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt Eier im Leibe, deßhalb müßt ihr wieder zu Fuße nach Hause gehen, und daheim fleißig Holz sägen, das Niemand sieht, und nicht mehr essen, als bis euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen. So könnt ihr, erwiderte der Arzt lächelnd, ein alter Mann werden. Jetzt sagte der Reiche: „Herr Doktor, ihr seid ein feiner Kauz, — ich verstehe euch wohl. Er folgte nachher dem ihm ertheilten Rathe, und wurde 87 Jahre, 4 Monate und 10 Tage alt, und war so gesund, wie ein Fisch im Wasser. — Drum Kinder, vergesset nie den Spruch:

„Arbeit, Mäßigkeit und Ruh',
Schließt dem Arzt die Thüre zu.“

73. Trinke nicht, wenn du erhitzt bist!

Die Quelle.

Ein Wanderer kam im heißesten Sommer zu einer frischen Quelle. Er war stark und lange gegangen, der Schweiß stand

auf seiner Stirne; seine Zunge war von Durst fast vertrocknet. Da sah er dieß silberhelle Wasser, glaubte hier neue Kräfte zu sammeln und trank. Aber die große, zu schnell abwechselnde Kälte wirkte schädlich auf ihn und er sank zu Boden. — „Ach, schändliches Gift!“ rief er, wer hätte unter einem so reizenden Anschein eine solche Bosheit vermuthet?“ „Ich ein Gift?“ sprach die Quelle. „Wahrlich, du verläumdest mich. — Sieh', die Flur rund herum grünt und lebt durch mich. Von mir tränken sich die Heerden. Tausende deiner Brüder fanden hier Erfrischung und Labetrunk. Nur Uebermaß und Unvorsichtigkeit von deiner Seite machten den Genuß dir schädlich. Ich bin schuldlos an deinen Schmerzen, selbst an deinem Tode, wenn er erfolgen sollte, würde ich's sein.“

74. Der brave Mann.

Wer Gott und seinen Fürsten ehrt,
Nie seines Landes Ruhe stört,
Vielmehr aus aller seiner Kraft,
Auf Ordnung hält und Friede schafft:
Der ist ein Mann, ein braver Mann;
Den rühme, wer nur rühmen kann!

Wer seinen Bruder herzlich liebt,
Ihm seine Fehler gern vergibt,
Durch Trost und Beistand ihn erquickt,
Wenn Kummer ihn und Mangel drückt:
Der ist ein Mann, 2c. 2c.

Wer immer Treu' und Glauben hält,
Nicht anders, als er ist, sich stellt;
Und ohne Falschheit, Trug und List
In Wort und Thaten redlich ist:
Der ist ein Mann, 2c. 2c.

Wer g'raden Wegs zum Ziele geht,
Sich nicht nach jedem Winde dreht;
Und ächten Tugendeifers voll,
Nicht säumet, wenn er handeln soll:
Der ist ein Mann, 2c. 2c.

Wer, wenn er froh und lustig ist,
Dabei der Tugend nicht vergißt,
Und sich mit weiser Mäßigkeit
Der Güter dieses Lebens freut:
Der ist ein Mann, 2c. 2c.

75. Nächstenliebe.

Während der ganzen Hauptverfolgung der Christen unter dem Kaiser Trajan, im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, fiel der heilige Evangelist Johannes nicht in dem Sturme zu Ephesus, wo er wohnte, sondern fuhr fort, seine Pflicht in Ruhe auszuüben, ob er gleich äußerst schwach und hinfällig in einem Alter von beinahe hundert Jahren war. Immer ermahnte er in seinen Predigten seine Zuhörer, die große Pflicht der Liebe und Zärtlichkeit gegen einander auszuüben, und die Liebe unsers Herrn gegen ihn schien seine Seele mit einem mehr ausgedehnten und edlern Wohlwollen, als sonst bei den übrigen Menschen gewöhnlich ist, erfüllt zu haben. Der heilige Hieronymus erzählt uns, daß er seines hohen Alters wegen so schwach geworden war, daß er nicht im Stande gewesen, zur Kirche oder in die christlichen Versammlungen zu gehen, ohne von seinen Schülern geführt zu werden, und daß er, unvermögend, lange Reden zu halten, nicht viel mehr in diesen Versammlungen hervorbrachte, als die Worte: „Meine lieben Kinder! liebet einander!“ — die, welche ihn hörten, wurden zuletzt der immerwährenden Wiederholung des nämlichen Gebotes müde und sagten zu ihm: „Lehrer! warum sagst du immer das Nämliche?“ Hierauf erwiderte der liebevolle Apostel: „Unser Herr habe es ihm selbst befohlen, und wenn nur dieß allein vollbracht würde, so sei es genug.“

In dieser Liebe lebte und webte Johannes. Mit dem Anfange dieser Liebe kam er als der Jüngste und Erste von allen Jüngern zur Jüngerschaft Jesu, und mit Vollendung dieser Liebe kam er als der Aelteste und Letzte von Allen zur ewigen Vereinigung mit Jesus. — Die Nächstenliebe ist die Leiter, auf der wir emporsteigen zur Gottähnlichkeit.

76. Der Menschenretter.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Gründen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.

Hoch rollten die Wogen, entlang ihr G'leis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind! —
O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind.

Es dröhnt und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
„Verloren! Verloren! — Wer rettet mich? —

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt dem Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter mit Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich,
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Sturm und Wind.

Rasch gallopirt ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff:
„Zweihundert Dukaten sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter scholl der Wind;

Und immer tiefer sank der Muth. —
„O Retter, Retter, komm geschwind!“
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerbarst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! frisch aufgewagt!“
Hoch hält der Graf den Preis hervor!
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt.
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Sturm und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang,
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe, der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier!“ rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
„Hier ist der Preis! Komm her, nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt;
Dem Zöllner werd' Eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

77. Der Feind als Lebensretter.

Als Kaiser Karl der Große sich einst auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt hatte, stieß er auf einen wilden Büffelochsen. Mit bloßem Schwerte fällt er denselben an, um ihn, was er mit seinem herkulischen Arme schon öfter gethan, mit einem Hiebe seinen Kopf vom Rumpfe zu hauen. Unglücklicher Weise traf er ihn nicht nach Wunsch; dagegen verwundete er ihn so stark, daß das Thier auf das Aeußerste gereizt ward, und der Ochse mit seinem Horne gegen das Pferd des Kaisers rennend, den Fuß des Kaisers mit gewaltigem Stoß zerquetschte. Mit neuer Wuth drohte er ihn anzufallen; aber der muthvolle Karl auf Gott vertrauend und ihn hoffnungsvoll um Hilfe anflehend — verliert, sich selbst überlassen, in dieser furchtbaren Lage die Fassung seines Geistes auch nicht einen Augenblick. Und sieh', welch Wunder! gerade in diesem Momente des unvermeidlichen Todes erblickte er — kaum durfte er seinen Augen trauen — einen Mann vor sich stehen, welcher mit einem Spieße den wüthenden Ochsen auf der Stelle erlegte, und nach der That sogleich sich in das Dunkel des finstern Waldes zurückzog. Endlich kamen die Hofleute; die Schaar der Jäger, die ängstlich ihren Herrn suchten, eilt herbei. Alle schrieen und jammerten über das ihrem Kaiser, den sie für verloren hielten, widerfahrne Unglück. Jeder verdoppelte seine Schritte, um ihm Hilfe zu leisten, ihn vom Pferde zu heben, das Blut, welches vom zerquetschten Fuße floß, zu stillen, und die Wunde zu erforschen. Der Kaiser, voll Ruhe, verbietet es ihnen, und befiehlt, nur dem Ochsen den Kopf abzuhauen. — „Folgt mir,“ sagte er, zu unserer Schwiegermutter, der Königin Hermengarde! Laßt uns eilen! Sie soll mich verwundet und gerettet sehen.“ — Er kommt. Die Königin sieht den Gemahl ihrer Tochter mit zerrissenen Kleidern, das Blut von seinem Leibe triefen, hebt die Hände gen Himmel, und ruft Gott und die Heiligen an. „Was sollen wir,“ sagte der großmüthige Kaiser, „dem Retter thun, der das Thier, dessen Kopf du hier siehst, mit Lebensgefahr erlegt hat? Was sollen wir ihm geben? Wie sollen wir ihn ehren?“ — „Alles wollen wir ihm geben,“ versetzte die Königin, „er hat den Vater des Vaterlandes gerettet; er ist jeder Ehre werth.“ — „So verlange also von mir für Isambard Vergebung und Alles, was du willst. Er, den wir für unsern Feind gehalten, den wir in's Elend geschickt, dessen Vermögen wir an uns gezogen haben, weil wir ihn für ungerecht gegen uns hielten. Wir wollen ihm Alles zurückstellen; lasset uns den Erhalter unsers Lebens aufsuchen!

Laßt uns ihn ehren! Er sei unser Freund!“ — Der Kaiser gab Befehl, ihn allenthalben aufzusuchen, ihm alle Ehre zu erzeigen, und ihn in seine Arme zurückzubringen. Und erst, nachdem er diese Befehle gegeben hatte, kehrte er sich zum Wundarzte, daß er die Wunde besorgen möchte. —

78. Edle Rache.

Friedlich — nach durchlauf'ner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen —
Kam, gepeitscht vom Herbstorkan,
Und durchnäßt von Schnee und Regen
Einst der jüd'sche Handelsmann
Levi Hirsch im Wirthshaus an.
Zechend im zufried'nen Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft,
Und besprach sich wechselweise
Hier von Schul- und Kinderzucht,
Vom verheerenden Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und der Zeiten Zentnerwucht.

Levi grüßt und nimmt bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein.
Unwillkomm'nes harrte sein:
Schmach und Kränkung mußt er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freu'n!
Denn zum Spaß der lust'gen Brüder
Brannte mit dem Pfeifenspan
Barkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Von den Andern ihn dafür.
Schamvoll schlüpfend durch die Thür',
Sucht im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon;
Alles Leben war entfloh'n;
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton.

Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach;
Heulend läuft das Volk zusammen;
Alle Schläfer werden wach;
Alles regt sich, und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde. —

Doch wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt? —
Denn die Mutter sieht man rennen;
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd kreischt sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen,
Reißt mein Kind nur aus der Gluth!" —
Sieh! da zeigt mit frohem Muth,
Wo die Funken sprüh'n und stieben,
Sich ein Fremder, eilt in's Haus,
Eilt, vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür hinaus.
Blickt empor und steigt behender
Als ein Marder, scheu im Lauf
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft — indeß mit Todesgrau'n
Aller Augen aufwärts schau'n —
Mit gelös'tem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt, vom Augenblick gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts in heit'rer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an der Mutter Brust,
Wendet sich und — ist verschwunden. —
Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.

Doch sowie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneut,

Tritt der Gastwirth, still erfreut,
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi," — spricht er, — „der die Wand
„Deines Giebelwerks erklommen,
„Der dein Kind der Wieg' entnommen,
„Levi hat mich hergesandt,
„Diese Gabe dir zu reichen.
„Dank und Thränen spare dir!
„Seine Baarschaft ließ er hier;
„Doch von hinnen flugs zu weichen,
„Lag sein Bündel schon geschnürt." —
Die ihr Christi Namen führt,
Gehet hin und thut deßgleichen!

79. Thätige Liebe, das Kennzeichen des Christen.

Die Christen, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Jesu lebten, bewiesen ihren edlen Liebessinn auch dadurch, daß sie bei ihrer Wohlthätigkeit auf alle Arten der menschlichen Bedürfnisse und des Elendes ihre Aufmerksamkeit richteten. Sie sammelten Almosen zur Unterhaltung der Armen, zur Verpflegung der Kranken und Alten, zur Versorgung der Waisen, zur Unterstützung der Beraubten, und zum Dienste derer, die um des christlichen Glaubens willen in die Sklaverei oder Gefangenschaft gerathen waren. Aber nicht nur ihre Glaubensgenossen und Freunde hatten Antheil an ihren Unterstützungen, vielmehr übten sie diese Wohlthätigkeit selbst gegen ihre Feinde und Verfolger aus. So speiste z B. der edle Bischof Polykarpus die römischen Offiziere, die abgeschickt waren, ihn gefangen zu nehmen und zum Martyrtode zu führen. Ein heidnischer Hauptmann kam mit einem Haufen Soldaten, der schon lange Mangel gelitten hatte, an einen Ort, wo viele Christen waren, und diese gaben willig Alles zur Versorgung seiner Leute her. „Dieß," rief Pachanius, (so hieß der Hauptmann) — „dieß thun die Christen an uns, die wir sie stets berauben und martern!" Und dieses Beispiel der Gutthätigkeit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Christ wurde. Der Geschichtschreiber Eusebius erzählt, daß bei der Hungersnoth und Pest, die unter dem Kaiser Maximus in den asiatischen Provinzen entstand, die Christen die Einzigen gewesen seien, die während dieses jämmerlichen Zustandes wahre Liebeswerke ausgeübt haben. Sie theilten Brod unter die Halbverhungerten aus, pflegten die Kranken, be-

gruben die Todten, und das Gerücht von dieser menschenfreundlichen Handlungsweise bewegte die Heiden, den Gott der Christen zu preisen, und die Christen für wahrhaft gottesfürchtige Menschen zu halten. Diejenigen, welche selbst nichts geben konnten, arbeiteten mit ihren Händen zum Besten der Nothleidenden, und wagten ihr Leben in Beweisung ihrer Dienstfertigkeit gegen Elende. Sie sahen ihre Armen als ihren Schatz an. — Als der Kaiser Decius von dem Diakon der Kirche zu Rom, Laurentius, verlangte, daß er ihm die Kirchenschätze ausliefern sollte, so ließ dieser alle Armen, Blinden, Lahmen und Krüppel zusammenkommen, stellte sie drei Tage darauf dem Kaiser in seinem Palaste vor, und sagte dabei: „Dieß sind unsere Kirchenschätze; andere Güter haben wir nicht. Aber diese nehmen bei uns niemals ab, sondern vermehren sich täglich.“ Laktantius rief allen Christen zu: „Lasset uns unsere Gelder in dem himmlischen Schatz niederlegen, indem wir den Armen davon mittheilen! Dort sind sie zu unserm ewigen Nutzen unter der Verwahrung Gottes selbst aufgehoben.“ —

80. Wohlthätigkeit.

Der Greis und der Knabe.

Einst sah ich einen armen Greis
Am Bach' im Schlummer liegen;
Sein dürres Haupt war silberweiß,
Und Gram in seinen Zügen.

Schwach stützte seine welke Hand,
Den bleichen, hagern Wangen;
Halb war vom löch'rigen Gewand
Sein kranker Leib umfangen.

Ein wenig grobes, trocknes Brod —
Vielleicht die letzte Gabe,
Die eine milde Hand ihm bot, —
Lag neben seinem Stabe.

Er seufzt' im Traume, wandte sich,
Erwachte, seufzte wieder,
Und eine heiße Thräne schlich
Von seinen Wangen nieder.

Was ist dir, rief ich, alter Mann?
Was macht dir Gram und Schmerzen?
Da sah er mich bekümmert an,
Der Blick ging mir zu Herzen.

„Ach,“ sprach er, „Sohn, vor Alter schwach,
Und krank von inner'm Kummer,
Sank ich an diesem kühlen Bach
Vorhin in matten Schlummer.

„Sieh! dieses Stückchen trock'nes Brod,
Erfleht durch meine Thränen,
Wonach sich, ach! in großer Noth,
Fünf kleine Kinder sehnen.

Ich bring' es ihnen. Großer Gott!
Von meinen schweren Sorgen
Ist dies vielleicht die letzte; todt
Bin ich vielleicht schon morgen.

Er schwieg. Ich sah sein leidend Herz
Auf sein Gesicht gepräget,
Und ward durch seinen Seelenschmerz
Zu gleichem Schmerz beweget.

Ich seufzte, sann, und ungezählt
Ergriff ich aus Erbarmen,
Mein ganzes kleines Taschengeld
Und gab's dem frommen Armen.

Wie froh war, da er mich verließ,
Wie dankbar seine Miene!
Ach! schon sein stummer Dank bewies,
Wie sehr er es verdiene.

Die Wonne, Dürft'gen beizusteh'n,
Hatt' ich noch nie empfunden,
Und noch kein Abend war so schön,
Wie dieser mir verschwunden. —

81. Zwei Geiger.

Zum Prater wollt das Volk in bunten Wogen,
Am Pfeiler lehnt ein greiser Invalid.
Und streicht die Geige mit dem schlanken Bogen
Und spielt betrübt ein längstvergess'nes Lied
Und neidet stillergrimmt das Loos der Braven,
Die ruhig auf dem Feld der Ehre schlafen.

Das Lied verklingt und mit den müden Händen
Nimmt er vom Haupte den vermorschten Hut.

Will ihm denn Keiner einen Heller spenden?
Er harrt umsonst, vorüber braust die Fluth,
Denn Keiner gönnt sich Zeit, um sich zu sagen,
Wie weh der Hunger thut in alten Tagen.

Da plötzlich naht ein Mann mit dunklen Locken
Und nimmt dem Greis die Fiedel aus der Hand.
Versucht es, einen Ton ihr zu entlocken
Und schüttelt still sein schönes Haupt und spannt
Harmonisch wieder die verstimmten Saiten
Und läßt den Bogen sanft darüber gleiten.

Er spielt und spielt, es sammelt sich die Menge
Und lauscht entzückt den süssen Melodie'n,
Karossen halten mitten im Gedränge,
Und wie die Töne mächtig aufwärts zieh'n,
Da wird's so still, man könnte athmen hören,
Den wunderbaren Geiger nicht zu stören.

Er lächelt leis und winkt dem Invaliden,
Deß Auge thränend auf dem Fremdling ruht.
Und flüstert leis: „Kam'rad, was Gott beschieden,
Das sammle jetzt getrost in deinen Hut."
Dann geigt er fort und öffnet alle Hände
Und in den morschen Hut fällt Spend' auf Spende.

Nun legt er an den Pfeiler Geig' und Bogen,
Und sich dem Dank des Bettlers zu entzieh'n,
Durchbricht er schnell des Volkes bunte Wogen
Und wo er geht, grüßt man voll Ehrfurcht ihn.
Und flüsternd läuft ein Wort von Mund zu Munde
Und „Bouger hoch!" ertönt es in der Runde.

82. Freundschaft.

Die giftige Wunde.

Als Kaiser Karl V. nach dem Tode seines Großvaters, Königs Ferdinand von Spanien, nach Madrid ging, um das Reich in Besitz zu nehmen, befand sich unter seinem Gefolge ein junger französischer Graf aus dem Hause de Bossu (Bossüh.) Des Jünglings vorzügliche Größe und Bildung, seine körperliche Gewandtheit, die ihn zum trefflichen Reiter machte, seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihn dem Kaiser so werth gemacht, daß er immer um ihn sein mußte. Einst

hatte Karl eine große Jagd veranstaltet, und setzte einem Eber tief in den Wald hinein mit solcher Hitze nach, daß ihm Niemand zu folgen wagte, als de Bossu, der sich aber dabei unversehens an einem vergifteten Dolche, welchen er, nach damaliger Gewohnheit der spanischen Jäger bei sich trug, verwundet hatte. Karl bemerkte das hervorströmende Blut an seinem Liebling, und fragte erschrocken, ob ihn der Eber verwundet habe. De Bossu sagte die Wahrheit wie es zugegangen sei, mit dem Beifügen, daß er Niemand als sich selbst Vorwürfe zu machen habe. Karl kannte die tödtliche Wirkung des Giftes, sobald es in's Blut übergehe. Um seinen Liebling zu retten, dachte er nicht an eigene Lebensgefahr; er sprang vom Pferde, befahl den Grafen auch abzusteigen, und sich unbedingt seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf machte Einwendungen; allein Karl bestand darauf, riß die Kleidung von der Wunde, sog das Blut zu wiederholtem Male aus, und spuckte es weg. Diese entschlossene Handlung lohnte den königlichen Freund mit der Freude, seinem Freunde das Leben gerettet zu haben, ohne nachtheilige Folge für das seinige, und stiftete ihm bei der Nachwelt ein schöneres und bleibenderes Denkmal als tausend andere.

83. Gastfreundschaft.

Maan Beezaid, König von Arabien, hatte in einem Treffen 100 Gefangene gemacht, die er sämmtlich zum Tode verdammte. Einer von ihnen warf sich dem Fürsten zu Füssen und beschwor ihn, er möchte doch erlauben, dass man ihm Wasser geben dürfe, um den grausamen Durst, von dem er geplagt werde, zu löschen. Maan sagte zu seinem Mundschenk, er solle ihm zu trinken geben. „Meine Kameraden," erwiederte der junge Mensch, „sind nicht weniger durstig, als ich; sei auch gegen sie eben so gnädig, wie du es gegen mich warst." — Der König willigte gern in diese Bitte, und befahl, dass man allen Gefangenen zu trinken geben solle. Nachdem sie getrunken hatten, sagte der junge Mensch zum König: „Wir sind, grosser Monarch, deine Gastfreunde; deine erhabene Grossmuth wird nicht zulassen, dass du denen, die einer so grossen Ehre von dir gewürdiget worden sind, solltest das Leben nehmen können." Der Fürst, dem nach den Religionsgrundsätzen der Araber die Beachtung des Gastrechtes heilig war, konnte sich nicht enthalten, diesen glücklichen Einfall zu bewundern, und widerrief das Urtheil, das er gefällt hatte. —

84. Die Freunde in der Noth.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte. In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Zisterne, aus der er sich nicht mehr heraushelfen konnte, und bald nachher fiel auch ein Deutscher hinein und blieb auch darin stecken. Der Franzose schrie: „Kivi!“ und der Deutsche: „Wer da!“ und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gewöhnlich den Säbel durch den Leib rennen könnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines Andern und sie gaben sich in gebrochenem Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu erkennen, es sei besser, Einer helfe dem Andern, als daß sie sich beide masakrirten. Also schrie bald der Eine, bald der Andere um Hilfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf, und sie machten sich sogleich daran, den Kameraden zu retten. Als der Deutsche an's Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: „Es steckt noch einer drunten, ein guter Kamerad!“ Der wurde also auch heraufgezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose war, wollten sie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern sagte: „Wir haben einander versprochen, daß einer den Andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Franzosen bekommen hätten.“ Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respektirten die Feinde, und er wurde zwar als Gefangener vom Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Kamerad von Kameraden gehalten. —

85. Die zwei Reisenden.

Zwei Reisende gingen eines Weges mit einander. Plötzlich bückte sich der eine, und hob etwas auf. „Ei sieh doch;“ sprach er, „da habe ich einen Geldbeutel gefunden.“ „Wenn zwei Freunde zusammen wandern,“ fiel der andere ein, „so muß es nicht heißen: ich habe, sondern wir haben gefunden.“ „Um Verzeihuug,“ erwiederte jener, „allerdings habe ich ihn gefunden, und ich will ihn auch behalten.“

Kaum hatte er dieses ausgeredet, als sie hinter sich ein Geschrei vernahmen, und zwar nach Dieben, die auch einen Beutel gestohlen hatten. „Ach Bruder!“ rief der Finder desselben ganz erschrocken,“ hörst du wohl dieses Geschrei? Siehst du

jene, die uns verfolgen? Man wird den Beutel finden, wird nicht glauben, daß es ehrlich damit zuging, und wir sind verloren.“ „O pfui,“ erwiederte der Andere spöttisch, „du mußt nicht sagen, wir sind, sondern ich bin verloren. Denn da ich kurz vorher den Fund mit dir nicht theilen sollte, so bin ich, wahrlich! auch nicht gesonnen, das Hängen mit dir zu theilen.“

Wenn du willst, daß dein Freund dir treu sein, und im Unglücke dich nicht verlassen soll, so mußt du auch an deinem Glücke ihn Antheil nehmen lassen. —

86. Seltene Uneigennützigkeit.

In dem siebenjährigen Kriege, der Deutschland verheerte, ward ein Rittmeister befehligt, Futter herbeizuschaffen. Er begab sich an der Spitze seiner Mannschaft nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte.

Er ward indeß einer armseligen Hütte ansichtig, pochte an, und es trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Vater,“ redete ihn der Offizier an, „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können!“ — „Gleich,“ erwiderte der Alte, bot sich zum Wegweiser an und führte die Soldaten in das Thal hinab.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gegangen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. — „Das ist es, was wir suchen,“ rief der Rittmeister. — „Noch einen Augenblick Geduld,“ sagte der Greis, „und sie sollen befriediget werden!“ Sie marschirten also weiter und gelangten nach einiger Zeit bei einem anderen Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf und ritten davon. — Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, ihr habt uns unnöthiger Weise weiter ziehen lassen; das erste Feld war besser als dieses.“ — „Das kann wohl sein,“ sagte der Alte, „aber es gehörte nicht mir.“ —

87. Dienstfertigkeit.

Hellor.

„So recht!“ sprach Johanny zu einem Landmann, welcher mit Hilfe seiner Kinder Steine aus seinem Acker grub, diese hierauf in einen Sumpf und aus dem Sumpfe schlammige Erde auf den steinigen Acker hinausführte, „so recht!“ auf diese Weise

durch Fleiß und Nachdenken herrscht der Mensch würdig über die Erde und macht sie schöner und fruchtbarer. Gott segne das Werk deiner Hände!" Freundlich dankte der Landmann, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und Wange und sagte mit gutmüthiger Zutraulichkeit: "Schon seit Jahren merkte ich, wo es meinem Acker fehle; allein es fehlte mir an Zeit, Muth und Kraft, die mühevolle Arbeit zu übernehmen. Nun aber, da mir Gott Mitarbeiter in meinen Kindern gegeben hat, ist es über alle meine Erwartung gut gegangen. Ich bin mit meinem Acker wenigstens um eine Woche früher fertig geworden, als ich es hoffte. Darum hielt ich es für billig, mit der gewonnenen Zeit meinem Nachbar zu helfen. Der gute Nachbar wollte die Arbeit selbst thun, aber Krankheit, von welcher er jetzt zu genesen anfängt, hinderte ihn. Da geht es mir nun so zu Glück, daß ich ganz im Stillen für ihn thun kann, was er selbst in diesem Jahre nicht thun konnte, weil die Zeit der Aussaat herannaht. "Wie," sagte Johanny, "dein Nachbar weiß nicht, daß du für ihn arbeitest?" "Kein Wort," antwortete Hellor, so hieß der Landmann. "Dann aber," sprach der weise Johanny, "wird er dich belohnen, wie du es verdient hast." "Belohnen!" entgegnete Hellor, "wer will denn Lohn für einen solchen Dienst der Liebe?" Mein Nachbar hätte dasselbe für mich gethan, wenn ich krank geworden wäre. Die freudige Ueberraschung, wenn er zum ersten Male seinen Acker übersieht, die wird mein Lohn sein." Da glänzte Johanny's Auge; mit beiden Händen ergriff er Hellor's Rechte, drückte sie fest auf die Brust und sagte mit beseelten Worten: "Sei mir gesegnet! Mann mit dem Himmel im Herzen, sei mir gesegnet! Der Ewiggute, der die Frommen liebt, wie die zärtlichste Mutter ihren Jüngstgebornen, er segne dich und deine Kinder und alle deine Nachkommen!" —

88. Die Frau mit dem Korbe.

Ein Mütterchen, das auf dem krummen Rücken
Mit einem schweren Korbe keucht,
Sah einem Fuhrmann nach mit sehnsuchtsvollen Blicken;
Sie hätt' ihn nimmermehr erreicht,
Hielt er nicht selber an.
„Ach," sprach sie, „lieber Mann!
Nähm' er mich wohl auf seinen Wagen?
Er sieht's, wie sehr ich mich muß plagen;
Ich wollte gern erkenntlich sein,
Allein ich habe nichts!" — „Kommt," fiel der Fuhrmann ein,

„Kommt, steigt herauf, doch macht geschwind,
Es bläst mir der fatale Wind
Heut gar zu sehr; drum laßt uns eilen,
Uns auf der Straße nicht verweilen.“
Sie steigt mit ihrer Last hinauf,
Und stehet fest und hält sich an,
Und danket froh dem guten Mann.
So geht es fort im raschen Lauf,
Um schnell die Heimath zu erreichen,
Weil schnell die Sonne niedersinkt
Und hie und da ein Sternchen blinkt.
„Was wollt ihr länger unterm Korbe keuchen?“
Fängt jetzt der Fuhrmann an, „so nehmt ihn lieber doch
Vom Rücken ab und setzt ihn neben euch.“
„Ach! Er verdient das Himmelreich,“
Erwidert sie, so will er wirklich noch,
Um mir die Mühe zu ersparen,
Auch meinen Korb nach Hause fahren?“

89. Gerechtigkeitsliebe.

Die Strafe des Unbarmherzigen.

Als Kaiser Joseph II. einst durch Ungarn reiste, zog unter den Strafgefangenen, welche die Gassen kehren mussten, ein schöner alter Mann seine Aufmerksamkeit auf sich. „Warum arbeitet ihr in Eisen?“ fragte der Monarch. „Ich schlug einen Hasen todt, der sich in mein Haus geflüchtet hatte!“ war des Mannes Antwort. „Was habt ihr sonst verbrochen?“ — „Nichts!“ — „Sonst nichts?“ — „Nein, gnädigster Herr!“ — „Wer ist Euer Oberer, ich will für euch bitten.“ — „O nein, Euer Gnaden! nur das nicht. Es hat schon einmal ein so gnädiger Herr für mich gebeten, hat mir aber nur hernach 50 Prügel eingetragen, als er weg war.“ — Der Kaiser ging hin zum Verwalter, erfuhr, dass die Aussage sich bestättigte, liess den Gefangenen los machen, dem Verwalter dieselben Eisen anschlagen und auch sogleich 50 Prügel zurückbezahlen. —

90. Friedrich II. und der Müller.

Das Schloß Sanssouci (Sangsusi) bei Potsdam war der Lieblingsaufenthalt Friedrich II., Königs von Preußen, den auch

noch die Nachwelt den Großen nennt. Einige Zimmer dieses Schlosses sind nur im Innern verändert worden; die Arbeits-, Bibliothek- und Schlafzimmer des großen Königs sind aber ganz in ihrer früherer Gestalt geblieben. So erinnert hier Alles noch an den Gründer des Schlosses, an den großen Herrscher. Aber auch eine Windmühle, die nahe bei dem Schlosse steht, ist ein merkwürdiges Denkmal und hat nicht, wie manche, die von der Nachwelt errichtet werden, den eigenen Ruhm zum Zwecke. Diese Mühle war dem von Friedrich dem Großen entworfenen Plane des Schlosses und Garten zuwider. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, und auch die Summe baar auszahlen zu lassen, die er für seine Mühle fordern würde. Aber der Müller bestand auf seinem Kopf. Nun wurde der König unwillig. „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?“ sagte er in der Hitze. „Ja, Ew. Majestät,“ antwortete der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre.“ Dem Könige gefiel die rasche Antwort, sein Eifer legte sich, und der Müller blieb ungestört im Besitze der Mühle. So war es auch dem König damals bei der Erbauung des Schlosses und der Errichtung des Gartens verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci nicht in gerader Richtung geführt werden konnte, sondern nur so, daß sie einen Winkel macht. Bei der Tafel des Königs machten seine Gesellschafter verschiedene Vorschläge, wie dem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag hauptsächlich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstücke, das sie um keinen Preis verkaufen wollte. Der General Graf von Rothenburg behauptete, der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Werthes, oder ein viel besseres Haus auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. Der Marquis d'Argens (Marki d' Arschang) wurde hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, die Könige dürften Niemand das Seinige, auch gegen bessern Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau oder Tochter eines Mannes anwenden, in welchem Falle der hohe Werth des Verlornen durch Geld gar nicht ersetzt werden kann. Der König sagte: „d'Argens hat Recht.“ Die Allee macht jetzt noch einen Winkel. Aber diese winkliche Allee und die Mühle bei dem Schlosse sind sprechende Denkmäler der Gerechtigkeitsliebe des Königs. —

91. Lüge nicht!

Der Vater und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater!" rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
„So sag' ich's Euch und Jedem in's Gesicht,
„Daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
„Nicht weit vom Weg, wo man nach Frankreich fährt,
„Der, ja, ich bin nicht ehrenwerth,
„Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.
Wir, zum Exempel, geh'n jetztunder,
Und werden keine Stunde geh'n,
So wirst du eine Brücke seh'n,
(Wir müssen selbst darüber geh'n,)
Die hat so Manchen schon betrogen;
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen;
Und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrack, sobald er dies vernommen,
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? dazu will viel gehören!
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich doch beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Es bricht doch Niemand gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke

Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kommt! — „Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!"
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater," spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn, kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß — wie alle Hunde sind!"

92. Edelsinn und Großmuth.

Nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. (1313) waren die Wahlstimmen getheilt; eine Anzahl der deutschen Reichsfürsten wählten Ludwig, Herzog von Bayern, andere Friedrich den Schönen, Herzog von Oesterreich, zum Kaiser. Friedrich wurde zu Bonn, Ludwig zu Achen gekrönt, und mit diesem Doppel-Kaiserthume war der Friede von Deutschland gewichen. Beide Kaiser kämpften an der Spitze des Fürstenbundes, der jeden gewählt hatte, für Rechte. Im Jahre 1322 kam es bei Mühldorf zu einer Schlacht, in der Ludwig von Bayern durch die Tapferkeit seines Generals, Siegfried Schweppermann, siegte, und Friedrich selbst gefangen wurde. Mit seiner Gefangenschaft hörte der Krieg nicht auf; seine Partei war für den gefangenen Kaiser thätig und Frankreich so wie der Papst schlossen sich an sie an. Jetzt gab Ludwig der Bayer seinem gefangenen Feinde die Freiheit, unter den Bedingungen, daß er den Krieg gänzlich unterlasse, der teutschen Krone entsage, sich mit dem Besitze seiner ererbten Länder und seiner angestammten Würde begnüge, und ihn als alleinigen Kaiser der teutschen Nation anerkenne. Friedrich gab sein Wort auf die ehrliche Erfüllung dieser Bedingungen, überzeugt, daß es gar wohl in seiner Macht stehe, sie zu erfüllen, und zog froh zu seinen jubelnden Unterthanen zurück. Er berief seine Landstände, und erklärte ihnen seinen Willen, Frieden zu schließen; diese aber erklärten dagegen, daß sie bereit wären, für ihn zu sterben, aber nicht bereit, die Waffen zu seinem Nachtheile niederzulegen. Er berief die Fürsten. Derselbe Antrag, dieselbe Antwort. Er schrieb an den Papst; dieser erklärte ihm, er werde ihn in den Bann thun, wenn er der Krone entsagte. Er erklärte seinen Willen, nicht mehr Kaiser zu sein, um als ein ehrlicher Mann sein Wort halten zu können. Die Fürsten

nahmen seine Entsagung nicht an, und führten Krieg für ihn fort, obgleich wider seinen Willen. Ein weniger gewissenhafter Mann hätte sich nun wohl damit begnügt, Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um sein Versprechen zu erfüllen. Friedrich genügte dieß aber nicht, er war unter Bedingungen der Haft entlassen worden, die er nicht erfüllen konnte, reiste also selbst nach München, trat unerwartet in den Saal seines Feindes, und übergab sich ihm zur Gefangenschaft. „Ich habe Euch mein Wort gegeben, zu entsagen, man will es mich nicht halten lassen, aber wenn alle Welt das Wort bräche, der Kaiser der Deutschen muß sein Wort halten. Herr Kaiser, ich bin wieder Euer Gefangener!“ Erstaunt, sprachlos stand Kaiser Ludwig da; durch Waffen hatte Jener ihn nicht besiegen können, er siegte durch Edelmuth und Treue und Glauben. Ludwig sank in die Arme seines Feindes, nannte ihn Freund und Bruder, nahm ihn feierlich zum Mitregenten an, und Wohlstand und Friede kehrten unter der vereinigten guten Regierung der beiden Kaiser in das teutsche Reich zurück.

93. Sei offenherzig!

Ein Prinz ging einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente. Deßwegen fragte er Einen nach dem Andern, warum er hier wäre? Da ging nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?“ — Gnädigster Herr!“ antwortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja, ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe.

Gern will ich meine Strafen leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“ Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letzteren hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen erkannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöset und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben. —

94. Kränke Niemanden durch Spöttereien!

Der Bogenschütze!

Zu dem Könige Philipp in Griechenland, welcher eine feste Stadt belagerte, kam ein Bogenschütze, Namens Aster, und bot ihm seine Dienste an. „Du wirst mich brauchen können, König Philipp,“ sprach er; „denn ich fehle niemals mit meinem Bogen, selbst den Vogel im schnellsten Fluge holt mein Pfeil aus den Lüften herunter.“ „Du bist ein Künstler, antwortete spöttisch der König. „Schade, daß ich gerade mit Menschen Krieg führe; sobald ich aber einmal mit den Narren Krieg anfange, werde ich dich zu allererst in Dienst nehmen.“ Aster war durch diesen Spott beleidigt, und schlich sich in die belagerte Stadt, um sich am Könige zu rächen. Die Belagerten nahmen ihn gut auf, und wiesen ihm einen Posten auf der Mauer an. Schon am andern Tage, als der König durch die Reihen seiner Soldaten ging, um ihren Muth anzufeuern, fuhr ihm plötzlich ein Pfeil in's rechte Auge. Man eilte herbei, und zog den blutigen Pfeil heraus, und las mit Erstaunen eine Aufschrift. Sie lautete: „König Philipp's rechtem Auge! Aster.“ Sobald der König sich erholt hatte, befahl er einen andern Pfeil in die Stadt zu schießen, mit der Aufschrift: „Wenn König Philipp die Stadt einnimmt, so läßt er den Aster hängen.“ Die Wunde des Königs wurde geheilt, und bald darauf die Stadt erobert. Da hielt nun freilich der König Wort und der treffliche Bogenschütze kam an den Galgen; aber Philipp hat dadurch sein Auge doch nicht wieder bekommen, und die Lust zu Spöttereien war ihm auf immer vergangen. —

95. Die Macht des Gewissens.

Ein reicher Juwelier in Holland that eine Reise und nahm nur einen Bedienten mit. Dieser wußte, daß sein Herr kostbare Juwelen und eine große Summe Geldes mit sich führte, und faßte den gottlosen Vorsatz, ihn zu ermorden. Er sah sich die Gelegenheit aus, da sein Herr einmal vom Pferde stieg, nahm eine Pistole, und erschoß ihn auf der Stelle. Dann hängte er ihm einen großen Stein an den Hals, und versenkte ihn in einem nahen Wasser. Hierauf bemächtigte er sich des Mantelsackes, ritt fort, der See zu, verkaufte die Pferde und schiffte sich mit den geraubten Schätzen nach England ein, wo er sich in einer Mittelstadt niederließ.

Hier fing er einen anfangs ganz kleinen Handel an, um seinen Reichthum nicht zu verrathen. Vorsichtig benutzte er diesen, um sein Geschäft nach und nach, so daß es nicht auffallen konnte, zu erweitern. Nach einigen Jahren galt er als ein reicher und darum angesehener Kaufmann. Allgemein glaubte man, er habe sein beträchtliches Vermögen allein durch Fleiß und Klugheit, so wie durch das Glück, welches beide, wo sie beisammen sind, so gern begleitet, erworben. Er heirathete nun ein reiches Mädchen aus einer angesehenen Familie der Stadt, und weil er sich zugleich im Handel rechtlich und äußerlich ehrbar bewies, so bekam er bald ein städtisches Amt, stieg darauf von einer Würde zur andern, und wurde endlich sogar Sheriff (Bürgermeister). Dieses Amt verwaltete er so gut, daß die ganze Stadt wohl mit ihm zufrieden war. —

Nur er selbst konnte nicht zur Zufriedenheit mit sich gelangen. Wenn er das wohlthätigste Werk gethan, wenn er die vollste Gerechtigkeit geübt hatte, so trat ihm jene Stunde vor die Seele, wo er den tödtlichen Schuß that und seinen blutenden Herrn an den Fluß schleppte. Immer fürchtete er, die andere noch dazu gehörige Stunde — die Stunde der Entdeckung — werde kommen. Und sie kam auch.

Einst saß er als Vorstand bei dem peinlichen Gerichte, wo ein Mensch verhört wurde, der seinen eignen Herrn ermordet haben sollte. Die Zeugen wurden vernommen und die Schuld des Angeklagten durch ihre Aussagen erwiesen. Die übrigen Mitglieder des Gerichts sprachen der Reihe nach das „Schuldig!“ Nun war es an dem Bürgermeister, das Todesurtheil über den Verbrecher auszusprechen. Alle Zuhörer warteten darauf einige Minuten mit ängstlicher Spannung. — Aber sein Gewissen war mächtig aufgewacht, als er einen Menschen verurtheilen sollte,

mit dem er selbst in gleicher Verdammniß war. Er veränderte seine Gesichtsfarbe und war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Endlich stand er von seinem Richterstuhle auf, stellte sich neben den Angeklagten und redete die Beisitzer des Gerichts also an:

„Ihr seht hier ein Beispiel der gerechten Rache des Himmels. Nachdem ich dreißig Jahre lang meine böse That verhehlt habe, zwingt es mich durch mein Gewissen, sie selbst an's Licht zu bringen.“

Hierauf erzählte er, wie grenzenlos undankbar er seinen guten Herrn einst ermordet habe und fuhr dann fort:

„Dreißig Jahre kämpfte ich, um durch äußerliche Rechtlichkeit mein Gewissen zu beschwichtigen; aber ruhig bin ich nie geworden. Jetzt, wo ich ein Todesurtheil über einen abscheulichen Verbrecher aussprechen sollte, stieg meine Seelenangst auf's Höchste, weil es wie mit Donnerstimme mir in's Herz rief, daß ich noch abscheulicher sei, als er. Ich kann und will dem Allmächtigen nicht länger widerstreben; ich fühle, daß mir seine Gnade sonst auf ewig verloren ist. Demnach bezeuge ich hiermit vor ihm, dem Allgegenwärtigen, und vor dieser ganzen Versammlung, daß ich schuldig bin des absichtlichen schändlichsten Mordes, fordere, daß über mich das verdiente Todesurtheil gefällt werde.“

Das Erstaunen der Richter und aller Anwesenden, als sie ihren geachteten Bürgermeister ein solches Bekenntniß ablegen hörten, war, wie sich denken läßt, unbeschreiblich. Einzelne seiner Freunde wollten ihn für wahnsinnig erklären; aber seine Reden widerlegten ihren wohlgemeinten Versuch. Andre waren der Meinung, daß ein gebessertes und sogar wohlthätiges Leben während ganzer dreißig Jahre (in welcher Zeit selbst jedes Recht verjährt) die Schuld getilgt haben müsse. Aber der gequälte Selbstankläger beharrte auf der Forderung eines Todesurtheils, und bat darum, als um eine Gnade.

Es wurde ihm endlich, nach Beobachtung der gehörigen Rechtsformen, gesprochen, und er starb mit einem reuigen und bußfertigen Herzen. Das ist die Macht Gottes, des Heiligen, in unserer eigenen Brust.

Ehrt des Gewissens Spruch, ihr Bösewichter!
Es ist zugleich Gesetz, Ankläger, Zeuge, Richter.

96. Das Elternherz.

O, was ist es doch um das Elternherz, und um seine Liebe und Sorge! Wie ewig wach ist sie, wie unermüdbar, wie zart, wie ängstlich! — Das hat Gott gemacht. Ja, wer du auch seiest, betrachte die Tausend und Tausende unermüdbar liebender und sorgender Eltern; sie hat Gott gemacht. Erkenne und lobpreise darin seine Gnade und Stärke! Und du, Kind, sieh an diese Tag und Nacht über dir Wachenden, nach dir Umsehenden, Gefahr und Uebel von dir Abwendenden, um Kleidung und Speise für dich Besorgten. Sie blicken dich so liebend und fürsorgend an. Sie hat Gott dir gegeben. Erkenne in ihnen seine Macht und Güte! — Indeß ist dieses nicht Alles, was du thun sollst. Sage mir doch: Kannst du die Stunden zählen, die die Mutter an deinem Bette gewacht, und die Gedanken, mit denen sie an dich gedacht, und die Mühe, womit sie für dich gearbeitet und gesorgt hat? Oder kannst du die Sonnenstrahlen zählen, denen sich dein Vater für dich ausgesetzt, oder die Stürme und Regen, von denen er für dich verkältet und durchnäßt worden? O, blicke um dich, was muß man nicht einem Säugling thun, bis er herangewachsen ist! — Siehe, eben dasselbe, und vielleicht noch weit mehr, ist auch dir geschehen. Du bist schon größer und kannst es würdigen.

Vergiß daher nicht der Sorge deiner Mutter und nicht der Mühe und Treue deines Vaters! Und zieht es dich vorwärts, und willst du hinaus aus der Eltern Haus, so laß dein Herz und deine Dankbarkeit zurück! Nie darfst du vergessen, was du den Guten, den Treusorgenden schuldig bist.

97. Der Förster in Franken.

Ein Förster in Franken, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu ernähren hatte, begab sich einst zu seinem Landesvater, Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen liege. „Gnädigster Herr,“ sprach er, ich habe sieben Kinder; ich ernähre sie redlich von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden, nur ein Wunsch bleibt mir übrig: meine Kinder im Christenthume, im Lesen, Schreiben, Rechnen und anderen nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können. Ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe befindet, und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin;

auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost geben, da ich sie nicht gerne aus meiner Aufsicht lasse.“ Der edelgesinnte Fürstbischof, der gerne jedem Bedürftigen seiner Unterthanen half, und dessen schöne Erziehungsanstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Unterricht der Kinder angelegen sein lasse, hörte ihn ruhig an und erwiderte freundlich: Er solle einmal einen Vorschlag machen, wie ihm zu helfen sei. „Gnädigster Herr!“ antwortete der Förster, „in einer nicht weit entfernten Gegend wohnt ein anderer Förster, nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder. Wenn nun Euere hochfürstliche Gnaden erlaubten und der Förster auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen. Zwar trägt diese hundert Thaler mehr ein, als die meinige; aber diese Summe wollte ich ihm jährlich hinausbezahlen; denn es ist mir gerade nicht um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen nicht geben kann.“

Diese väterliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder gefiel dem würdigen Fürstbischofe. Er genehmigte mit Freuden den Vorschlag, und ließ den andern Förster sogleich zu sich kommen, um ihm selbst die Sache vorzustellen. Dieser hatte auch ein gutes Herz und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gern,“ sagte er, „willige ich in diesen Vorschlag; nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die hundert Thaler behalten. Ich habe keine Kinder, und kann diese Summe leicht entbehren.“

Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Förster mit den sieben Kindern hundert Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes; dem andern aber legte er hundert Thaler aus seiner Privatkasse zu.

98. Kindliche Liebe und Dankbarkeit.

Eines der schönsten Verhältnisse ist das, in welchem Kinder zu ihren Eltern stehen. Himmel und Erde, Natur und Liebe haben das Band geknüpft, das beide verbindet, und Gott, die ewige Liebe, hat es geheiliget. Darum ist es ein festes und heiliges Band. Die schönsten und edelsten Gefühle vereinigen sich bei der Sorge guter Eltern für das Wohl ihrer Kinder. Was vermögen sie nicht zu tragen, zu dulden, zu entbehren, aufzuopfern aus inniger Liebe für ihre Kinder? Schlaflose Nächte, anstrengende Arbeit, ermattende Sorgen, — läßt sich dieses

Alles nicht ein redlicher Vater, eine liebende Mutter gefallen, wenn es nur zum Besten des Sohnes oder der Tochter gereicht? — Erwiderung dieser innigen Liebe ist wohl das Erste, was man dagegen von Kindern mit Recht verlangen kann. Eine Liebe, wie sie ihnen von Seite der Eltern zu Theil wird, dürften sie nicht leicht wieder finden. Auch bewirkt sie in der Regel bei jedem unverdorbenen Gemüthe Anhänglichkeit, Ehrfurcht und Gegenliebe. Selbst bei rohen Nationen wird elterliche Zärtlichkeit mit treuer kindlicher Zuneigung und Ehrerbietung vergolten. „Nimm mir das Leben, nur schimpfe meine Mutter nicht!“ ist ein gewöhnliches Sprichwort bei einem wilden Völkerstamm in Afrika. Und in der That, höchst verderbt müßte das Gemüth eines Kindes sein, das sich nicht an seine Eltern mit festen Banden gefesselt und zur herzlichsten Anhänglichkeit an sie aufgefordert fühlte.

Aber wie könnte ein gutes Kind seine Liebe gegen treue Eltern besser an den Tag legen, als durch Gehorsam und Dankbarkeit! Väter und Mütter meinen es immer aufrichtig und gut. Jeder Rath, den sie ihnen ertheilen, jede Maßregel, die sie in Rücksicht ihrer ergreifen, jede Forderung, die sie an sie stellen, alles dieses geht aus einer reinen Quelle, aus dem herzlichen Wunsche hervor, ihre Kinder glücklich zu machen. Wie freudig dürfen sie sich ihrer liebevollen Leitung überlassen! Wie zuversichtlich können sie sich selbst dem fügen, was ihnen in dem ersten Augenblicke nicht angenehm dünkt! —

Darum ist auch dem guten Sohne, der guten Tochter immer heilig das Andenken an das viele Gute, das sie von treuen Eltern empfangen haben. Sie spähen ihre Wünsche aus, um sie zu befriedigen; sie sind bereit, jeden ihrer Winke zu beachten; sie ergreifen jede Gelegenheit, um durch Wort und That ihnen ihre kindliche Liebe an den Tag zu legen. Ja, sie bewahren ihren Eltern dieses dankbare Gefühl selbst bis über das Grab hinaus.

99. Ein Sohn, welcher sich seiner geringen Eltern nicht schämt.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen, befand sich auch ein Rittmeister Namens Kurzhegen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust

rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und aßen allezeit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste eingeladen hatte.

Einst spottete ein Officier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie, sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar ehren?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich schon viele Jahre ihr Kind.“

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle, und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des Letztern wünschten dießmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich glaubte, sie essen mit Ihnen an einem Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wußte nicht gleich zu antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei. Sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen auf's freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister!“ —

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' er, Rittmeister,“ fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt er denn eigentlich? Wer sind seine Eltern?“ „Ew. Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, welches ich Ew. Majestät verdanke.“ „So ist's recht,“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein.“

Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, dem eine Verheißung beigefügt wurde.

100. Ein Sohn stirbt für seinen Vater.

Leonardo de Casanova, Herr von Thrsani, (unweit Corte auf der Insel Corsika) und Generallieutenant, wurde von den Genuesern, die in einem Hinterhalt lagen, gefangen genommen. Zum Glück fiel er in die Hände seiner Neffen, die blos Feinde seiner Partei waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde jedoch auf Befehl des Senats von Genua in das Gefängniß zu Bastia, der Hauptstadt von Corsika, gebracht. Sein jüngster Sohn Antonio, fest entschlossen, den geliebten Vater aus seiner Gefangenschaft zu befreien, wenn es selbst sein eigenes Leben kosten würde, führte seinen edlen Entschluß auf folgende Weise aus. Da einzig die Magd des Leonardo, welche ihm das Essen brachte, den Zutritt in den Kerker hatte, und jeder andern Person, besonderes seinen Verwandten, derselbe streng verweigert war, so legt er sich die Kleider der Magd an, hing, wie sie, ein leinenes Tuch über's Gesicht, und ging mit einem Korbe auf dem Kopfe, worin das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung gewahr wurde. Er umarmte seinen Vater, löste seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, tauschte seines Vaters Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich zur Freiheit, und blieb an seiner Stelle im Gefängniß. Die Genueser fällten ein Urtheil, das zur Ehre der Menschheit bis jetzt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein Leben wagte, um das seines guten Vaters zu retten. Er erduldete diese grausame Strafe mit eben dem Heldenmuth, womit er sich in die Gefahr begeben hatte, und nahm die Achtung aller Redlichen mit sich.

101. Sei dankbar gegen deine Lehrer!

Der Diamant.

Ein Mann besaß einen Diamant in seiner rohen Gestalt. Er hatte gehört, daß ein außerordentlicher Glanz in dem Steine liege, doch wußte er ihn nicht zu schleifen. Ein geschickter Künstler übernahm die Mühe; sie war nicht gering, doch gelang ihm die Arbeit vortrefflich. Der Eigenthümer glänzte mit demselben bei vielen festlichen Gelegenheiten und vergaß den Künstler, der ihm diese Freude verschafft hatte. Wer ist der Diamant? das Kind mit köstlichen Gaben; der Lehrer ist der Künstler, und seine Gaben sind es, womit des Kindes Gaben ausgebildet, so

wie der Diamant nur mit Diamantenstaub zu schleifen ist. Viele Mühe hat der Erzieher anzuwenden, bis des Kindes Anlagen entwickelt sind, und nur unendliche Geduld mit Gewandtheit und Klugheit bringt es dahin, daß endlich der Knabe als gebildeter Jüngling und Mann dastehe; und nach einigen Jahren vergessen gewöhnlich Vater und Mutter der Mühe und Arbeit des liebreichen, wohlthätigen Lehrers.

102. Königin Louise und ihr Lehrer.

Ein schon ziemlich bejahrter Lehrer, welcher der verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an und ließ sich bei der Königin als Bekannter aus Darmstadt melden. Die Fürstin ließ ihn sogleich kommen und freute sich sehr ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an dem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er ohne alles Interesse die weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, er brauche nichts, sondern habe sein gutes Auskommen, und der einzige Beweggrund seiner Reise sei gewesen, seine ehemalige Schülerin noch einmal wieder zu sehen. Der König machte ihm darauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen und um 1 Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihm essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letzte anzunehmen und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste und sagte ihm noch, sie wären ganz allein; er sollte nur kommen. Der Lehrer fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß und sagte zu ihm: Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer, diese Kleinigkeit zum Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können." Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt konnte keine Silbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen rollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, es sei dafür gesorgt, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

103. Ehre das Alter!

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Grosse durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein grosses Feuer. Aber in eben dem Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge des Winters unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern“ — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!“

104. Seid ihr der König oder der Bauer.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellte sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. Woher des Landes, guter Freund? — Da und da her. — Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris? — Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt. — Da lächelte der König und sagte: Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden. — Aber wenn ich auch nur wüßte, welcher es ist unter den Vielen, wenn ich ihn sehe! — Der König sagte: dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die Andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen. — Also ritten sie mit einander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen: Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele,

und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage und Feiertage ein Huhn im Topfe habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten füllten, und Alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. Herr! sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, entweder seid Ihr der König, oder ich bin's. Da lächelte der König und sagte: Ich bin's. Wenn Ihr Euer Rößlein eingestellt, und Euere Geschäfte besorgt habt, sagte er dann weiter, so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit meinem Mittagsüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn Jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopfe behält, daß man ihn fragt: Seid Ihr der König oder der Bauer?

105. Das Recept.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein leutseliger und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: "Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn für einen reichen Herrn, und dachte: Ich will's versuchen. "Gnädiger Herr!" sagte er, "wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: der faßt sich kurz und denkt, wenn ich einen Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. — "Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: "Nein!" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine

Mutter heißt, und wo sie wohnt; und während das kleine Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau daheim eifrig betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinem Mantel, so daß man ihn nicht recht erkennen konnte. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihre Krankheitsumstände, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch denn jetzt ein Recept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch, den der Knabe geholt hatte. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer dagewesen, und habe ihr etwas verordnet, und dort liegt das Recept. Als aber der Doktor das Recept in die Hand nahm, und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für eine Medizin, und welche Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig. „Frau,“ sagte er, „Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen, der kann mehr als ich; er hat Euch fünf und zwanzig Goldstücke verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten d'ran steht: „Joseph“, wenn ihr ihn kennt. Eine solche Arznei hätt' ich Euch nicht verschreiben können.“

Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doktor verordnete ihr einen Trank. Durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die arme.

106. Achille Zaluski.

Josephine, Gemahlin des Kaisers Napoleon, machte sich ein Vergnügen, am Neujahrstage Kindern allerlei kleine Geschenke zu bescheren. An einem Neujahrstage machten einstmals Knaben, die kleine Säbel, Helme und dergleichen erhalten hatten, vor den Gemächern des Kaisers in Saint Cloud einen fürchterlichen Lärm: denn sie hatten sich in zwei Heere getheilt, und lieferten einander eine Schlacht. Napoleon schlich herbei, um

dem Kampfe zuzusehen. Bald nun klopfte er einem Kleinen, der unter den Knaben einen Anführer spielte, auf die Achsel und fragte ihn, wie er heiße; der Kleine gab zur Antwort, er heiße Achille Zaluski. Bei diesem Namen heiterte sich das Angesicht des Kaisers noch mehr auf; und er fragte den Knaben, was er werden wolle; der Knabe antwortete: „Was mein Vater ist; ich will dicke goldene Achselbänder, und einen scharfen Säbel haben, und alle Feinde niederhauen.“ — Napoleon sprach: „Wann du erwachsen bist, werden wir keine Feinde mehr haben; denn in zwanzig Jahren . . .“ Der Knabe fiel ihm in's Wort und entgegnete: „Der Vater sagt, in neun Jahren könnte ich ein Offizier sein.“ Der Kaiser gab ihm ein Viergroschenstück und sprach: „Hier hast du etwas; dafür kaufe dir einen andern Säbel, wenn dieser zerbrochen ist.“

Neun Jahre später kämpfte er am 6. März des Jahres 1814 bei Kraone; der Tag neigte sich, und noch war nichts entschieden. Endlich kam ein Offizier herangesprengt, stieg bei dem Kaiser ab, und meldete ihm, der Sieg sei gewonnen: aber dieser junge Offizier schien sich kaum aufrecht halten zu können, und sank bald um: Der Kaiser nahm sein eigenes Kreuz von der Brust, und heftete es dem jungen Offizier an. Dieser machte seine letzte Anstrengung, und sagte mit fast erloschener Stimme: „Sire (Herr), ich sterbe zufrieden; ich sagte ja schon vor neun Jahren in Saint Cloud, ich werde einstmals würdig sein, dieses Kreuz zu tragen. Erkennen Sie mich? Ich bin Achille Zaluski. Sagen sie meinem Vater, daß ich seiner würdig sterbe; und meine arme Schwester. . .“ Weiter konnte er nicht reden, und starb. Im Auge Napoleons stand eine Thräne. Der junge Held wurde am folgenden Tage mit allen Ehren bestattet. Bald hierauf sah Napoleon den alten General Zaluski, und sagte zu ihm: „Ihr Sohn ist auf dem Felde der Ehre geblieben; wissen Sie es?“ — „Ja, Sire,“ antwortete er. Napoleon fragte: „Er hat eine Schwester, nicht wahr?“ Der General gab zur Antwort: „Ja; sie hatte nur ihn und mich.“ — „Und mich,“ fiel ihm Napoleon rasch in's Wort; und fügte bei: „Sie soll in mein kaiserliches Stift zu Ekouen aufgenommen werden, und ihre Ausstattung übernehme ich auch. Ihrem Sohne gab ich das Kreuz, und Sie sind zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt.“ — Der alte General erwiderte: „Ich danke Sire; aber ich habe keinen Sohn mehr.“ — Da Napoleon zwei Thränenströme über die bleichen, hagern Wangen dieses alten Polen fließen sah, sprang er rasch vom Pferde, breitete die Arme aus, und sprach: „Komm, mein

armer Zaluski, und umarme deinen Kaiser; denn auch er ist sehr unglücklich.

Edler Heldenmuth
Zieret junges Blut.

107. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

Karl, Herzog von Calabrien, wohnte täglich den Sitzungen des Gerichtshofes zu Neapel bei, und aus Besorgniß, die Wachen möchten nicht Jedem, der sein Recht zu suchen käme, den Eintritt gewähren, ließ er an der Außenwand der Gerichtshalle einen Klingeldraht befestigen; wenn dieser berührt wurde, ertönte im Innern das Glöckchen und augenblicklich mußte dann die Thüre geöffnet werden.

Eines Tages rieb sich ein alter ausgehungerter Gaul an dem Drahte. Das Glöcklein tönte, die Thüre ging auf, und herein hinkte der abgezehrte Klepper. Lachend riefen die Räthe: „Ha, seht! Capece's Mähre.“ Nur Karl blieb ernst bei dem Anblicke dieses lebenden Gerippes. Finstern Blicks sagte er: „Wißt ihr nicht, daß auch die Thiere Ansprüche auf Gerechtigkeit haben? Sogleich erscheine Capece!“

Der Geforderte trat vor die Schranken des Gerichts, wohl nicht ahnend, welchen mächtigen Beschützer seine verachtete Mähre gefunden habe. Zürnend fragte ihn der Herzog: „Warum läßt du dein Pferd in solch elendem Zustande herumlaufen?“

„Gnädigster Herr!“ war Capece's Antwort, „der Gaul ist nicht mehr zu brauchen, und die Kosten für sein Futter wären verschwendetes Geld.“

„Doch in frühern Jahren hat er dir Dienste geleistet?“

„In seiner Jugend war es ein braves Roß und hat mich in zwanzig Schlachten begleitet.“

„So!“ — entgegnete der Herzog immer ernster. — „Sage mir, Capece, hat mein Vater deine Dienste zu belohnen vergessen?“

„Mit nichten,“ stammelte der Betroffene; er überhäufte mich mit Wohlthaten.“

„Und du,“ fuhr Karl in edlem Zorne fort, „du gönnst nicht einmal einem armen Thiere, das dir so treu gedient hat, das karge Futter? Undankbarer! Schnell führe dein mißhandeltes Roß nach Hause und lohne ihm fortan besser seine Treue, oder meine gerechteste Ungnade soll dich treffen.“

108. Die Strafe des Thierquälers.

Zu Abo, der Hauptstadt in Finnland, war vor ungefähr 37 Jahren ein Hund überfahren worden. Das sterbende Thier kroch mühsam und winselnd nach der Thüre eines Lederhändlers. Der 15jährige Sohn dieses Mannes beging nicht nur die Grausamkeit, dieses jammervoll zerquetschte Thier, da es Hilfe zu suchen schien, mit Steinen zu werfen, sondern überdies noch mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen. Ein gegenüber wohnender Rathsherr, der die Abscheulichkeit bemerkte, trug den folgenden Tag den ganzen Vorfall dem versammelten Stadtmagistrate vor, der diesen Barbaren vorfordern und verhaften ließ. Als es sich nach Untersuchung der Sache ergab, daß der junge Mensch mehrmals bei ähnlichen Grausamkeiten ohne erfolgte Besserung gewarnt worden, ward den nächsten Markttag in Gegenwart vieler Menschen folgendes Urtheil an ihm vollzogen: Ein Gerichtsdiener stellte ihn an dem Schandpfahle aus und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Weil du, junger Unmensch, einem Geschöpfe deines Schöpfers, da es noch in seiner Todesstunde dich um Hilfe anflehte, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget und es mit vermehrter Qual getödtet hast, so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet und du selbst mit fünfzehn Geißelhieben bestraft werden.“ Ein anderer Gerichtsdiener hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte standen:

Junger Unmensch!

Gott theilt den Thieren manche Lebensfreude mit, und wie könnte der ein guter Mensch sein, der seine Lust daran fände, sie zu quälen, oder ohne Ursache und noch dazu auf eine grausame Art zu tödten? Haben wir den Thieren das Leben gegeben? Dürfen wir es ihnen, ohne daß wir einen Nutzen davon haben, muthwillig und auf eine grausame Art nehmen? Wer sich über die Angst oder den Schmerz eines Vogels oder auch eines Wurmes freut, der wird gewöhnlich, wenn er erwachsen ist, auch ein Peiniger der Menschheit; denn die Geschichte lehrt, daß alle Tyrannen damit angefangen haben, in ihrer Jugend grausam gegen unschuldige Thiere zu sein.

109. Die Baumschule.

O welche Freud' uns,
Schule dein Blühen bringt,
Wenn uns der Bäumchen
Liebliche Reihe winkt!

Es lacht das Auge,
Wonnig und lusterfüllt,
Es lebt der Geist auf
Vor deinem Hoffnungsbild.

Wenn dich der Sonne
Freundliches Licht umblinkt,
O welch' ein Jubel
Dann unser Herz durchdringt!

Schenk' dir der Himmel
Immer sein wärmend Licht,
Schade der Blätter
Schimmerndem Kleidchen nicht?

Labender Regen
Netze dich sanft und leis,
Daß neues Leben
Ströme durch Laub und Reis!

Alles, was schädlich,
Weiche, verbannt von dir,
Daß einst zum Stamme
Werde der Stämmchen Zier.

Daß uns der Baum einst
Nutzen und Segen beut,
Ruhenden Pilgern
Einst seinen Schatten leiht.

Daß, wenn der Jugend
Zarte Gestalt vorbei,
Kräftig der Baum und
Ueppig an Früchten sei. —

Bäumchen, ihr kleinen,
Kindlich und blüthenreich,
Immerdar gleiche
Unsere Jugend euch.

Wachsend erstarken
Soll'n wir an edlem Sinn,
Reich an der Tugend
Herrlichem Fruchtgewinn. —

Lieblich verweilt sich's,
Gärtchen, in deinem Kreis,
Wunderhold schmückt dich
Blättergrün, Blüthenweiß.

O welche Freud' uns,
Schule, dein Blühen bringt,
Wenn uns der Bäumchen
Liebliche Reihe winkt!

111. Nuschirwan und der Greis.

Nuschirwan, Schah von Persien, fand auf einer Jagdpartie einen Greis, der einen Nußbaum pflanzte. „Alter," redete er ihn an, „denkst du, daß dieser Baum dir noch Früchte geben soll?" — „Früchte soll er geben," erwiderte der Alte, das denke ich, wenn nicht mir, doch meinen Enkeln. Andere pflanzten und ich genoß; nun will ich pflanzen, damit Andere genießen mögen." — „Sih!" rief Nuschirwan. Nun ist zu wissen, daß, so oft Nuschirwan das Wörtchen Sih! ausrief, der Schatzmeister viertausend Dirhem auszahlen mußte. Auf der Stelle erhielt dieselben der Pflanzer zur Belohnung seiner treffenden Antwort. „Herr!" fuhr er fort, „es ist wahrlich keine geringe Seltenheit um den Baum, der so schnell Früchte trägt, als dieser sie mir

getragen.“ — „Sih!“ rief Nuschirwan, und andere viertausend Dirhem folgten den ersten. — „Nur deine Huld, o großer König!“ sprach der Alte, „vermag ein Wunder, wie dieses, hervorzubringen, daß derselbe Baum in kurzer Zeit zweimal Früchte gibt.“ Diese Antwort entlockte dem König ein drittes verwunderungsvolles Sih! und dem Beutel des Schatzmeisters viertausend andere blanke Dirhem. Schwerlich ward eine treffende Antwort je besser belohnt.

111. Der gesenkte Baum.

Wie so freundlich die Allee hier doch die Strasse zieret,
Und den Weg so lieb umgrünet, der zum Dorfe führet!

Aus der Baumschul' Kreis versetzten sorgsam sie die Kinder;
Sorgen für die lebensfrischen Bäumchen jetzt nicht minder.

Daß die Bäumchen sich nicht neigen, stützt man sie an Pfählen;
Keinem darf das feste Band von weichem Baste fehlen. —

Wild empört, die Bäumchen schüttelnd, kam der Sturm geflogen:
Eines wankt schon losgerissen, seufzet tief gebogen.

Traurig muß es sich ergeben in des Sturmes Wüthen.
Ach, vielleicht dem Tod verfallen sind jetzt Stamm und Blüthen!

Ach, das schwache Stämmchen neigt sich nieder bis zur Erde,
Fleht gebeugt, daß ihm, dem Schwachen, bald geholfen werde!

Kömmt ein Knabe, sieht das Bäumchen, fühlt die Noth des Armen,
Und ihn faßt bei solchem Anblick inniges Erbarmen.

„Sei getrost, mein liebes Bäumchen, sollst noch fröhlich leben!“
Und schon ist er schnell bereitet, es empor zu heben.

Bindet ihm mit neuer Binde fest die schwachen Glieder,
Und das grüne Köpfchen hebt es froh zum Himmel wieder!

Fürchtet nimmermehr des Sturmes wildempörtes Wehen;
Weiß, es wird durch treue Hände festgestützt, bestehen.

Manchmal nur, wenn dort der Knabe nah' vorüber geht,
Neigt der Baum sein Haupt, und lieblich es im Gipfel wehet:

„Lieber Knabe, hör' mein Danken, daß du mich erhalten,
Mich aus schwerer Noth gerettet deines Mitleids Walten!“

112. Der Frühling. (Beschreibung.)

Höher und höher hebt sich allmälig die majestätische Sonne; mehr und mehr beleben ihre wärmenden Strahlen die sich wieder verjüngende Erde. Die Nächte werden kürzer, die Tage länger und wärmer. Die starren Eis= und Schneedecken sind zerronnen, und junges, zartes Grün sproßt überall aus der Erde hervor. Der Landmann spannt den ausgeruhten Stier wieder vor dem Pflug und bestellt sein Feld. Der Gärtner ergreift den Spaten, lockert damit die schwarze Gartenerde auf und vertraut ihr Sämereien aller Art an. Schonend bedient er sich der großen Gartenscheere und bezwackt mit vieler Umsicht die üppige Knospen treibenden Sträucher und Bäume. Der geschwätzige Staar, die schwirrende Schwalbe, die himmelansteigende Lerche, die blaugraue Bachstelze: alle die fröhlichen leichtgefiederten Sänger kehren wieder zurück auf unsere heimatlichen Fluren. Hie und da enthalten Schneeglöckchen und Schlüsselblümchen ihre Kelche, und das bescheidene Veilchen verbreitet weithin seine würzigen Wohlgerüche. Die Bienen summen, die Käfer schwieren, die Frösche quacken, der muntere Finke schlägt, buntgeflügelte Schmetterlinge haschen und verfolgen sich; leichtbekleidete Kinder springen fröhlich in Gärten und auf Wiesen, pflücken Veilchen und winden Kränze, werfen mit jugendlicher Kraft den buntfärbigen Ball unter lautem Jubel in die reine blaue Luft. Alles lebt und webt, jauchzt und jubelt! Mensch Thiere, Pflanze, die ganze Natur, ist wie neugeboren!

113. Der Mai.

Die alten Teutschen nannten diesen Monat „Wonnemonat.“ Und in der That, verdient ein Monat der wonnige zu heißen, so ist es dieser! Himmel und Erde wetteifern miteinander, zu erfreuen, zu entzücken. Die Sonne lächelt aus wolkenloser Bläue herab, ohne daß ihre Strahlen schon, wie später, beschwerlich fallen. Die Luft hat noch nichts Schwüles und Drückendes, sondern weht über uns lieblich, Geist und Leib stärkend und erquickend. Sie ist rein und gesund, weßhalb sich denn auch jetzt alle Welt heiter und lebenslustig fühlt. Selbst der Greis spürt neue Kraft in seinen Gliedern und etwas Jugendliches, wenn er sich ein Paar Stunden gesonnet und an dem frischen Grün der Gräser und Bäume geweidet hat; die Kinder blühen in der lebhaftesten Jugendfarbe und möchten den ganzen Tag im Freien zubringen. — In dieser Zeit ist es am angenehmsten

auf dem Lande. Der Frühling blühet einem beinahe in die Fenster hinein. Man hat nicht weit nach ihm zu gehen; tritt man nur über die Hausschwelle, so grüßt er von allen Seiten her auf's Freundlichste. Daher ist's wohlgethan, die beengenden Stadtmauern zu verlassen, und den schönen Mai ländlich zu genießen. Welche Genüsse bieten die Morgen und Abende! Wie lieblich ist eine Morgenwanderung! Jeder Busch hegt eine Nachtigall, oder einen andern Frühlingssänger, der statt des Morgengebets seinen Gesang erhebet; die Lerche steigt aus ihrer Schlafstätte, der grünen Furche, hoch in die Luft auf, um, dem Himmel näher, Dank zu singen für den Schlummer der Nacht, für den jungen Tag. Wohin man blickt, regt das Leben frohe Flügel, stimmt es Psalmen an, offenbart es sich herrlich und auf die mannigfaltigste Weise. Der Morgenwind weht lieblich frisch daher, mit jeder Blume, jedem Blättchen und Halme spielend. Und dort über den Bäumen steigt die Sonne majestätisch schön, wie das Auge Gottes, aus Blüthenduft empor und beschaut sich in jedem Thautröpfchen, das an Kräutern und Blumen hängt, wie in einem Spiegel. Und der Wind rauscht stärker in den zarten Blättern, und die Vögelein singen freudiger, und die Blumen heben ihre kleinen Häupter entzückt empor zu dem mütterlichen Lichte, und der Wanderer erhebt andächtig sein Herz zum Schöpfer aller Dinge. Wie schön sind die Abende! Alles duftet und singt bis in die späte Nacht hinein. Die Nachtigall läßt sich ohne Unterlaß hören, und steht der Mond am Himmel, wie zauberisch verbreitet er sein Licht durch das reichbelaubte Gezweig! Die Erde weit und breit ist ein Paradies geworden, und der sinnende und fromme Mensch geht durch ihre Schönheiten dahin, wie ein Seliger, den Himmel im Herzen, und ringsumher goldenen Himmelswiederschein.

114. Frühlingslied.

Seht, den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain;
Balsam athmen die Weste
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Ueber grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend geröthet,
Wiegt sich spiegelnd der Blüthenbaum.

Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh in der Haide,
Hier das Lämmchen im Thal;
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische;
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Kommt, Gespielen, und springet;
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz.
O, geschwinder, geschwinder!
Rund herum, wie die Kinder,
Lasst uns schlingen den fröhlichen Kranz!

115. Der Sommer.

Ihr Menschen, Brüder, weilt erfreut in dieser Pracht der Sommerzeit bei Gottes reichen Gaben! Schaut an der vollen Felder Zier! Viel Speis' und Freude werden wir von ihren Früchten haben.

Die Saat, wie wächst sie mit Gewalt! Das frohe Landvolk, jung und alt, es schätzt den nahen Segen! Die Menschen pflanzten; wer begoß? Aus deiner Güte, Vater, floß der Sonnenschein und Regen.

Der Sonn' und Erde rege Kraft erzeugt der Trauben starken Saft an einem schwachen Reise! So nützt, durch Weisheit früh gestärkt, das Kind, von wenigen bemerkt, dereinst im größern Kreise.

Allmächtiger und Weisester! Wie gütig zeigest Du Dich, Herr, uns schon in diesem Leben? Was wirst Du einst für Seligkeit dem Geist, der Deiner sich erfreut, in Deinem Himmel geben.

116. Die heißen Mittagsstunden eines Sommertages.

(Schilderung.)

Wie ein leuchtender Demant hängt die feurige Sonne am reinen, blauen Himmel. Fast senkrecht fallen ihre heißaufbrennenden Strahlen auf die schmachtenden Fluren. Die Luft scheint Gluth, und preßt dem lechzenden Wandrer große Schweißtropfen aus. Kein kühlendes Lüftchen weht durch die erschlafft daliegenden Gefielde. Die segenschweren, gelbgefärbten Aehren stehen starr und regungslos auf den doch so leichtbeweglichen Halmen. Ermattende Stille herrscht in der Natur. Jedes Vöglein lauscht schweigend im erquickenden Schatten dicht belaubter Bäume und

kaum, daß ein leichtbeschwingter Schmetterling über die duftigen Wiesen hinflattert. Die Blätter hängen schlaff an den Bäumen und die jetzt nur schwach duftenden Blumen lassen ermattet ihre Häupter sinken. Die Heerden liegen stumm und träge unter schattigem Gesträuche. Nur hier und da zirpt die einsame Grille, rauscht die geharnischte Heuschrecke, säuselt ein Schwarm sich im ewigen Wirrwar fliehender nnd verfolgender Mücken. Die sonst fleißigen Hände des vor Durst schmachtenden Landmannes verrichten nur läßig und ermattet das Geschäft. Die Erde brennt mit einer feurigen Zurückstrahlung; das Grün der Fluren nimmt die flatternde Farbe eines stärkeren Lichtes an, und weithin auf die Scheitel blauer Gebirge lagert sich der, die herrlichsten Aussichten neidisch verdeckende Höhenrauch.

117. Das Gewitter. (Schilderung.)

Es ist einer der heißesten Sommertage. Kein Lufthauch regt sich. Der klare Himmel ist prächtig über die lechzenden Fluren ausgespannt. Der Mensch fühlt sich matt und entnervt. Hoffenden, sehnsuchtsvollen Blickes schaut er in des Himmels Blaue, ob nicht eine Wolke erfrischenden, kühlenden Regen bringen werde. Sieh! da ziehen noch während der glühendheißen Mittagsstunden am südlichen Himmelssaume dünngewebte, weißgraue Wölkchen empor. Sie steigen höher und höher. Bald sind sie zu dichten, riesigen Gebilden herangewachsen, zu vergleichen unermeßlichen Gebirgen, die aus fernen Landen drohend herüberblicken. Immer mächtiger schwellen sie an. Jetzt lösen sie sich nach Westen hin in eine ungeheure, grauschwarze Wand auf, die unheimlich zu schauen ist und die das helle Sonnenlicht verdunkelt. Da zuckt urplötzlich ein Feuerstrahl durch die finstere, weithin ausgedehnte Wolkenmasse. Ein Windstoß, furchtbar und mächtig raset jetzt über die Flächen. Mit wilder Hast treibt er den wirbelnden Staub in ungeheuern Säulen vor sich her; die Bäume rauschen und neigen ihre Wipfel zur Erde; abgerissene Blätter und Zweige wirbeln in den Lüften; Balken knacken, Fenster klirren, Thüren krachen, und in ängstlicher Eile sucht Mensch und Thier ein schützendes Obdach. Noch ein Augenblick, und die ganze Erde ist in schauerliche Dunkelheit gehüllt. Blitze leuchten in blendendem Zickzack durch die schwarzen Wolkenmassen und schwere Donner rollen tief und hohl in der Ferne. Jetzt geht ein gewaltiges Rauschen und Brausen durch die Lüfte. Einzelne große Regentropfen stürzen hart aufschlagend zur Erde. Da flammt ein mächtiger, schwefelgelber Blitz und urplötzlich

folgt ihm der Donner in einer solch' alles bewältigenden furchtbaren Stärke, als ob Himmel und Erde in Trümmer bersten sollten! Zagenden Blickes und mit demüthig gefalteten Händen überschaut der Mensch den Aufruhr der Elemente, und seine Ohnmacht und Niedrigkeit ganz erkennend, seufzte er bange: „Herr, Herr Gott! gnädig und barmherzig, sei mit uns!“ Und immer feuriger flammen die Blitze, und immer mächtiger krachen und prasseln die Donner und immer hastiger tobt und raset der Sturm, und immer schwärzer färbt sich der Himmel, und immer dunkler wird es auf der Erde. Ein tiefes Weh! durchzuckt des Menschen banges Herz. Da entladen die finstern Wolken ihre Wassermassen. In dichten Strömen gießen sie brausend ihren Inhalt über die geängstigte Erde aus. In wenigen Minuten stehen Wege und Straßen unter Wasser, das in tobenden und polternden Gießbächen zischend und wildschäumend vorüberschießt. Und wieder wenige Minuten — und die sanfter strömenden Winde drängen die schlaffen und zerflossenen Wolkengebilde in raschem Zuge weiter; der Himmel fängt an sich zu lichten; die Donner rollen seltener und schwächer; die Blitze zucken vereinzelt und matter. Innig dankend dem Herrn der Wetter für seinen Schutz und seine Gnade blickt der Mensch froh umher und erfreut sich der erfrischenden Kühle und des würzigen Duftes, der über die Natur ausgegossen ist. Bald glänzt die Sonne wieder friedlich und klar vom hohen Himmelsdome, und ein tausendstimmiger Lobgesang wirbelt aus Flur und Wald zum Allgütigen empor!

118. Der Sommerabend.

Unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des Abends auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich allmälig ab; das schmachtende Gras, die Blätter der Bäume und Blumen heben sich wieder empor. Auf den Wiesen schwirren Käfer; die Wachtel schlägt ihr Abendlied im dichten Getreide; die Luft ist voll balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet und eine süße Empfindung des Vergnügens durchzuckt die ganze Seele. Wie erquickend ist es nicht, unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Die feurige Gluth der Sonne sinkt im Westen, von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine feierliche Uebergoldung, und indem sie ihre letzten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergoldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt; so verlöscht sie allmälig am

Himmel, und verläßt ihn, von einer sanften Röthe umflossen. Jetzt hat schon die Abendglocke vom Thurm in das stille Dorf hingetönt, und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe zurückgerufen; willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine treuen Gehilfen, seine Knechte und seine Stiere werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern und wandelt mit langsamen Schritten zu seiner Wohnung hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung empor wallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm frohhüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen läßt; betrübt verliert der Knabe seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bei der Abendmahlzeit, wohin er den Vater unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen und besteigen die Berge. Das Feld ist verlassen; nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammensetzen, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Walde hervor; alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiße Wiederschein zittert auf dem laufenden Strome. In den Gebüschen, auf den Weiden herrscht die Stille; der ausgespannte Stier ruhet und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr. — Der blasse Schimmer des Mondes, der in dem blauen Gewölbe über uns zu schwimmen scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen, und süße Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlafe einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten.

119. Sommerlied.

Geschützt vor heißem Sonnenstrahl
Durch schattenreiches Grün,
Geh'n wir durch's bunte Wiesenthal
Mit froher Seele hin.

Es athmet Freude weit und breit
Des Schöpfers schöne Welt;
Es prangt im hohen Feierkleid
Thal, Hügel, Wald und Feld.

Wie dort der Saaten gold'nes Meer
Sanft wogend fällt und steigt!
Wie sich, dem schwachen Halm zu schwer,
Die volle Aehre neigt!

Wie in der Wiese Blumensaum
Der Bienen Völklein fliegt
Und sich im hohen Blüthenbaum
Auf jeder Blume wiegt!

Die Lerche, die in Wolken schwebt,
Singt froh ihr Lied herab,
Und furchtlos, unermüdet webt
Der Seidenwurm sein Grab.

Sie ist zu voll, sie ist zu schön,
Des Schöpfers große Welt,
Um freudenleer darin zu geh'n
Durch Wies' und Hain und Feld.

Drum, lieben Freunde, laßt uns hier
Der schönen Welt uns freu'n!
Sind wir verblüht, so ziehen wir
In eine schön're ein.

120. Der Herbst.

Seltener jagen die Vögel in bunten Gebüschen; das Hüpfen der Sperlinge und Finken schüttelt welkes Laub von ihren Zweigen. Seltener schwärmt der Schmetterling über ersterbendes Gras und sammelt mit Mühe seine kärgliche Nahrung. Alternde Wiesengewächse und sich entfärbende Kräuter kränkeln am halbdürren Abhang. Nur der magere gelbe Hahnenfuß und die blauen Blumen der wilden Salbei und röthlich verbrämten Maßliebchen blühen einsiedlerisch auf trockenen Höhen. Dort flattern durch die rauhere Luft dünne, schwanenweiße Fäden, von halbnackten Aesten losgeweht; andere kleben an lichtgelben Halmen oder schwingen sich an unbelaubte Reiser. O Spätjahr! das sind Zeichen deines nahen Ersterbens! Ueberall schweben sie vor meinen Blicken und gießen mir sanfte Wehmuth in das

Herz. Traurig sah ich in den Herbstwind, wie er die höhern Stauden und Rohrpflanzen mit ihren Samensträußen und Alles, was grünte, unfreundlich rüttelt; und wie er nun das Land ringsumher mit abgerissenem Laube bestreut. Bald, herber Wind! bald gelingt es dir, es vollends überall abzureißen. — Schon hüllen sich die Gesträuche am Wasser und die meisten fruchtbaren Bäume in das falsche Sterbekleid. Zwar hat sich noch nicht jeder Schmuck aus der verblühenden Gegend verloren. Reife Hagebutten im rothen Purpur, blendend schwarze Hollunderbeere von bräunlichen Stielen, und Schleher mit Blau befrucht, schmücken zwischen verschrumpften Blättern die lichten Hecken umher. Aber ach! welch ein Schmuck! Wo seid ihr hin, ihr schmackhaften, bessern Früchte? Nur herbe Winterbirnen heben sich noch auf einzelnen Bäumen verspätet. Kein süßer Apfel, keine Birne lacht mehr aus dem geblichenen Laube hervor. Abgepflückt sind sie, die bessern Früchte, oder längst dem Zweige entfallen. — O scheidendes Jahr, reich an Segen, den du gebracht hast! Lebhaft erinnerst du mich an die Herbstzeit meines Lebens.

121. Herbstlied.

Der Sommer flieht,
Und mit ihm zieht
Ein Chor von sanften Freuden.
Wie blumenleer
Ist's um mich her,
Wie schmucklos Thal und Weiden!

Die Freud' ist todt;
Kein Abendroth
Malt Bilder zum Vergnügen.
Nichts ist mehr schön;
Kein Vögelchen
Läßt sich auf Zweigen wiegen.

Kein Wettgesang,
Kein Saitenklang
Belebt die öden Wälder;
Ein rauher Wind,
Des Winters Kind,
Weht über nackte Felder.

Durchschlumm're nur,
Beraubte Flur
Des Winters bange Länge;
Wann Frühlingspracht
Auf dir erwacht,
Dann preisen dich Gesänge,

Der süsse Schall
Der Nachtigall
Ist längst im Hain erstorben,
Und Baum und Strauch
Scheint durch den Hauch
Des kalten Nords verdorben.

Und loben Den,
Der wieder schön
Mit neuem Reiz dich schmücket,
Den Herrn der Flur
Und der Natur,
Der Menschen gern beglücket.

122. Der Winter.

Sie sind verschwunden, die reizenden Tage und hinterlassen uns außer dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts, als Bilder der Vergänglichkeit. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume blühet; über Felder, wo keine Spur der Ernte mehr ist; über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist. In der Luft ist das Concert der Vögel verstummt, und die Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Raben, oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmeren Gegenden entgegenfliegen. Die Wälder erheben überall ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Aesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht und von keinem Geblöcke mehr belebt; auf ihren dunklen Abhängen trauert der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört. Die Bäume haben ihre Frucht abgeliefert, und die Weichlinge von Blumen verschließen sich wieder in gewärmte Gewächshäuser. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir! Ueberall Spuren der Vergänglichkeit! Ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stufen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnt ist.

Allmälig beeisen sich die Ufer; jede Nacht erweitert das Gebiet des Forstes; der Strom wird langsamer und das Rauschen dumpfer, wie mit einem krystallnen Pflaster, unter welchen der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisen Klagen murmelt, überdecken die schwimmenden Eisklumpen das Wasser. Der See gleicht einem glatten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schlittschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, vorüber, so schnell daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein anderer jagt im rauschenden Schlitten daher, und Fröhlichkeit und Scherz herrschen unter den kleinen, zerstreuten Schaaren.

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf

vergessen und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönnt die Erde unter dem Schritte der Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab, kaum fühlet sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichts, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöst hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

123. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Kristall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß.
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie lichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wand'rer zu beschütten.
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein fließt, vom Eis geengt;
Voll laut'rer, blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;

Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise pipet laut;
Der munt're Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! Auf festgedieg'ner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh in's Weite,
Und preise Den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

124. Der Morgen.

Schon entweicht der Mond mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Allmälig verlassen die falben Schatten die Ebenen und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück. An den Gipfeln der Berge wallen die Nebel auf und nieder und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüße und die stille Fluth des Sees sind von einem Dampfe bedeckt, der nach und nach an den angrenzenden Hügeln hinauf zieht; indessen hin und wieder die Spitzen der Wälder und der Landhäuser aus der Dunkelheit emporragen, dort der lange Gürtel der grauen Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf die schon erhellten Bäche schwärmt, die kleinen Wellen kräuselt und da im frischen Laube scherzend den Thau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken, und ein fortlaufender Schimmer der herannahenden Königin des Tages spielt auf den Häuptern der Felsen und der Hügel, welche die letzten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu sein. Der ganze Äst entflammt sich, der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirne der Berge glüht; weit umher schimmern schon die Gefilde in einer goldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf. Ihre Strah-

len umleuchten Alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichtes blitzt auf den bethauten Fluren; die Wiesen schimmern im reichen Schmelze, die Blumen entfalten sich, und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne; der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen; die Luft ist kühl. Die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder. Ein zarter Dampf, der das Thal noch mit leichtem Flor bedeckte, verfliegt allmälig in der heitern Luft; die entferntern Gebirge nähern sich aus ihrem Dufte dem Auge wieder, und unsere Blicke schweifen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landmann sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgeräthe vor der Hütte, von hohen Eichen umschattet und nahen Wiesen umduftet. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen und suchen ihre Nahrung; der Stier führt mit gemessenem Schritte die Heerde zur Weide hin, und das Gebrülle und der Klang der Glocken durchtönt den Weg, neben ihm springen die Schafe aus den Hürden hervor und die Hügel umher antworten auf das Geblöck und auf das Horn der Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine Konzert der Natur mit ein, hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Himmel empor, der Landmann wetzt die Sense, mähet und singt. Alles ist Leben und Freude! —

125. Der Abend.

Die Sonne war hinabgesunken und warf die letzten Strahlen auf das entzückend schöne Thal. Die wogenden Fruchtfelder schienen ein Feuermeer, das in glühenden, unzähligen Wellen fortwallte. An der andern Seite stand der Wald in dunkler, ruhiger Majestät. Die hundertjährigen Eichen bewegten kein Blatt; in stiller Hoheit schienen sie den Abschied der Königin des Tages zu fordern, die im Scheiden ihre höchsten Gipfel vergoldete. Die niedern Gegenden hüllte ein zarter Duft gleich einem Schleier ein, indeß mein Hügel und unter ihm die Wiese mit ihren unzähligen Blumen noch die volle Beleuchtung hatten, und jedes Blatt und Hälmchen wie vergoldet glänzte. Vor mir spielten die Mücken in der Luft, die Bienen summten heim, beladen mit süßer Nahrung, die Käfer verkrochen sich, und die Nachtschmetterlinge begannen ihren kurzen Flug. Neben mir zirpten die Haimchen, und in dem benachbarten Waizenfelde stieg die Lerche sanft trillernd in die Höhe, als sänge sie der scheidenden Sonne ein Danklied, und wie ein Echo verhallte fernhin der

Schlag der Wachtel. Ich fühlte die Gegenwart eines guten, Alles umfassenden Wesens, dem auch ich durch meinen Geist verwandt bin, und fühlte einen Theil seiner Seligkeit in Betrachtung seiner herrlichen Schöpfung. Ich freute mich der Legionen kleiner und großer Wesen, von denen jedes auf seine Weise sein Wohlsein als Dank zu erkennen gab. Rein, geläutert wie das Gold von den Schlacken, war meine Seele vor allen kleinlichen Sorgen, Schmerzen und Gedanken des Lebens.

Bei dem feierlichen Schalle der Abendglocke ging ich mit langsamen Schritten dem Dorfe zu. Mir war, als sei der Segen gesprochen über die Natur und der Gottesdienst beendigt. Die müden Landleute kehrten ihrer Heimath zu, ihre Arbeitsgeräthe auf den Schultern oder im Arme, die meisten im Gefühl der Ruhe nach vollbrachtem Tagewerk. Im Dorfe war noch Alles geschäftigt, das gesättigte Vieh wurde in die Ställe gebracht und das Hühnervolk, das längst schon seine Schlafstätte gesucht hatte, durch Thür und Riegel von Feinden gesichert.

Ich begab mich in meine Wohnung und schloß den Tag mit einem Abendliede, um den liebevollen Vater im Himmel meinen Dank für die Freuden, die er mir auch heute geschenkt hatte, darzubringen. Ich betete zu Gott, daß mich mein letzter Schlummer so vorbereitet finden möchte, als der, welcher sich jetzt auf meine Augen senkte. —

126. Der heilige Martinus. (Legende.)

Martinus wurde um's Jahr 317 zu Sabaria, dem heutigen Stein am Anger, in Ungarn, geboren, zu Pavia in Italien aber, wo sein Vater eine der ersten Stellen im Kriegsheere bekleidete, erzogen. In seinem zehnten Lebensjahre ließ er sich unter diejenigen aufnehmen, welche zum Empfange der heiligen Taufe vorbereitet wurden. Seine heidnischen Eltern wußten nichts davon. Indessen mußte er, noch ehe er getauft war, dem Willen seines Vaters gemäß, Kriegsdienste bei der Reiterei nehmen und nach Frankreich ziehen. Er führte mitten unter rohen, zügellosen Soldaten ein reines, gottesfürchtiges Leben, und gab vielfache Beweise ächter Nächstenliebe, unbekümmert um den Spott der Menschen, die nicht so edel dachten und handelten wie er. Allberühmt ist eine schöne Handlung gegen einen Bettler zu Amiens, welche ein alter Schriftsteller in Reimen also erzählt:

Er kam in Sturm und Schnee einst mitten zu einem Ort hineingeritten: Da fleht' alsbald ein armer Mann um eine kleine Gab' ihn an. Der Mann war elend, nackt und bloß, der Wind

ging auf die Haut ihm los. — Herr Martin hätt' ihm für sein Leben gern Koller, Rock und Wams gegeben; allein ihr wißt wohl, ein Soldat sehr wenig zu verschenken hat. Doch hielt er an auf hohem Roß, worauf der Regen niederfloß, und sprach: „Der Mann ist nackt und blos: es muß ja g'rad auch Geld nicht sein, ich will ihm dennoch was verleih'n.“ Sein Schwert drauf mit der Faust gefaßt, haut er von seinem Mantel fast des einen Zipfels Hälft' herab, die er dem armen Manne gab. Der Arme nimmt das Stück sogleich und wünscht dafür das Himmelreich dem guten frommen Reitersmann, der sich nicht lange d'rauf besann. Wie er gesagt sein Gratias, so reitet dieser auch fürbaß zu einer armen Wittwe Thür, und legt daselbst sich in's Quartier, nimmt Speis' und Trank ein wenig ein; — es wird nicht viel gewesen sein. Nachdem er also trunken, gessen, und das Gebet auch nicht vergessen, legt er sich nieder auf die Streu. Ob's Eins gewesen oder Zwei, das hat die Chronik nicht gemeld't; drum laß ich's auch dahingestellt. Alsbald begibt's sich in der Nacht, daß er von einem Glanz erwacht, der zwingt das Aug' ihn aufzuschließen. Da steht ein Mann zu seinen Füssen; sein Haupt trägt eine Dornenkron'. Er ist's, er ist's, des Menschen Sohn! Mit tausend Engeln, die ihm dienen, ist plötzlich unser Herr erschienen in aller seiner Herrlichkeit; und mit dem Mantel, welchen heut' der Martin aus Panonia, der dessen gar nicht sich versah, geschenkt dem armen Bettelmann, ist unser Heiland angethan. Und so der Herr zu Petrus spricht: „Siehst du den neuen Mantel nicht, den ich hier auf den Schultern trage?“ — Auf des Apostels weitere Frage, wer ihm den Mantel denn geschenkt, das Aug' auf Martin hingesenkt, mit einem sanften Himmelston fährt also fort des Menschen Sohn: „Der Martin hier, der ist es eben, der diesen Mantel mir gegeben. Ermunt're dich, steh' auf mein Knecht, den ich erwählt, du bist gerecht! Du warst bisher ein blinder Knecht; das Schwert, das steck' nur in die Scheide! Ein Streiter Gottes soll auf Erden mein frommer Bischof Martin werden.“ — Als dieses Wort der Herr gesagt, so kräht der Hahn; der Morgen tagt; ein Engel küßt des Mantels Saum, und Martin ist erwacht vom Traum. Denkt nach, klopft an ein Kloster an; und ist, getreu nach Christi Worten, aus einem wilden Reitersmann, ein großer frommer Bischof worden.

Ja, Martinus ist ein großer frommer Bischof geworden. Als er nämlich die himmlische Erscheinung erfahren hatte, zögerte er nicht länger mehr, sich taufen zu lassen. Hierauf erhielt er im Jahre 356 die Entlassung aus dem Kriegsdienste und begab

sich nach Poitiers zu dem heiligen Bischof Hilarius daselbst, der ihn vollends in das Christenthum einführte und für die heilige Kirche ganz zu gewinnen wußte. Nachdem Martinus noch eine Reise zur Bekehrung seiner heidnischen Eltern, die wieder nach Ungarn gezogen waren, in dieses Land gemacht, und seine Mutter und mehrere Anverwandte für den christlichen Glauben gewonnen hatte, zog er sich in ein Kloster bei Poitiers zurück, wo er nicht nur auf seine eigene christliche Vervollkommnung bedacht war, sondern sich auch bemühte, Andere, die sich seiner Leitung anvertraut hatten, mehr durch Beispiele als durch Worte zu einem heiligen Leben zu führen. Er gedachte seine Lebenstage in Verborgenheit zuzubringen; allein Gott, der ihn mit der Wundergabe begnadigt hatte und dadurch seinen Namen weithin bekannt werden ließ, wollte ihn in seiner Kirche auf den Leuchter stellen.

Die Geistlichkeit und das Volk von Tours erwählte ihn im Jahre 375 zu ihrem Bischof; es kostete aber viele Mühe, ihn zur Annahme dieser Würde zu bewegen. Auch als Bischof setzte er seine strenge Lebensweise fort, und strebte, wie der heilige Paulus, Allen Alles zu werden. Ganz Frankreich verehrte in ihm einen Mann von apostolischem Geiste. Reich an Verdiensten starb er im Jahr 397 am 8. November und wurde am 11. begraben.

127. Der Hirtenknabe vom Bethlehem. (Legende.)

In jener Nacht, die den ew'gen Tag
Uns gab und mit Licht die Welt erfüllt,
Wo noch, in arme Windeln gehüllt,
Zu Bethlehem der Erlöser lag:
Da kamen, gerufen vom Gloria
Des Engelchores, aus Wald und Feld
Die Hirten zu seiner Wiege heran
Und fanden sie wunderbar erhellt
Und schauten, glaubten und beteten an.
Und als die Sonne hernieder sah,
Da brachten der Jungfrau, die ihn gebar,
Die Hirten erquickende Früchte und Trauben
Und andere ländliche Früchte dar.
Ein Hirtenknabe war dabei,
Ein armer Waise aus Bethlehem,
Der hatte nichts von alle dem,
Als auch das Herz voll Lieb' und Glauben.

Um diese Liebe doch zu erweisen,
So blies er der Jungfrau, dem göttlichen Kind,
Dem frommen Pfleger treu gesinnt,
Auf seiner Schalmei andächt'ge Weisen.
So kam er jeden Morgen wieder
Und spielte in Demuth auf ländlichem Rohr
Dem Kind und den heiligen Eltern vor,
Und war durch seine kunstlosen Lieder
Und durch den Schmuck bescheidener Sitten
An jedem Tage dort wohl gelitten.
Doch als er eines Morgens kam
Und sich der Hütte nahte, vernahm
Er ein Geräusch von Knechten und Rossen
Und fand sie geziert mit Prachtgewanden
An reichen Stoffen aus Morgenlanden.
Und vor dem Kinde drei Männer knie'n,
Von purpurnen Königsmanteln umflossen;
Die brachten anbetend ihm Gold und Rubin
Und Weihrauch und duftende Myrrhen dar.
Kaum ward der Knabe die Pracht gewahr,
So blieb er schüchtern, bescheidentlich
Mit seiner Schalmei von ferne steh'n,
Anstaunend die Fremden und scheute sich,
In die glanzerfüllte Hütte zu geh'n.
Allein die heilige Mutter des Herrn
Bemerkte den armen Knaben von fern
Und rief ihn zu sich heran durch's Gedränge
Der ihr gehorsam ausweichenden Menge,
Und sprach zu ihm leutselig und hold:
Die Liebe nur gibt Werth dem Gold,
Das uns die Andacht der Könige beut
Und diese Liebe hast auch du!
Drum spiele wie sonst dein Lied auch heut,
Wir hören dir mit Freuden zu.
Der Knabe d'rauf ergriff die Schalmei,
Und blies sein Liedlein muthig und frei,
Und unter den Fremden erhob sich kein Spott,
Die fromme Weise des Knaben zu höhnen:
Es lächelte selbst der kindliche Gott
Aus seiner Wiege den freundlichen Tönen. —

128. Sankt Elisabeth in Thüringen. (Legende.)

Der König von Ungarn hatte ein vierjähriges Töchterlein, Elisabeth. Als der Landgraf von Hessen ihn einst besuchte, sagte der König: „Mir fehlt es an guter Unterweisung für meine kleine Elisabeth; ich hätte gern, daß das Mädchen Etwas lernte und in der Gottesfurcht erzogen würde!“ Da antwortete der Landgraf: „Gebt sie mir mit; daheim in meinem Lande hab' ich viele gelehrte und fromme Männer, die können eine Königstochter wohl unterrichten. Wenn Ihr es erlaubt, so mag sie mit meinem Sohne Ludwig zugleich Unterricht haben.“ Dem Könige that es zwar leid, sein Kind von sich zu lassen; da er aber wußte, daß es zu Elisabeth's Glück diente, gab er sie dem Landgrafen mit.

Elisabeth wuchs heran, schön, fromm und wohlthätig; Jedermann hatte seine Freude an ihr. Deßhalb wurde sie auch von ihrem Gespielen Ludwig, als er nach seines Vaters Tode Landgraf wurde, zur Gemahlin erwählt, und beide waren die Wohlthäter ihres Landes. Allein die allzugroße Güte Elisabeth's wurde doch manchmal ihrem Gemahl bedenklich. Sie schenkte alles weg, was sie nur hatte, sie versagte sich selbst bisweilen das Nothwendige, um es den Armen zu geben, und oft waren es Betrüger, die sich für Arme ausgaben. Deßhalb machte ihr der Landgraf Vorstellungen: „Geben ist gut,“ sagte er, „aber man muß doch auch wissen, wem man gibt, und ob man selbst so viel entbehren kann.“ Allein Elisabeth konnte nicht Nein sagen, wenn Jemand sie bat, und deßhalb geschah es immer wieder. Um nicht erkannt zu werden, zog sie die Kleider einer Magd an; denn sie wollte immer lieber selbst geben, als es durch Andere thun lassen. Einst hatte sie wieder die Schürze voll Nahrungsmittel, um sie einer armen Familie zu bringen; da begegnete ihr der Landgraf. Und weil er ihre Absicht vermuthete, so rief er ihr zu: „Nun, Elisabeth, wohin?“ Die Landgräfin kam in Verlegenheit und ihr Gesicht röthete sich; denn obgleich ihr Werk ein gutes war, so war es ihr doch leid, gegen den Willen ihres Mannes gehandelt zu haben. Als sie aber ihre Schürze vor dem Landgrafen öffnete, siehe! da war diese voll der schönsten Blumen.

Landgraf Ludwig untermahm mit Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande, und starb, ohne das Ziel seiner Ritterfahrt erreicht zu haben, ferne von der Heimath. Nur als Leiche sah ihn Elisabeth wieder. Der neue Landgraf, Heinrich Raspe, sein Bruder, behandelte sie nun hart und ver-

trieb sie sogar aus dem Schloße Wartburg. Ihr kleines zweijähriges Mädchen auf dem einen Arme, an der Hand ihr dreijähriges Töchterchen, zog sie von der Wartburg herab und suchte als Bettlerin ihren kümmerlichen Unterhalt; denn die undankbaren Menschen hatten ihre unzähligen Wohlthaten vergessen, sie wandten sich von ihr ab und stießen sie von ihren Hütten fort. Endlich wurde das Herz des Heinrich Raspo erweicht, er nahm sie wieder in seine Burg auf und wies ihr später das Schloß zu Marburg als ihre Wohnung an. Sie setzte hier ein Leben, das der Entsagung und der Wohlthätigkeit gewidmet war, nach gewohnter Weise fort und nährte sich von Wollspinnen. Ihr Vater, König Andreas von Ungarn, vernahm von ihrer Noth und schickte Gesandte ab, die sie an den Hof des Vaters zurückbringen sollten; allein sie verweigerte standhaft ihre Rückkehr und lebte in Niedrigkeit und Armuth zu Marburg bis zu ihrem Tode, der schon im 24. Jahre ihres Lebens erfolgte. Die heilige Kirche erklärte sie später für eine Heilige und ihre Verwandten bauten über ihrem Grabe die schöne Elisabethkirche zu Marburg.

129. Sct. Augustinus.

Sct. Augustinus lustwandelte einst am Ufer des Meeres und dachte mit grossem Ernste nach, wie er das Geheimniss der heiligen Dreieinigkeit ergründen möchte. Da sah er ein gar schönes Kind am Meere sitzen; das schöpfte immer Wasser aus dem Meere in ein kleines Grüblein. Und er sprach zu dem Kinde: „Was machest du?“ Da antwortete das Kind: „Ich will das grosse Meer in dies kleine Grüblein schöpfen.“ Da sagte Augustinus: „Kind, lass ab, das zu thun, denn du vermagst es nicht!“ Das Kind aber sah Augustinus an und sprach: „Leichter ist es, das grosse Meer in dies kleine Grüblein schöpfen, als das Geheimniss der heiligen Dreieinigkeit zu ergründen.“ Darauf verschwand das schöne Kind, und Augustinus erkannte in dem Gesichte Gottes Wirkung und fiel nieder auf sein Angesicht und betete an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist.

130. Der Weinstock. (Parabel.)

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein.

Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Ceder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. Johova's Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. Der Apfelbaum sprach: Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes. Und die Myrte sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen. So rühmten Alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten. Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah sein schwaches Gemüth, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süssen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses; seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre geduldig aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

131. Die beiden Tonnen. (Parabel.)

Eines Morgens, als der weise Diogenes sich aus seiner Tonne erhob, um die Sonne aus dem Meere emporsteigen zu sehen, bemerkte er mit Verwunderung, daß die Morgenröthe statt einer Tonne deren zwei umstrahlte. Ein vornehmer Jüngling hatte den Entschluß gefaßt, ein Weiser zu werden wie der bewunderte und verspottete Diogenes, und in der Nacht seine Tonne gen Kenchräa gewälzt. „Wohl, mein Sohn," sagte der

Greis, „ich sehe, die Weisheit hat an dir einen Jünger erbeutet!“ — Der Jüngling lächelte über das Lob des verehrten Greises. Diogenes aber nahm seine Tonne, wälzte sie gegen das Meer und stürzte sie hinein. Da schwankte sie auf den Wogen dahin. — Der Jüngling erstaunte. Da sprach Diogenes: „Ich habe an dir endlich einen würdigen Schüler gefunden. Vollende nur deinen Sieg über dich selbst. Verschreibe mir deine Güter, und ich will hingeben und sie den Armen vertheilen.“ — Der Jüngling antwortete: „Ich habe noch Einiges zu Hause zu beschicken,“ — ließ seine Tonne dahinten und entfernte sich. — Da lächelte Diogenes und sprach: „Die possierlichen Menschen! Sie meinen, es sei mit der Tonne genug! Aber sie täuschen sich selber; wie wollen sie gegen Andere wahr sein können?“ — So sprach er und begab sich in die neue Tonne. — Der vornehme Jüngling aber blieb daheim und schämte sich und fühlte, daß er nicht eher als jetzt den ersten Schritt zur Weisheit gethan habe.

132. Das Samenkorn. (Parabel.)

„O sieh, lieber Vater!“ rief Konrad, auf eine Kornstaude deutend, welche aus einem Samenkorn emporgewachsen, sechs kräftige Aehren getrieben hatte. „Wie viel Segen kann ein einziges Körnlein verbreiten! Wir achten es kaum und wandeln oft gedankenlos darüber hin, und doch ist jedes Korn ein reiches Geschenk Gottes, in dem eine ganze Ernte enthalten ist.“

„So ist es, mein Sohn!“ erwiederte der Vater. „Gott hat allem Nützlichen und Guten einen besondern Segen gegeben. Er schreitet unsichtbar durch unsere Felder dahin und schafft, daß die jugendliche Saat gedeihe, und daß das tägliche Brod nie fehle den fleißigen Menschen. Und wie er sorgt für das Leibliche, so hat er seinen Blick mit doppelter Sorgfalt auf den Geist, den viel wichtigern Theil des Menschen, gerichtet. Auch für diesen gibt es ein Samenkorn, das hundertfältige Frucht zu tragen vermag. Es ist das lebendige Wort, das von oben kommt, und den Menschen gegeben ward, um das Reich der Liebe und Wahrheit immer weiter zu verbreiten.

O, mein Sohn, ein einziges Wort zu Gottes Ehre, mit der Kraft des Glaubens gesprochen, eine einzige Liebesthat in seinem Geiste vollbracht, ist jenem Samenkorne zu vergleichen, und kann fortwuchern von Geschlecht zu Geschlecht. Wohl dem, dem es gelingt, die goldenen Körner des Geistes, den köstlichen Samen edler Lehren zu streuen! Er mag die Früchte derselben

hienieden schauen oder nicht: auch im Geheimen entfaltet sich der himmlische Segen. Einst aber wird alles offenbar werden; dann wird sie ihm entgegenwogen, die goldene Saat, die er gesäet, und Engel werden die Garben bringen und Gott selbst wird sich seiner Ernte freuen.

133. Der Werth des Menschen. (Parabel.)

Sem, der Sohn Noah's, stand eines Tages mit aufgerichtetem Antlitze, und schaute sinnend zur Sonne empor. Da trat Noah, sein Vater, zu ihm und sprach: „Was siehest du?“ Sem aber antwortete und sprach: „Ich betrachte jenes himmlische Wesen, welches der Herr wunderbarlich mit Glanz bekleidet hat. An der Höhe des Himmels wandelt es seine Bahn und tief unter ihm sind die Stürme und Wasserfluthen. Da dachte ich in meinem Herzen: hätte doch der Herr also den Menschen geschaffen!“

Darauf sagte Noah: „Mein Sohn, trachte nicht nach Dingen, die dir nicht gegeben sind, du möchtest, so sie dir gewährt würden, nur tiefer sinken und das Beste verlieren.“ — „Wie wäre das möglich, mein Vater,“ antwortete der Jüngling; „wär es nicht Erhöhung, der Sonne gleich zu sein?“

Da antwortete Noah und sprach: „Du würdest alsdann größer sein, als das Gebirge Ararat, ja größer, als der Erdball, den wir bewohnen. — Meinest du dadurch an Werth zu gewinnen? — Du würdest ewig dieselbe Bahn wandeln, und weder zur Rechten, noch zur Linken dich wenden können nach eigenem Vorsatze. Jetzt schauest du zur Sonne hinauf, aber sie vermag nicht zu dir hernieder zu schauen, viel weniger kann sie aufwärts blicken, und den erkennen und anbeten, der sie gemacht hat. — Einsam wandelt sie am Himmel ohne Liebe und Hoffnung. Einst wird auch ihr ein Tag kommen, wo sie wie eine Lampe erlöschen und man vergebens ihres Aufgangs harren wird am Himmel. Du aber bist zu ewigem Dasein berufen, wo du höher stehen wirst, als alle Sonnen. — Möchtest du dein Wesen und Dasein mit dem ihrigen vertauschen?“

„Nein, mein Vater!“ antwortete der Jüngling, „ich schäme mich des sündlichen Wunsches.“

134. Die Goldkinder. (Märchen.)

Es war ein armer Mann und eine arme Frau; die hatten nichts, als eine kleine Hütte, und nährten sich vom Fischfange.

Was sie verdienten, reichte kaum hin, das Nothwendigste einzukaufen; so arm waren die Leute! — Einmal als der Fischer am Wasser saß, allwo er sein Netz ausgeworfen hatte, zog er einen großen Fisch heraus, und der Fisch war ganz golden. Als er den Fisch recht genau betrachtete, fing dieser an zu reden und sagte zu dem Fischer: „Lieber Herr Fischer, wirf mich wieder in's Wasser, so mache ich deine kleine Hütte zu einem prächtigen Schlosse von Gold!“ — „Was hilft mir ein goldenes Schloß, wenn ich nichts zu essen habe?“ sagte der Fischer. Der Goldfisch sprach aber weiter: „Dafür wird schon gesorgt. Im Schlosse wird ein großer Schrank sein, und in diesem Schrank werden sich gebratene Gänse, Enten, Tauben und sonst allerlei gute Sachen befinden.“ — Wenn das ist, will ich dich wohl wieder ins Wasser werfen,“ erklärte der Mann. „Ja, thue es,“ sagte der Fisch; nur bitt' ich mir aus, daß du keinem Menschen auf der Welt etwas davon sagst.“ Das versprach der Mann zu befolgen, und eilte dann nach Hause, nachdem er den Fisch wieder ins Wasser geworfen hatte. Schon von Weitem bemerkte er, daß aus seiner niedern Hütte, ein goldenes Schloß geworden war. Welche Freude! Und als er hineinkam mit seiner Frau und mit seinen Kinderchen, da machte er eiligst den großen Schrank auf und fand das Beste zu essen und sogar den köstlichsten Wein zu trinken. Bald setzte man sich an einen goldnen Tisch auf goldene Stühle; man aß und trank und ließ sich's recht wohl schmecken. Als man so vergnügt und gemüthlich im goldenen Schlosse speiste, erzählte der goldreiche Fischer auch die ganze Geschichte von dem goldenen Fische. — Auf einmal war aber das goldene Schloß weg, die alte, gebrechliche Hütte stand wieder da, und sie saßen am alten, halb zerbrochenen Tische, auf niedern, alten, hölzernen Bänken.

135. Frau Hütt in Tyrol. (Sage.)

In uralten Zeiten lebte im Tyrolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim und weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken,

doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues schönes Röcklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brodsamen nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz bedeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verschwunden, und überall war nur Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte, in der Mitte aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tag.

136. Auf dem Schlachtfelde. (Schilderung.)

Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinlichste Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht, wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hintönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber hemmten die Austrengung; da blickte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weithin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europa's, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchloses Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmten den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menchsen hoffte ich sie, aber die Einzigen, die ich sah, brachten den

Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitze bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Goldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tödtender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir; sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder; aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O, sie sind furchtbar, die Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Todten hin und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nur Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe.

137. Das Land der Hinkenden.

(Fabel.)

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand.
„Hier," dacht' er, „wird man dich im
    Geh'n bewundern müssen,"
Und ging einher mit steifen Füssen.

Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sah'n,
Und jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!"

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen:
„Ihr, rief er, „hinkt, ich aber nicht;
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen."
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande;
Man spottet sein im ganzen Lande.

138. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen; „Manches glänzt nicht und ist doch Gold," und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Geld verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr, als Goldes werth.

Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thaten redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri Dukaten daheim. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte; doch half er sich mit einer guten Ausrede: „Das Dukatenmaß," sagte er, „sei kleiner als das Fruchtmaß."

139. Wo nichts ist, kommt nichts hin.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer, wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniss den Anfang zu machen, um nach und

nach zu einem grössern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: W a s n i c h t i s t, d a s k a n n w e r d e n. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparniss, indem er fleissig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: W a s n i c h t i s t, k a n n w e r d e n, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiss und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährte jetzt die Kinder des armen Bruders W o n i c h t s i s t, der selber nichts zu beissen und zu nagen hat.

140. Viel Kreuzer geben auch einen Gulden,

und kleine Posten große Schulden, und viele Päcklein einen Pack. Aus einem kleinen Riß wird bald ein großes Loch. Ein unbeachtetes Splitterchen im Finger wächst oft zum Pfeile heran, der das Herz durchbohrt; zum Tannenbaume, der Holz für den Sarg liefert. Ein einziges Körnlein ist ein kleines Ding, doch an den rechten Ort gelegt, wird bald ein Haufen daraus werden. Wer nicht für Kreuzer Sorge trägt, kommt nie zum Gulden. Ein wenig Sauerteig versäuert die ganze Masse. Augustinus sagt: Die kleinen Tropfen der Sünde bereiten die Sündfluth und ersäufen viele Seelen. Sie sind die Waffen, mit denen wir wider Gott streiten, sie werden die Heerschaaren sein, durch die wir überwunden werden.

Ein Schritt nimmt freilich einen kleinen Raum ein, aber wer in Sünden immer schrittweise vorwärts geht, kommt plötzlich an der Hölle an. Hast du das Leben verloren, so liegt wenig daran, ob dich ein kleiner David, der große Goliath, oder tausend Philister umgebracht haben. Nicht nur messen sollst du deine Fehler nach ihrer Größe, sondern auch zählen nach ihrer Menge. —

Viele Kreuzer geben auch einen Gulden, und — das ist ein guter Gulden, der hundert erspart — ein Hundertguldenstück, das zu wechseln man schwer sich entschließt — eine Denkmünze, die an des Vaters, der Mutter sorgfältige Erziehung, an die Jahre des Entbehrens, an treues Zusammenhalten, an eingezogenes Leben — mit heiligem Ernste erinnert. — Die Verhältnisse gewinnen, der Mensch erspart. Das Ersparte ist werthvoller. Es ist Gold aus dem eigenen Gute herausgegraben, nicht aus Peru's Bergen.

Jetzt kostet dich einen Gulden, und wartest du noch länger zu, so genügen hunderte kaum. — Zur rechten Zeit ein Wort, erspart dir hundert Reden. Sei nicht sparsam am unrechten Orte! Es muß zu säen wagen, wer ernten will, und aus Aehren nur besteht die größte Ernte.

141. Aussprüche der sieben griechischen Weltweisen.

Im alten Griechenlande standen vorzüglich die sogenannten „sieben Weisen“ (sie lebten alle ungefähr 5 bis 600 Jahr v. Ch.) wegen ihrer Einsicht in hohen Ehren, und ihre Aussprüche gingen von Munde zu Munde. Hier mögen einige ihrer Aussprüche folgen.

Thales, der erste dieser Weisen, hatte den Wahlspruch: „Mensch, lerne dich selbst kennen!“ Selbstkenntniß hielt er für die schwerste Tugend. Auf die Frage, welches das beste Ding sei, antwortete er: „Die Welt, denn sie ist Gottes Werk.“ Er behauptete, wenig Worte wären Zeichen eines guten Verstandes.

Uebrigens machte Thales Reisen nach Aegypten, um sich in der Weisheit der dortigen Priester zu unterrichten. Er beschäftigte sich viel mit der Sternkunde oder Astronomie, und war der erste, der eine Sonnenfinsterniß pünktlich voraussagte.

Solon, der zweite Weise, führte einst seinen Freund, den er in einer traurigen Stimmung sind, auf eine Höhe vor Athen, hieß ihn die zu ihren Füßen liegenden Häuser der Stadt überblicken und sagte dann: „Erwäge, wie viele Klagen unter jenen Dächern bereits laut geworden sind, wie viele gegenwärtig darunter erschallen und wie viele in Zukunft noch geführt werden. Höre daher auf, über Widerwärtigkeiten zu klagen, die das Loos aller Menschen sind.“ — Ein andermal behauptete Solon! wenn alle Sterbliche ihre Plagen auf einen Fleck zusammenbringen könnten, und diese Masse von Uebeln unter alle wieder zu gleichen Theilen vertheilt werden sollte, so würde jeder lieber die herbeigebrachten Uebel wieder mit nach Hause nehmen, als das gleiche Theil von der großen Masse auf sich laden. —

Solon war es auch der behauptete: „Kein Mensch kann vor dem Tode glücklich gepriesen werden.“

Chilon, der dritte Weise, pflegte zu sagen: „Wer stets redet, was ihm beliebt, muß hören, was ihm nicht beliebt.“ — Dann gab er die Regel: „Mit schnellen Schritten gehe zu traurigen, mit langsamen zu frohen Freunden.

Pittakus, der vierte Weise, war ein uneigennütziger und sanfter Mann. Ein Zimmermann hatte ihm seinen Sohn mit dem Beile erschlagen. Als der Mörder vor ihn gebracht wurde (Pittakus war Alleinherrscher in seiner Vaterstadt Mytilene), ließ er ihn frei und sagte: „Vergeben ist seliger, als tödten." — Pittakus gab den Rath: „So du etwas unternehmen willst, verschweige es, damit du nicht verlacht werdest, wenn die Unternehmung mißglückt." Sein Wahlspruch hieß: „Thue alles zur rechten Zeit."

Bias, der fünfte Weise, that unter anderen folgende Aussprüche: „Durch Schnelligkeit wird die Wohlthat verdoppelt." „Nur der ist unglücklich, der kein Unglück zu ertragen vermag." — Einst trugen seine Mitbürger bei Herannahung des Feindes ihre beste Habseligkeit in geheime Verstecke, und er wurde gefragt, warum er es nicht auch so mache. Da sagte er: „Was ich besitze, trage ich stets bei mir." Er meinte nämlich seine Kenntnisse.

Kleobulus, der sechste Weise, gab folgende Lehren: „Thue wohl, sowohl Freunden, als Feinden; dem Freunde, daß du ihn fester bindest, dem Feinde, daß er dein Freund werde." „Sei im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht kleinmüthig!" „Der Mann muß Glück und Unglück männlich tragen."

Periander, der siebente Weise, hatte sich zum Denkspruche erwählt: „Ueberlege wohl, ehe du handelst; und was du dir fest vorgenommen hast, das bringe zur Ausführung!"

Sokrates, der weiseste aller Griechen (geb. 470 v. Chr.), äußerte über die Wünsche der Menschen: „Wir müssen die Gottheit um nichts anderes bitten, als daß sie uns gewähren möge, was uns nützlich sei, da unsere Wünsche gewöhnlich zum Verderben für uns ausschlagen; denn die Zukunft ist den Sterblichen mit einem dichten Schleier verhüllt, und deshalb wünschen wir nur zu oft das Schädliche. Der eine wünscht Reichthum, der doch schon so vielen Menschen verderblich geworden ist, der andere Ehrenstellen, durch die so mancher zu Grunde ging. Höre denn auf, Sterblicher, thöricht nach dem zu trachten, was Ursache zu künftigen Uebeln ist. Ueberlaß es dem Willen der Gottheit, die auf eine leichte Art Gutes zu erzeugen pflegt; überlaß es ihr, das für dich Passende zu wählen."

142. Sprichwörter.

1. Wer die Leiter hinauf will, muß bei der untersten Sprosse anfangen. 2. Strenge Herren regieren nicht lange. 3. Mancher

sucht einen Pfennig und braucht dabei drei Lichter. 4. Den guten Tag muß man nicht vor dem Abend loben. 5. Wer den Stein nicht heben kann, muß ihn wälzen. 6. Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. 5. "Jung" und "Weise" sitzen nicht auf einem Stuhle. 6. Gefundenes verhohlen, ist so gut wie gestohlen. 9. Groß sein thut es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein. 10. Ein Sperling in der Hand ist besser, als zehn auf dem Dache. 11. Rein und ganz, gibt schlechtem Kleide Glanz. 12. Das Werk lobt den Meister. 13. Fischefangen und Vogelstellen verdirbt manchen guten Gesellen. 14. Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen. 15. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füssen haben. 16. Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. 17. Erst wäg's, dann wag's. 18. Ein böser Gesell' führt zehn Andere in die Höll'. 19. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus. 20. Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten können. 21. Wer oft schießt, trifft endlich auch einmal. 22. Durch wiederholte Streiche fällt die stärkste Eiche. 23. Man muß auch harte Bretter bohren lernen. 24. Jähe Sprünge gerathen selten. 25. Besser ein Schädlein als ein Schaden. 26. Vieles Naschen macht leere Taschen. 27. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. 28. Gott muß schicken, wenn's soll glücken. 29. Je größer die Noth, je weiser Gott. 30. Wer Eltern nicht ehrt, ist ihrer nicht werth. 31. Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen. 32. Höflichkeit kostet nichts, aber man richtet oft große Dinge damit aus. 33. Gott gibt wohl die Kuh, nicht aber auch das Seil dazu. 34. Man sieht es dem Neste an, was für Vögel darin sind. 35. Stiller Mund und treue Hand, geht durch's ganze Land. 36. Es ist bald geendet, was lange schändet. 37. Verschlossener Mund und offene Augen haben noch Niemand geschadet. 38. Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden. 39. Wer die Freude außer sich sucht, findet sie nicht. 40. Guter Name ist mehr werth, als eine goldene Krone. 41. Vögel von einerlei Federn fliegen gerne zusammen. 42. Ein ungerechter Pfennig frißt hundert gerechte. 43. Gott bleibt nicht aus, wenn er gleich verzieht. 44. Jeder Freude ist ein Leid auf den Rücken gebunden. 45. Man muß mit den Wölfen heulen. 46. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. 47. Die Zunge hat kein Bein und schlägt Manchem den Rücken ein. 48. Gute Lehrlinge werden gute Meister. 49. Den Brunnen schätzt man erst, wenn er kein Wasser mehr hat. 50. Mancher will Meister sein, und ist kein Lehrjunge gewesen.

Zweite Abtheilung.
Bilder zu den Realien.

I. Zur Menschenkunde.

A. Der Körper des Menschen.

1. Der Mensch, die Krone der Schöpfung.

Wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum sehet ihr ihn aber im Fernen mehr, als im Nahen? Betrachtet doch hier die Biene: noch spät im Herbste sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagrecht als Meister und Geselle; schaut die Ameise da, sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdröslein und Kiefernadeln. Sie baut es in die Höhe und wölbt es zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Sehet hin, es zertritt ihre Balken, und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten, denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturmes, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwalde tritt er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrschte er über alles Gethier, und Nichts widersteht ihm — doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, nach dem auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen; denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen Gesang.

Die Sinne.

2. Das Gefühl.

Der Sinn des Gefühls ist über den ganzen Körper verbreitet. Ueberall, wo sich Nerven befinden, fühlen wir. Das feinste Gefühl haben wir in den Fingerspitzen und auf der Zunge, weil sich in diesen Körpertheilen sehr viele Nerven endigen, und daselbst die Haut am dünnsten und weichsten ist. Noch empfindlicher aber ist das Auge, weßhalb auch sogleich eine wässerige Feuchtigkeit aus demselben herausfließt, wenn ein fremder Körper in dasselbe gekommen ist, um ihn wieder herauszuspülen und den schmerzhaften Reiz zu mildern. Haare und Nägel sind gefühllos, weil sie keine Nerven enthalten. Der Gefühls- oder Spürsinn kann außerordentlich geschärft werden, wenn wir ihn fleißig üben und unsere Aufmerksamkeit auf ihn richten. Die Blinden unterscheiden daher Münzen und ähnliche Dinge, bei denen wir uns des Auges bedienen müssen, genau durch das Gefühl. Eine Schrift, deren Buchstaben auf dickes Papier so eingedrückt sind, daß sie auf der andern Seite erhaben erscheinen, lesen sie mit den Fingerspitzen. Taube gelangen allmälig so weit, daß sie jeden Menschen, der langsam und deutlich an seine Hand spricht, verstehen können. — Hätten wir kein Gefühl, so würden wir nicht nur zu den meisten Geschäften ungeschickt sein, sondern auch in der Finsterniß uns nicht zu helfen wissen. Krankheiten würden wir gar nicht gewahr werden, bis sie unheilbar wären. Drohenden Verletzungen würden wir nicht frühzeitig genug ausweichen, und, kurz gefaßt, wir würden gar nicht leben können, denn selbst unser Herzschlag ist eine Folge des Reizes, welchen das Eindringen des Blutes verursacht.

3. Der Geschmack.

Der Geschmack kommt dem Gefühl am nächsten, denn auch bei ihm findet eine sichtbare Berührung statt. Das Hauptwerkzeug des Geschmackes ist bekanntlich die Zunge. Sie ist mit vielen kleinen Erhöhungen besetzt, in denen sich sehr feine Nerven endigen, und die deßhalb Nervenwärzchen heißen. Diese werden von den in den Speisen enthaltenen Bestandtheilen gereizt, wodurch wir einen angenehmen oder widrigen Eindruck erhalten, was wir Geschmack nennen. Daß dem Einen aber das übel schmeckt, was dem Andern höchst angenehm erscheint, kommt von der besondern Empfindlichkeit der Geschmacksnerven

und von der Feuchtigkeit her, mit denen sich das Genossene im Munde vermischt; denn ein kleiner Beisatz kann den Geschmack einer Sache gar sehr verändern, daher wir auch in Krankheiten zuweilen unsere Lieblingsspeisen und Getränke verabscheuen, weil der Speichel in diesem kranken Zustande nicht die Beschaffenheit hat, wie sonst. Leckerhafte Menschen wollen oft nur das genießen, was ihnen recht gut schmeckt, und viele haben sich dadurch schon um Gesundheit und Leben gebracht. — Die Zunge leistet uns drei Hauptdienste. Wir brauchen sie 1. zum Schmecken, d. h. zum Unterscheiden, was sauer, süß, herb, bitter, gewürzhaft, geistig 2c. ist, 2. zum Herumwenden und Hinunterschlingen der Nahrungsmittel und endlich 3. zum Sprechen, besonders aber zur Hervorbringung der Zungenlaute.

4. Der Geruch.

Der Geruch ist mit dem Geschmack sehr nahe verwandt und ein treuer Gefährte desselben, indem wir oft schon durch den widrigen Geruch von dem Genusse schädlicher Dinge abgehalten werden. Der Sinn des Geruches hat seinen Sitz in der Nase. Diese ist bekanntlich eine aus Knochen und Knorpeln bestehende Höhle, welche durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist. Sie öffnet sich nicht nur äußerlich, sondern auch im Hintergrunde der Mundhöhle, weil sie uns nicht blos als Geruchswerkzeug, sondern auch zum Aus- und Einathmen dienen soll. Das Riechen aber entsteht dadurch, daß sehr feine und flüchtige Theile sich von den riechenden Körpern ablösen, in die Nase fliegen, und einen Reiz auf die Geruchsnerven ausüben. Die Haut, mit welcher die Nasenhöhle innerhalb ausgefüttert ist, heißt die Schleimhaut, weil die in ihr befindlichen Drüsen und Schleimbläschen beständig, und besonders bei einer Entzündung derselben, Schleim absondern, der durch die Thränenfeuchtigkeit, welche fortwährend in die Nase hinabfließt, so lange der Thränenkanal nicht verstopft ist, verdünnt und flüssig erhalten wird. — Der Sinn des Geruches ist weit empfindlicher, als der Sinn des Geschmackes. Durch die Ausdünstung stark riechender Blumen, z. B. Jasmin, Lilien 2c. entsteht daher bei vielen Menschen Kopfweh und Schwindel. Schläft man in Zimmern bei dergleichen Düften, so erfolgt wohl gar gänzliche Betäubung und Schlagfluß. Ohnmächtige werden dagegen durch scharfriechende Sachen, z. B. Salmiakgeist, sehr schnell wieder zum Bewußtsein gebracht, so wie bei Anwandlungen von Ohnmachten essigsauer riechende Sachen als Vorbauungs- oder Stär-

kungsmittel schleunig wirken. — Der Geruchssinn läßt sich durch Uebung außerordentlich verfeinern. Man hat auf Inseln wilde Menschen gefunden, die so gut, als ein Hund, der Spur folgen, und vermittelst der Nase genau angeben konnten, welchen Weg dieser oder jener gegangen war.

Laßt uns nun die Dienste, welche der Geruchssinn uns leistet, kurz zusammen fassen: er unterstützt den Geschmack; er befördert die Lieblichkeit angenehmer Speisen und Getränke; er warnt vor schädlichen Genüssen und Dünsten; er ist zuweilen fast das einzige Mittel, ähnlich aussehende Dinge zu unterscheiden; er hilft uns Feuersgefahr oft früher entdecken, als das Auge sie wahrnimmt; er kann in Anwandlungen von Ohnmacht, bei vorgehaltenen scharfriechenden Sachen unsere Wiederbelebung befördern und die Nerven stärken; er gewährt uns endlich eben so angenehme, wenn gleich nicht eben so nothwendige Genüsse, als der Geschmack.

5. Das Gehör.

Jeder Schall oder Laut setzt die Luft in eine zitternde Bewegung und dadurch wird der Schall oder Laut bis zu unsern Ohren getragen, wenn wir dem schallenden Körper nahe genug sind. Das äußere Ohr, die Ohrmuschel, fängt nun den Schall auf und durch den Gehörgang wird er in das Innere des Ohres geleitet. Hinter der innern engen Oeffnung des Gehörganges ist ein ungemein zartes Häutchen ausgespannt, das man Trommelfell nennt, und welches durch jeden Schall oder Laut erschüttert wird. Hinter dem Trommelfell ist eine kleine Höhle, welche durch eine Röhre mit dem Schlunde verbunden ist, und in welcher sich drei kleine Knochen befinden, die man ihrer Gestalt wegen Hammer, Ambos und Steigbügel nennt. Diese Knochen stehen mit dem Trommelfell in Verbindung, und werden, wie dieses, durch jeden Schall erschüttert, wodurch eigentlich das Hören entsteht. In dem Gehörgange befindet sich eine gelbe, bittere Fettigkeit, Ohrenschmalz genannt. Wäre das nicht da, so würde eine Menge kleiner Insekten unser Ohr, welches auch im Schlafe offen steht und nicht, wie die Augen, geschlossen werden kann, für einen bequemen Schlupfwinkel halten, und auch dem Eindringen des Staubes nicht gewehrt sein. An dem zarten Trommelfelle aber würde das Krabbeln dieser Thiere uns ein unwiderstehliches Kitzeln und Brausen verursachen. Man hat Beispiele, daß Menschen, denen ein Insekt in die Ohren kam, sogar rasend darüber geworden

sind, wenn man nicht bei Zeiten durch eingegossenes Baumöl das Thier zu tödten suchte. Zum Glücke geschieht dergleichen jedoch äußerst selten, weil die Thierchen durch das bittere und klebrige Ohrenschmalz und durch die Härchen im Gehörgange abgehalten werden. Uebrigens befördert auch das Ohrenschmalz das Hören, weil es der Luft einen glättern Eingang gewährt, kann aber auch förmliche Taubheit hervorbringen, wenn es sich zu sehr anhäuft und nicht weggeschafft wird. — Das Gehör ist nebst dem Gesichte das wichtigste Sinnwerkzeug. Ohne dasselbe gäbe es keine Tonsprache für uns; nur durch sichtbare oder fühlbare Zeichen müßten wir uns wechselseitig zu verständigen suchen. Wie traurig wäre da der menschliche Umgang! Lebten wir nicht mitten unter Menschen in der Einsamkeit? Ach, wie viele Vergnügungen, welche Gespräch und Musik verschaffen, müßten wir entbehren! Hinter uns rennete ein wildes Pferd; wären wir nicht von ihm zu Boden gestampft, ehe wir es gewahr würden? Und wie viel tausend andern Gefahren könnten wir durch das Gehör nicht vorbeugen? Wie schwer würden die Arbeiter sich nicht verständigen! Wie gäben wir uns überhaupt und besonders bei Nacht unsere Gedanken, unsere Bedürfnisse, unsere Noth zu verstehen? O Kinder, bedenket daher, wie übel ein Gehörloser daran sei!

6. Das Gesicht.

Die Augen hat der weise Schöpfer in zwei Höhlen eingeschlossen, die aus festen Knochen gebildet sind, damit dieselben nicht so leicht beschädigt werden können. Gegen Insekten, Staub und schädliche Einwirkungen der Luft sind die zarten Werkzeuge des Gesichts durch die Augenlieder geschützt. Diese sind am Rande mit einer Reihe kleiner Haare besetzt, welche man die Augenwimmern nennt und die das Auge gegen zu stark einfallende Lichtstrahlen verwahren und mancherlei Dinge, die in das Auge fliegen würden, auffangen und abwehren. Eine besonders merkwürdige und weise Einrichtung der Augenlider ist es, daß sie sich bei der geringsten Gefahr, ohne daß wir eigentlich daran denken, blitzschnell verschließen und dann eben so schnell wieder öffnen. Die Augenbraunen leiten den Schweiß ab, der besonders durch seine Schärfe den Augen beschwerlich und schädlich werden würde. Das eigentliche Auge oder der Augapfel besteht aus mehreren Häuten, zwischen welchen sich verschiedene Feuchtigkeiten befinden. Die äußerste Haut ist die Hornhaut, und unter dieser liegt die mit vielen Blut-

gefässen verbundene und inwendig mit einem schwarzen Schleim überzogene Gefäßhaut. Besonders merkwürdig ist die Regenbogenhaut, in deren Mitte sich eine runde Oeffnung, die Pupille, der Stern oder die Sehöffnung befindet, welche sich im Dunkeln erweitert und durch stark einfallende Lichtstrahlen gereizt, ohne daß wir es wissen, zusammenzieht. Die Netzhaut umfaßt eine zähe Feuchtigkeit, welche geschmolzenem Glase ähnlich ist. In einer Vertiefung dieser Feuchtigkeit liegt ein linsenförmiger, durchsichtiger Körper, den man die Kristallinse nennt. Mit dem Auge ist der Sehnerve verbunden, der durch die Augenhöhle in das Gehirn geht und einer mäßigen Federspule an Dicke gleicht. Das Sehen entsteht nur dadurch, daß die Lichtstrahlen, welche von einem Gegenstande auf unser Auge geworfen werden, durch die verschiedenen Häute und Flüssigkeiten des Auges dringen und so gebrochen werden, daß sie sich auf der Netzhaut vereinigen und auf derselben den Gegenstand im Kleinen so abbilden, wie es der Spiegel im Großen thut. Die Vorstellungen, die wir auf diese Weise erhalten, werden von der Netzhaut dem Sehnerven mitgetheilt und von diesem in das Gehirn geleitet. — Das Auge ist die höchste Zierde des Menschen. Im Auge spiegelt sich Geist und Gemüthsart und jede noch so leise Empfindung ab. Alle andern Sinne leisten uns nur Dienste, wenn die Gegenstände ihres Empfindens in der Nähe oder doch nicht allzufern sind; das Auge sieht aber sogar die Gestirne in Millionen Meilen weiter Ferne. Wie wenige Begriffe von der Sinnenwelt würden wir haben ohne unser Auge. Und was ist die ganze Welt für einen Blinden? Ein weites, finsteres Gefängniß! Ihm leuchtet keine Sonne, ihm schimmert kein Mond, für ihn gibt es keine Farbe, als die der Mitternacht. Neugierig betastet er ein Gemälde, das aller Sehenden Bewunderung erregt; für ihn ist es eine bedeutungslose, glatte Fläche ohne Zeichnung, ohne Farbe, ohne Licht und ohne Schatten. Seine besten Freunde und Wohlthäter kennt er nur der Sprache nach; den Himmel, den ein freundlicher und guter Mensch in Augen und Mienen trägt, kennt er nicht. Ihm duftet die Blume, aber er hat keinen Begriff von dem Reiz ihrer Farben. Die schönste Gegend ist ihm ein ödes Grab. Die Speisen führt er zum Munde, ohne zu wissen, wie rein oder unrein sie sind. Mit jedem Schritte schwebt er in Gefahr, zu fallen oder anzustossen, wenn er nicht der Leitung eines Sehenden folgt. Zu fast allen Arbeiten untüchtig, fühlt er die Qual der Langeweile doppelt, da ihm das Auge keine Unterhaltung verschafft, und die wenigen Arbeiten, welche er verrichtet, wie mühsam sind sie für ihn!

Wie oft kommen Fälle, wo er ohne Beihilfe eines Sehenden sich nicht mehr zu helfen vermag! Und so könnte man stundenlang fortfahren, von den großen Wohlthaten zu erzählen, welche uns der liebe Gott durch das kunstreiche Auge erweist.

O hättest du mein Auge nicht
So künstlich zubereitet,
Was nützte mir der Sonne Licht,
Der Glanz, den sie verbreitet?
Gesunde Augen gabst du mir,
Mit Freudenthränen dank' ich dir!

Im Alter verlieren die meisten Menschen das Vermögen, in der Nähe zu sehen; auf weitere Entfernungen aber sehen sie gut, und solche nennt man weitsichtig oder fernsichtig. Dagegen gibt es wieder Andere, welche in der Nähe gut, aber von Jugend auf in die Ferne schlecht sehen; diese nennt man kurzsichtig. Die Ursachen von diesen beiden Gesichtsfehlern liegen entweder in einer fehlerhaften Stellung, oder in einer fehlerhaften Gestalt der Krystallinse und der Hornhaut, welche entweder zu flach oder zu gewölbt sein kann. Durch den Gebrauch passender Augengläser kann diesen Fehlern in der Regel abgeholfen werden und zwar bedarf der Weitsichtige sogenannte convexe Gläser, welche erhaben, linsenförmig geschliffen sind, der Kurzsichtige concave, die hohl geschliffen sind, entweder nur auf einer oder auf beiden Seiten.

Schädlich ist den Augen übermässige Anstrengung, besonders in der Dämmerung und bei zitternden Lichtflammen oder auch bei hellem Sonnenlichte, zu schneller Uebergang aus dem Dunkeln in's Helle und umgekehrt, Rauch, zu vieles Weinen, hitzige und die Augen entzündende Getränke, Ausschweifung u. s. w. Nützlich hingegen ist abwechselnder Gebrauch der Augen in der Nähe und Ferne, besonders der Anblick des Grünen in freier Luft, öfteres Waschen über den Augenlidern und hinter den Ohren mit frischem Wasser, vorzüglich des Morgens.

Wenn wir nun bedenken, wie kunstvoll alle Glieder unsers Leibes in ein Ganzes zusammengefügt, und wie wunderbar besonders unsere fünf Sinne gebildet sind, müssen wir da nicht die Allmacht und Weisheit des Schöpfers bewundern und anbetend zu ihm emporblicken? Wer seine gesunden Sinne und seine geraden Glieder hat, sollte täglich die Güte Gottes preisen und ihm danken und in die Worte Davids einstimmen: „Ich danke dir, o Gott, und preise dich, daß du mich so

wunderbar geschaffen hast! Wunderbar sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl.“

7. Die Blinden.

Das Gehör und Gefühl der Blinden ist meist außerordentlich scharf und bei Weitem sicherer als das der Sehenden.

In Paris mußten sich einst bei einem gewaltigen Nebel die Sehenden von den Blinden führen lassen, um nicht in die Seine zu fallen. Der blinde Dülon blies seine Flöte und die blinde Paradies spielte ihr Fortepiano mit einer Vollkommenheit, die nur selten ein Sehender erreicht. In den reichen Sammlungen der Akademie zu München ist ein hölzerner Jäger zu sehen, der überaus zierlich und im vollkommensten Ebenmaße geschnitzt ist, und den ein blinder Tyroler mit dem Messer geschnitzt hat. In England lebte vor gar nicht langer Zeit ein blinder Weber, der nicht nur sein Handwerk trieb, so gut als einer, sondern sich seine Webstühle, und überhaupt sein ganzes Hausgeräthe selbst gemacht hatte. Doch ließ er es dabei noch nicht bewenden. Da er ein außerordentlicher Liebhaber der Musik war, und vorzüglich große Freude an der Orgel hatte, ergriff ihn einmal eine heftige Begierde, sich mit dem Mechanismus der großen Orgel in der Stadtkirche bekannt zu machen. Weil er aber wenig Hoffnung hatte, daß ihm eine Untersuchung erlaubt werden würde, schlug er sich die Sache aus dem Sinn. Da geschah es nun, daß der Organist starb und viel in des Webers Gegenwart von der Geschicklichkeit dieses Mannes gesprochen und die vorzügliche Güte dieses Instrumentes gepriesen wurde. Diese Gespräche entzündeten nun die alte Begierde von Neuem in ihm, so daß er sich einstmals um Mitternacht aufmachte, die Thüren, die nach der Orgel führten öffnete und hier seine Untersuchung mit einem Geräusche anfing, das die ganze Nachbarschaft aufweckte. Aus allen Fenstern fuhren die Köpfe heraus, und Einer fragte den Andern, ob er es auch höre? und die Meisten waren des Glaubens, der verstorbene Organist gehe um. Doch faßten Einige, die gescheidter waren und meinten, es könnten wohl gar Diebe sein, ein Herz und gingen mit Laternen und Waffen in die Kirche, fanden aber Niemanden darin als den blinden Weber, der noch in voller Arbeit war, und vor Freude an den Entdeckungen, die er machte, nichts von den Kommenden gewahr worden war. Sie nahmen ihn nun freilich gefangen, da sie aber sahen, was ihn zu so ungewöhnlicher Zeit in die Kirche getrieben hatte, entließen sie ihn

wieder mit einem leichten Verweise. Und da sein Wunsch bei der Behörde zur Sprache kam, fand man, da die Geschicklichkeit und Vorsicht des Mannes bekannt war, kein Bedenken, ihm auch die weitere Untersuchung des Werkes zu gestatten. — Von der Zeit an legte er sich nebenbei auf den Orgelbau, und eine große Orgel auf der Insel Man ist von diesem blinden Weber gebaut.

8. Räthsel.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein;
Doch alle Grösse, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

9. Vom Schlafe.

Die Augen, welche wir im Schlafe schließen, veranlassen mich, ein Paar Worte über diesen zuzufügen. Der Erholungsschlaf, welcher vom Winterschlafe vieler Thiere sehr verschieden ist, entsteht: entweder aus Erschöpfung unsrer Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke; oder aus Mangel an äußern Reizungen, daher wir auch aus Langeweile vom Schlafe befallen werden. Außerdem gibt es auch einen Schlaf aus Betäubung der Nerven, durch Trunkenheit, Krankheit ꝛc. Das Ruhen in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen nennt man Schlummer.

Der Schlaf gibt den Nerven neue Regsamkeit und Empfindlichkeit, kühlt alle Lebenswerkzeuge ab, stärkt den Körper und auch unser Denk- und Gefühlsvermögen.

Der Schlaf beruhigt in Kummer, Mißmuth und Schmerz oft mehr, als aller Trost und alles Einreden.

Der Schlaf unterbricht die Einförmigkeit des Lebens durch eine Art Scheintod und bewahrt uns dadurch vor Lebensüberdruß.

Der Tod macht uns selbst das Sterben weniger schrecklich, indem wir uns an die Gestalt des Todes an Schlafenden gewöhnen.

Guter Schlaf ist uns nothwendiger, als gute Kost. Denn bei schlechten Nahrungsmitteln kann man stark und gesund bleiben, nicht bei schlechtem Schlafe.

Wollen wir gut schlafen, so müssen wir den Tag über uns anstrengen und uns die Nacht durch Schlafen am Tage nicht verderben; wir müssen des Abends mäßig sein, dürfen nicht mit vollem Magen uns zu Bette legen, am allerwenigsten aber erhitzende und betäubende Getränke zu uns nehmen (Schlaf aus Betäubung ist kein gesunder Schlaf); wir müssen ein reinluftiges Schlafgemach und keine zu warme oder zu kalte Bedeckung wählen; wir müssen uns, wo möglich, vor Schlafengehen alle unangenehmen Gedanken aus dem Sinne schlagen, jede Gemüthsaufregung möglichst fern halten und — wohlgemerkt! ein gutes Gewissen mit uns zu Bette bringen.

Ein gutes Gewissen
Ein sanftes Ruhekissen!

Zuviel Schlaf verdichtet die Säfte und ist ungesund, macht träg und dumm, raubt die Zeit zu vielen guten Werken, welche man wachend verrichten könnte, bringt um Credit und häuslichen Wohlstand und ist endlich wahrer Lebensverlust.

Ein siebzigjähriger Greis beklagte sich einmal gegen seinen Freund über die Kürze des menschlichen Lebens. Das wundert mich, antwortete dieser. Mir hat es immer geschienen, als wenn dir das Leben eine Last wäre, weil du es so verschwendet hast. Du bist täglich um 8 oder gar um 9 Uhr aufgestanden, da du doch um 5 Uhr hättest aufstehen können. Folglich hast du dich täglich um 3 Stunden gebracht, wöchentlich um? — jährlich um? — Wenn du nun von deinem zehnten Jahre an täglich 3 Stunden von deinem Leben verderbt hast, und ich den Tag, der zur Arbeit und zum Vergnügen bestimmt ist, zu 16 Stunden nehme, so hast du dich um 11 Jahre, 11 Wochen und 3 Tage durch den Schlaf gebracht. Warum klagst du denn über die Kürze des menschlichen Lebens, da du dir es selbst verkürzt hast? Da erschrack der Greis, schlug die Hände zusammen und weinte. O, rief er aus, wäre ich im Stande, diese Zeit wieder zu erkaufen, mein halbes Vermögen wollte ich darum geben. Nun war es aber zu spät. —

Nur ganz kleine Kinder mögen wohl die Hälfte des Tages verschlafen; größere müssen sich mit acht Stunden begnügen;

für den unverwöhnten, erwachsenen Menschen sind sechs, höchstens sieben Stunden genug. Nur Schwächlichkeit, große Erschöpfung und Krankheiten machen, wie sich von selbst versteht, eine Ausnahme von der Regel.

10. Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher, und das Abendglöcklein im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahte die Nacht. Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfing der süsse Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zum Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Trauernde seinen Kummer, die Armuth ihre Sorgen. Aller Augen schlossen sich.

Jetzt, nach vollendetem Geschäfte, legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsten Bruder hin. "Wenn die Morgenröthe erwacht," rief er mit fröhlicher Unschuld, "dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter. O, welche Freude, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön ist unser Beruf!"

So sprach der freundliche Engel des Schlummers. Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an und eine Thräne, wie die Engel sie weinen, trat in sein dunkles Auge. "Ach," sprach er, "daß auch ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann. Mich nennt die Erde ihren Feind und Ruhestörer." "O, mein Bruder," erwiderte der Engel des Schlafes, "wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder und Boten eines Vaters?" So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels, und zärtlicher umfingen sich die beiden Genien (Engel). —

11. Behandlung Verunglückter.

Alles, was Mensch heißt, ist unser Nächster. Ein wahrer Mensch umfaßt seinen Nächsten mit Theilnahme und Liebe, erweiset ihm Gutes nach seinen Fähigkeiten, seiner Kraft und seinen Mitteln. Wo wahre Aufklärung ist, da feiert die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe in der Rettung des Nächsten aus lebensgefährlichen Lagen ihren schönsten Triumph. Wer daher einen Verunglückten erblickt, hole, wenn ein Arzt oder Wundarzt in der Nähe ist, diesen schleunigst herbei, rufe Menschen zu Hilfe, bringe ihn vorsichtig in das nächstgelegene Haus und wende, bis ein Arzt zur Stelle ist, alle ihm bekannten Mittel zur Wiederbelebung an. Man verfahre aber hiebei mit der größten Vorsicht. Zunächst beherzige jeder bei dem Werke der Wiederbelebung eines Verunglückten, was schon der heilige Paulus (Apostelgesch. 20. 10.) gebot, als ein vom dritten Söller gefallener Jüngling todt aufgehoben wurde: Machet kein Getümmel, denn seine Seele ist in ihm! Also wehre von dem Andrange Neugieriger, steure dem Gerede und unnützen Treiben Anwesender und übe mit stillem Ernste das Werk der rettenden Menschenliebe.

Erstickte, welche durch Kohlendampf und andere üble Dünste in einen lebensgefährlichen Zustand versetzt worden sind, können oft noch dadurch ins Leben gerufen werden, daß man augenblicklich Thür und Fenster öffnet, oder die Verunglückten hinaus in die freie Luft bringt, ihnen eine aufrechte, halbsitzende Lage bereitet, das Gesicht und die Herzgrube mit kaltem Wasser besprengt, mit sanften Bürsten, in Oel getaucht, oder mit wollenen Tüchern sie stark reibt und sie dann wohl eingehüllt einige Zeit ruhen läßt. Dunkelblaues, oder auch nur sehr geröthetes Antreiben des Gesichts macht das Oeffnen einer Ader nöthig, worauf alsdann ein warmes Fußbad gute Dienste thun wird.

Ist Jemand in Gefahr, an verschluckten, im Schlunde sitzenbleibenden Körpern zu ersticken, so läßt man ihn dicken Mehl- oder Kartoffelbrei in Menge essen, um so den Körper herunterzubringen oder auch, wenn der Körper spitz ist (Gräten), Essig und Oel trinken; — auch klopft man den, der in Gefahr ist zu ersticken, auf den Rücken, kitzelt den Schlund mit dem Finger oder mit einer Feder in Oel getaucht, um Erbrechen zu erregen.

Erfrorne können dadurch gerettet werden, daß man sie in ein ungeheiztes Zimmer bringt und den ganzen Körper einen halben Fuß hoch mit Schnee bedeckt, doch den Mund und die

Nase frei läßt. So wie der Schnee an einer Stelle schmilzt, legt man sogleich frischen auf. Fehlt es am Schnee, so hilft man sich mit Tüchern, die man in kaltes Wasser, welches durch gestossenes Eis noch kälter gemacht wird, taucht; oder man legt den Körper ganz in kaltes Wasser. Ist der Körper aufgethaut, sind die Glieder biegsam und beweglich, so bläst man ihm Luft ein und reibt ihn mit Schnee oder Tüchern, die in kaltes Wasser getaucht sind. Wird er warm, oder zeigen sich Lebenszeichen, so trocknet man ihn ab und legt ihn in ein mäßig warmes Bett, flößt ihm auch wohl, wenn's geht, etwas lauwarmen Hollunder-Thee ein.

Ertrunkene müssen zuvörderst entkleidet und abgetrocknet, Nase, Mund und Ohren vom Schlamme gereinigt und alsdann in wollenen Decken oder Kleidern, bis auf das Gesicht, gewickelt, auf ein freistehendes Bettlager gelegt werden, welches bei warmer Witterung gut, bei kalter aber nur mäßig gewärmt sein darf. Stets sorge man ferner für eine nach Rechts hin geneigte Lage, mit dem Kopfe etwas höher, deßgleichen für die Erwärmung des Körpers, indem man mit immer neu gewärmtem, weichem Flanell, vorzüglich die Arme, Schenkel, den Unterleib und die Gegend um die Herzgrube gelinde reibt. Die Reibung geschehe stets nach der Brust aufwärts. Zeigen sich Lebensspuren (Pulsschlag, Bewegung des Herzens), so setze man die Reibungen fort und flösse etwas lauwarmen Thee mit Essig vermischt ein.

Die vom Blitze Getroffenen läßt man am besten unter freiem Himmel verweilen, um ihnen, wenn sie anscheinend leblos sind, sogleich ein sogenanntes Erdbad zu bereiten. Hierzu gräbt man eine Grube, in welche man Verunglückte dieser Art bis an den Hals in etwas erhabener Rückenlage legt und sie darauf mit frischer Erde locker bedeckt, während nachher das Gesicht von Zeit zu Zeit mit Weinessig, Wein oder Branntwein gewaschen oder bespritzt werden kann. Die im Hause vom Blitze Getroffenen bringe man sogleich in die frische Luft, bespritze das Gesicht mit Wasser und reibe Brust, Gesicht und Schläfe mit Branntwein.

Erhängte müssen augenblicklich losgeschnitten, und Sorge getragen werden, daß der Körper nicht auf den Boden falle. Die Schlinge entferne man sogleich vom Halse, sowie alle beengenden Kleidungsstücke. Man bringe sie sodann in die frische Luft, oder in ein kühles, trockenes Zimmer und lege sie so hin, daß Brust und Kopf höher zu liegen kommen. Dann besprenge und wasche man das Gesicht mit kaltem Wasser und Essig und schlage Tücher, in warmen Essig oder Branntwein getaucht, um

den Hals. Sobald sich das Herz zu bewegen anfängt, bewege man den Kehlkopf gelinde hin und her und reibe behutsam das Gesicht, den Hals, den Bauch, den Rücken und die Füsse. Ist der Körper schon ganz erkaltet, so verfährt man, wie bei Ertrunkenen.

Bei Vergifteten suche man zuerst durch Brechmittel das empfangene Gift wieder unmittelbar aus dem Magen zu schaffen. Ist es Mausgift, Fliegengift, oder sind es giftige Schwämme, so lasse man sie sogleich viel laues Wasser trinken, bis starkes Erbrechen erfolgt; dann Milch, Oel, Gersten-, Reis- oder Haferschleim. Ferner schlage man den Kranken Tücher, in warme Milch getaucht, um den Unterleib, oder bringe ihn bis an den halben Leib in ein warmes Bad. Ebenso verfahre man bei betäubenden Giften, wie Wolfskirschen, Schierling, Bilsenkraut, wovon Sinnlosigkeit, Rasereien und Zuckungen entstehen können. In diesem, wie in den vorher angeführten Fällen hole man übrigens so schnell als möglich den Arzt herbei.

Das entsetzlichste Uebel, welches einem Menschen begegnen kann, ist, von einem wüthenden, tollen Hunde gebissen zu werden; denn durch den Giftspeichel des Hundes wird die Wuth gleichsam dem Körper des Menschen eingeimpft. Das Gift pflanzt sich in dem Menschen fort, der dem wüthenden Thiere selbst gleich wird und zuletzt unter den schrecklichsten Konvulsionen stirbt. Der Biß eines wüthenden Menschen ist eben so gefährlich. Wenn Jemand so unglücklich ist, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, so wasche man die Wunde auf der Stelle mit recht scharfem Salzwasser aus, mache rings um die Wunde einige Einschnitte in die Haut, drücke oder sauge das Blut aus. Hierauf streue man Schießpulver in die wunde Stelle, zünde dasselbe an, lege sodann ein spanisches Fliegenpflaster darauf und lasse die Stelle ganz auseitern. Als ein sehr wirksames Mittel wird die Wurzel des Wasserwegerichs, in der Sonne getrocknet, zu Pulver gestossen und auf einem Butterbrode genossen, empfohlen. Auch bei Thieren wurde dieses Mittel mit Erfolg angewendet.

B. Die Seele des Menschen.

Das höhere Erkenntnißvermögen.

12. Der Verstand.

Der Verstand ist das Vermögen der Seele zu **begreifen**, zu urtheilen und zu schließen. Wenn wir mehrere wesentliche

Merkmale in Eines zusammenfassen, so erhalten wir einen Begriff. Diese Merkmale finden wir z. B. bei der Eiche und Tanne, nämlich Holz, Stamm, Krone. Weil nun dieses den beiden Gegenständen zukommt, so geben wir ihnen den Namen Baum. — Sperling, Taube, Amsel, Huhn, Gans zc. sind verschiedene Geschöpfe, aber ihr gemeinschaftlicher Name heißt: Vogel. Derselbe beruht nämlich auf gewissen gleichen Vorstellungen: als Federn, Schnabel, zwei Füße.

Wer aber nur das unter Einen Begriff bringen will, was wirklich zusammengehört, der muß wohl vergleichen und unterscheiden, um nicht das Wesentliche und Zufällige mit einander zu vermengen. Vergleichen heißt: zusehen, worin mehrere Dinge oder Vorstellungen einander ähnlich sind; unterscheiden heißt: die Unähnlichkeit derselben aufsuchen; wesentlich an einer Sache ist das, was daran nicht fehlen darf, was zum Wesen derselben gehört; zufällig nennt man das, was, der Hauptsache unbeschadet, einem Dinge zukommt, also auch wegfallen oder anders sein kann. Eine Kugel muß z. B. nicht gerade von Blei sein; denn es gibt auch eiserne, zinnerne, kupferne, silberne, elfenbeinerne, thönerne, gläserne und hölzerne Kugeln, auch Kugeln von Teig, Seife u. s. w.; jede Kugel aber muß rund und zwar um und um rund sein, denn ein eckiger Körper ist keine Kugel. Durch den Ausdruck „Kugel“ fasse ich also alle um und um runde Körper nach ihrer wesentlichen Eigenschaft unter einen Begriff zusammen.

Wie es dunkle, klare und deutliche Vorstellungen gibt, so tritt derselbe Umstand auch bei den Begriffen ein. Ein Beispiel soll auch hier die Sache verständlich machen. Ein Knabe wurde gefragt, woran er denn einen Garten erkenne? Er wußte es nicht zu sagen, meinte jedoch, das, was an einem Hofe liege, wo sich eine Laube befinde. Sein Begriff vom Garten war demnach ein dunkler, weil er kein richtig bezeichnendes Merkmal anführen konnte. Ein anderer setzte noch bei, daß in einem Garten Obstbäume seien. Dieser hatte schon einen klaren Begriff. Ein dritter sagte: Unter einem Garten verstehe ich ein eingeschlossenes Stück Land, um da allerlei Gewächse zum Nutzen und Vergnügen zu ziehen. Da dieser Knabe die wesentlichsten Merkmale angegeben hatte, so war sein Begriff deutlich.

Man unterscheidet auch Art- und Gattungsbegriffe. Die ersten bezeichnen eine Aehnlichkeit mehrerer Einzeldinge in wesentlichen Eigenschaften; die letzteren dagegen eine Vereinigung von Dingen ähnlicher Arten unter eine gemeinsame Benennung. So bezeichnet Hafer, Gerste, Roggen, Korn, Weizen

den Begriff einer Art, diese Arten kann man aber auch Getreide nennen. Aus diesem angeführten Beispiele geht hervor, daß die Gattungsbegriffe mehr in sich fassen, somit einen grössern Umfang haben, als die Artbegriffe. Uebrigens können Gattungsbegriffe wieder Artbegriffe werden. Dieß ist dann der Fall, wenn sie in einem höhern enthalten sind. Die Ulme ist ein Artbegriff, Baum ein Gattungsbegriff; nehmen wir aber Baum und Pflanze, so erscheint Baum als Art, und Pflanze als Gattung. So sind Sperling, Vogel, Thier, Geschöpf. immer höher steigende Begriffe, indem der erste im zweiten, der zweite im dritten und der dritte im vierten aufgeht.

Soll ein Begriff erklärt werden, so gibt man ihm den Namen des höhern, und setzt noch die wesentlichen Kennzeichen hinzu, welche ihn unterscheiden, z. B. statt daß wir sagen: der Strauch ist eine verworren gewachsene Staude mit holzigen Stengeln, sprechen wir: der Strauch ist eine Pflanze, welche mehrere holzige Stengel aus der Wurzel treibt. Gebot ist ein Gesetz, welches aussagt, was man thun soll u. s. w.

Das zweite Geschäft des menschlichen Verstandes ist — zu urtheilen. Urtheilen heißt eigentlich von einem Dinge etwas bejahen oder verneinen. Wenn wir denken oder sagen: „Das Feuer macht warm,“ so urtheilen wir. Ein Urtheil ist daher die Vorstellung des Verhältnisses zweier Begriffe. In dem so eben angeführten Beispiele sind zwei Begriffe enthalten, von denen wir sagten, daß einer zum andern gehöre.

Sagen wir, „der Diamant ist ein Edelstein,“ so zeigen wir, daß die beiden Begriffe — Diamant und Edelstein — zusammen gehören, wie wir sie auch mit einander verbunden haben, sagten wir aber: „Das Eis ist warm,“ dann würden wir zwei Begriffe mit einander verbinden, die nicht zusammengehören, und wir hätten in diesem Falle falsch geurtheilt. In einem Urtheile wird also bestimmt, ob zwei Begriffe zu einander gehören, oder nicht, oder was dasselbe ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen.

Das Vermögen der Seele, Urtheile zu bilden, wird Urtheilskraft genannt. Es gibt verschiedene Arten von Urtheilen, und zwar: 1) bejahende und verneinende. Wenn durch ein Urtheil ausgesagt wird, daß sich die in demselben enthaltenen Begriffe als vereiniget denken lassen, so ist es bejahend, im Gegentheile verneinend. Z. B. der Knabe schreibt. Die Morgenzeit hat großen Werth. Die Frühlingstage sind angenehm. Dieß sind bejahende Urtheile. Dagegen sind solche verneinend,

als: Der Mond hat kein eigenes Licht. Das Gold ist nicht spröde. Der Apfelbaum blüht nicht; 2) einzelne, besondere und allgemeine. In einem einzelnen Urtheile wird nur von einer Sache etwas ausgesagt, wie: München hat herrliche Paläste. Der Rhein entspringt am Gotthard in der Schweiz. Der Honig ist süß. — In den besondern Urtheilen wird mehreren Dingen von gleicher Art entweder etwas zugeeignet oder abgesprochen, z. B. manche Blumen welken bald; viele Berge sind kahl; einige Landstriche sind wasserreich. — Allgemeine Urtheile geben an, daß ein Begriff mit allen Gegenständen einer Gattung vereinbar sei oder nicht, z. B. alle Körper haben Zwischenräume; die Farrenkräuter blühen nicht; die Flüsse strömen in das Meer; jedes lebende Geschöpf bedarf der Nahrung u. s. w. Durch manches Urtheil wird etwas ausgedrückt, was unter gewissen Umständen sein oder geschehen kann, z. B. allzuanstrengende Arbeiten können dem Menschen schädlich werden. Die Birne kann rund oder länglich sein; ein Morgen Ackerland kann an einem Tage beackert werden. Der Mensch bedarf der Kleidung; zum Schmieden braucht man warmes Eisen. Man pflegt die ersteren zweifelhafte, die letztern aber nothwendige Urtheile zu nennen.

Es gibt Urtheile, welche aus zwei Sätzen bestehen, so daß einer ohne den andern nicht verstanden werden kann. Es gehören sonach beide wesentlich zusammen. Der erste enthält die Bedingung, und der zweite die Folge. Derlei Sätze bilden ein Bedingungsurtheil, z. B. wenn die Frucht des Feldes reif ist, dann schneidet man sie ab. Kommt der Wind von Westen, so bringt er Regen. Wenn es warm ist, so schmilzt der Schnee u. s. w.

Wieder gibt es Urtheile, welche aus sorgfältiger Beobachtung und Erfahrung hervorgegangen sind. Von dieser Art Urtheile ist folgendes: Anselm aß unreife Kirschen und wurde krank. Nach einiger Zeit genoß er bläuliche, aber noch harte Pflaumen, und er fühlte Magenschmerzen. Beide Krankheitsfälle mit einander vergleichend, fand er, daß sie von unreifem Obst herrührten. Hieraus bildete er das Urtheil: „Unreifes Obst darf man nicht essen.“ Solche Urtheile, wie dieses ist, werden gemeiniglich Klugheitsregeln genannt.

Wie jede Kraft der Seele nur durch Uebung zunimmt und erstarkt, so verhält es sich auch mit der Urtheilskraft; je mehr sie geübt wird, desto schärfer wird sie auch, Alles gedeiht durch Uebung.

Verstand und Vernunft werden zusammengenommen das Denkvermögen genannt, welches sich bald mehr, bald weniger

als Witz und Scharfsinn äußert. Beide gelten als Zweige der Urtheilskraft. Man nennt das Vermögen, die Aehnlichkeit auch an ungleichen Dingen leicht und schnell zu entdecken, Witz; dagegen wird die Fähigkeit, die feinen und versteckten Unähnlichkeiten, die nicht so leicht in die Augen fallen, zu finden, Scharfsinn genannt. Wenn gleichwohl diese beiden Gaben vielen Menschen fehlen, so gibt es mitunter doch auch Leute, die sie besitzen, wenn bei ihnen selbst die gewöhnlichen Schulkenntnisse vermißt werden. Man erzählt von einem berühmten Maler, er habe ein Kind, das Weintrauben in einem Körbchen hielt, so täuschend dargestellt, daß die Vögel des Himmels herbeiflogen, und an den Beeren pickten. Da bemerkte ein schlichter Landmann: Wenn die Trauben so natürlich waren, so muß das Kind schlecht gemalt worden sein, weil sich die Vögel vor ihm nicht fürchteten. Dergleichen witzige Einfälle gibt es in großer Menge. Doch das angeführte Beispiel ist hier genügend.

Wir kommen nun an das dritte Geschäft des Verstandes — an das Schließen. Schließen heißt nichts anderes, als aus zwei gegebenen Urtheilen ein drittes finden, z. B. der Fromme ist Gott wohlgefällig; Bertha war fromm, also war sie Gott wohlgefällig. Alle Menschen sind sterblich; ich bin ein Mensch, also muß auch ich sterblich sein. In diesen angeführten Sätzen bildet das erste Urtheil den Obersatz, das zweite den Untersatz, und das dritte den Schlußsatz. Doch kommen die zu einem Schluß erforderlichen Urtheile nicht immer in einer solchen Reihenfolge vor. So könnte der letzte Schlußsatz auch also lauten: Bertha war Gott wohlgefällig, denn sie war fromm, und die Frommen sind Gott wohlgefällig. Hier wird mit dem Schlußsatze begonnen und mit dem Obersatze geendigt. Oefters geschieht es auch, daß eines der drei Urtheile ausgelassen wird, z. B. Martin wurde von einer Biene gestochen, weil er sie bei ihrer Arbeit störte. In diesem Schlusse fehlt der Obersatz: Wenn Jemand die Bienen bei ihrer Arbeit stört, wird er gestochen. — Es läßt sich auch ein Schluß blos durch ein Urtheil geben, z. B. die Bäume werden blühen. Wer also spricht, der hat geschlossen; denn diese Aussage setzt die beiden, wenn gleichwohl nicht ausgesprochenen Urtheile voraus; wenn es anhaltend warm, so blühen (im Frühlinge) die Bäume, nun war es lange warm ꝛc. Wenn entweder der Ober- oder der Untersatz ein falsches Urtheil enthält, so ist auch der ganze Schluß falsch, z. B. Alle Vögel können fliegen; der Strauß ist ein Vogel; also kann er auch fliegen. Hier ist das erste Urtheil falsch.

Durch richtige Schlüsse gelangt der Mensch zu vielen nützlichen Wahrheiten, und ist im Leben mehr vor Täuschungen gesichert.

13. Die Vernunft.

Die Vernunft ist das Vermögen der Seele, sich über das Sinnliche und Vergängliche zu erheben. Sie ist es, welche unserm ganzen Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögen die Richtung nach dem Uebersinnlichen gibt. Sie führt uns also über die Gränze der Wahrnehmung hinaus, während der Verstand sich blos mit dem Sinnlichen beschäftigt. Dieser forscht zwar auch nach Grund und Ursache aller Erscheinungen; aber bis zur übersinnlichen ersten Ursache alles Daseins, zu Gott, führt nur die Vernunft. — Glaubt indeß ja nicht, daß die Vernunft, diese Richtung des Geistes nach dem Uebersinnlichen oder Göttlichen, der Mitwirkung des Verstandes entbehren kann. Nein! ohne diese Mitwirkung führt sie zu bodenlosen Träumereien und abergläubischen Meinungen, gemeinschaftlich mit dem Verstande aber zu möglichst richtigen Begriffen von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, namentlich auch zu der Ueberzeugung: „der Geist ist von göttlicher Natur und bestimmt zur Unsterblichkeit.“

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die Vernunft drängt uns aber nicht nur, das Uebersinnliche zu glauben, sondern auch nach höheren, als blos sinnlichen Beweggründen zu handeln. Der Verstand lehrt uns erkennen, was nützlich und was schädlich ist, und davon überzeugen uns auch sinnliche Erfahrungen; die Vernunft aber nimmt eine höhere Ansicht und lehrt uns, auch unabhängig von aller Erfahrung, was recht oder unrecht ist. Wir fühlen es, daß wir schuldig sind, dieser Gesetzgeberin in uns zu gehorchen, ohne nach Vortheil oder Schaden, nach Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu fragen. — Diese innere Billigung oder Mißbilligung unsrer Handlungen, dieser Ausspruch unserer Vernunft, welcher macht, daß wir gewiß wissen, was recht oder unrecht ist, nennt man das Gewissen.

(Siehe hiezu die Erzählung: „die Macht des Gewissens“ Seite 88.)

Gott spricht zu uns durch den Verstand,
Er spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Thun oder lassen müssen. —

14. Das Gefühlsvermögen.

Unsere Seele hat die Fähigkeit, Lust und Unlust zu empfinden, was wir das Gefühlsvermögen nennen. Je nachdem wir durch äußere Eindrücke oder bloße Vorstellungen in verschiedene Gemüthsstimmungen versetzt werden, sind auch unsere Gefühle verschieden, welche entweder sinnliche oder geistige, angenehme oder unangenehme sein können.

Körperliche oder sinnliche Gefühle sind: das Gefühl der Gesundheit, der Sättigung und Erquickung durch Speise und Trank u. s. w., welchen die unangenehmen Gefühle des Uebelbefindens, des Krankseins, des Hungers und Durstes ꝛc. entgegengesetzt sind. Zu den körperlichen Gefühlen gehören noch weiter die Gefühle der Kraft, Stärke und Munterkeit, welchen die Gefühle der Schwäche, Mattigkeit, Ermüdung, Schläfrigkeit, Abspannung ꝛc. entgegen stehen.

Geistige Gefühle sind: 1) das Mitgefühl oder die Sympathie. Es ist dieses das Gefühl der Theilnahme an dem Glücke oder Unglücke anderer Menschen, und es entsteht in uns, wenn wir uns in Gedanken in den nämlichen Zustand versetzen, in welchem wir unsere Nebenmenschen sehen. Nehmen wir Antheil an dem Glücke, das ein Anderer genießt, so empfinden wir das Gefühl der Mitfreude; trauert aber unser Inneres über ein Unglück, das einem unserer Mitmenschen widerfahren ist, so haben wir das Gefühl des Mitleids.

2) Das Gefühl der Erkenntniß und des Verstandes, welches in uns entsteht, wenn unsere Kenntnisse und Einsichten vollständiger und gründlicher werden. Durch dasselbe empfinden wir Lust und Wohlgefallen an solchen Vorstellungeu und Begriffen, von deren Wahrheit wir überzeugt sind, während das Falsche, Ungewisse und Zweifelhafte Unlust und Mißbehagen in uns hervorruft.

3) Das Gefühl des Wohlgefallens am Schönen, Großen und Erhabenen, und des Mißfallens am Häßlichen. Es wird besonders angeregt durch die Betrachtung des Schönen in den Werken Gottes, wie sie die Natur von unsere Augen stellt, in großen Naturscenen, z. B. eines Gewitterrs, Vul-

kans ꝛc., so wie in den Werken der Kunst, hervorgegangen durch die Hand großer Meister, als Maler, Bildhauer, Baumeister, Musiker, Dichter ꝛc. Wer betrachtet nicht mit Freude einen blühenden Apfelbaum oder einen vollen Rosenstrauch? Wer weilt nicht mit Herzenslust in einem Gemache, wo die herrlichsten Gemälde zur Schau geboten werden? Freilich muß da oft der Verstand zu Hilfe genommen werden, wenn man das Schöne recht erkennen will. — Wer im Stande ist, das Schöne eines Gegenstandes leicht zu finden, von dem sagt man: er hat Schönheitsgefühl und Geschmack. Wer Sinn für das Schöne besitzt, der hat auch Sinn für das Anständige; ihm mißfällt das Unschickliche in der Haltung des Körpers und Geberden, alles Schmutzige ist ihm zuwider.

4) Edler als die bisher genannten ist das sittliche oder moralische Gefühl. Es äußert sich durch die Achtung gegen die Tugend oder gegen das, was die Vernunft als gut und recht erkennt, und durch die Verachtung des Lasters oder die Verabscheuung des Unrechten und Bösen. Das Sittengesetz besteht in der Forderung der Vernunft „tugendhaft zu sein.“ Das moralische Gefühl treibt uns an zur Vollbringung guter Thaten. Wenn wir uns das Zeugniß geben können, dem Sittengesetze gemäß gehandelt zu haben, so empfinden wir das beglückende Gefühl der Selbstzufriedenheit; im entgegengesetzten Falle quält uns Unruhe; unser Gewissen macht uns Vorwürfe und wir verlieren den Frieden unserer Seele. (Gewissensbisse.)

5) Das höchste aller Gefühle ist das religiöse Gefühl, das durch den Gedanken an Gott und an das, was wir ihm zu verdanken haben, geweckt wird. Es steht mit dem moralischen Gefühl in engster Verbindung, und wird besonders durch Religionsübungen und religiöse Feierlichkeiten, sowie durch ein gottgeheiligtes Leben gepflegt und erhalten.

15. Das Begehrungsvermögen.

Die Fähigkeit der Seele Etwas zu wollen oder nicht zu wollen nennt man das Begehrungsvermögen. Es wird in das untere oder sinnliche und in das obere oder vernünftige eingetheilt. Das untere Begehrungsvermögen sucht das Angenehme und Nützliche zu erhalten, und das Unangenehme und Schädliche zu entfernen; das obere dagegen will nur moralisch gute Handlungen hervorrufen und verabscheut alles Böse. Wird der menschliche Wille

durch Beweggründe zu einer Handlung bestimmt, die mehr auf Gefühlen, als auf deutlichen Vorstellungen beruhen, so heißen sie Naturtriebe oder Instinkte. Es sind dem Menschen zwei Triebe angeboren, und zwar 1) der Trieb sich selbst zu erhalten, und 2) seinen Zustand möglichst zu vervollkommnen. Mit diesen Trieben stehen mehr oder weniger noch andere in Verbindung.

Der Mensch befindet sich nicht wohl, wenn er seine Zeit geschäftslos oder müssig zubringt, er will auf diese oder jene Weise wirksam und thätig sein. Es ist ihm daher, wie wir solches schon bei kleinen Kindern gewahren, der Trieb zur Thätigkeit eigen. Fast alle Menschen, besonders aber Kinder, haben den Trieb, sich bei Andern aufzuhalten, und sind hauptsächlich gerne bei Ihresgleichen. Es ist dieses der Geselligkeitstrieb. Ferner fühlt der Mensch sich angeregt nach eigener Wahl und Ueberlegung unbeschränkt zu handeln, d. h. er hat einen Trieb nach Freiheit. Ebenso strebt er nach Unterricht und Belehrung, nach Erweiterung seiner Kenntnisse; er bemühet sich, seinen dunkeln Erkenntnißkreis immer mehr aufzuhellen, und das Wahre vom Haltlosen und Falschen zu unterscheiden. Dadurch offenbart sich sein Trieb nach Wißbegierde. Der Trieb der Zärtlichkeit und Liebe ist gleichfalls jedem Menschen angeboren; daher lieben Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern und Freunde ihre Freunde. Nahe verwandt mit dem Trieb der Liebe ist der Trieb der Dankbarkeit, durch welchen wir uns gedrungen fühlen, diejenigen vorzüglich zu lieben, die uns Gutes thun. Sogar Thiere äußern diesen Trieb, insbesondere aber die Hunde, die durch Treue, Anhänglichkeit und Wachsamkeit das Gute vergelten, das sie von ihrem Herrn empfangen haben. Doppelte Schande wäre es daher für den Menschen, wenn er sich hierin durch ein unvernünftiges Thier übertreffen ließe.

Wir können Etwas in einem geringeren oder höheren Grade begehren, d. h. unser Begehren kann mehr oder weniger heftig sein. Ein heftiges Begehren nennt man Begierde und das Gegentheil davon Abscheu. Ist das Begehren nach Etwas lang anhaltend, so wird dasselbe Neigung oder Hang, und das Gegentheil Abneigung genannt. Wenn wir anhaltend aber ruhig nach Etwas begehren, so haben wir Verlangen. Wenn wir nicht voraussehen können, daß unser Verlangen erfüllt wird, und wir selbst Nichts thun, um dieses zu bewerkstelligen, so bleibt unser Begehren ein Wunsch oder wird in einem höhern Grade zur Sehnsucht.

Heftige, aber schnell vorübergehende Begierden heißen Affekte. Diese können entweder angenehme, wie z. B. Freude, oder unangenehme sein, wie Gram, Zorn, Reue, Furcht, Schrecken 2c. Es gibt aber auch solche, welche man gemischte nennt, z. B. die Hoffnung. Neigungen, die schwer zu überwinden sind und so heftig werden, daß der Mensch nicht mehr auf die Vorschriften der Vernunft und Gesetze achtet, werden Leidenschaften, und eine stark und beharrlich gewordene Leidenschaft wird Sucht genannt, z. B. Herrschsucht, Habsucht, Ehrsucht, Rachsucht, Vergnügungssucht 2c.

Der Mensch ist keineswegs gezwungen, gleich den vernunftlosen Thieren des Feldes seinen Trieben und Begierden zu folgen; er hat freien Willen und kann aus Antrieb der Vernunft seinen Begierden entgegenhandeln; er kann sich zu dem bestimmen, was wahr, gut und recht ist vor Gott und den Menschen.

16. Die Temperamente.

Ihr wißt, meine Kinder, daß nicht alle Menschen unter ähnlichen Umständen einerlei fühlen und begehren. Manchen reißt etwas zu tiefem Gram und Schmerz hin, was den Andern gar nicht anficht. Was diesen bis zur Ausgelassenheit froh macht, ist jenem oft zuwider. Mancher ist durch eine Kleinigkeit in Zorn zu setzen, und Alles, was er unternimmt, thut er mit Heftigkeit, indeß ein Anderer bei Allem, was er thun muß, Trägheit blicken läßt und selbst nicht leicht in Zorn zu bringen ist, weil er die Ruhe über Alles liebt. Der Eine hat demnach viel, der Andere wenig Empfänglichkeit für größere Eindrücke, und eben so verschieden ist auch ihr Wirkungsvermögen. Bei gewissen Naturen stehen Empfänglichkeit und Wirkungsvermögen einander gleich, bei andern ungleich, so daß bei dem Einen die Empfänglichkeit, bei dem Andern das Wirkungsvermögen stärker hervortritt. Dieser Beobachtung zufolge hat man vier Temperamente oder Gemüthsarten angenommen, und ihnen, weil der Grund ihrer Verschiedenheit nicht blos in der geistigen, sondern auch in der körperlichen Natur, gleichsam im Blute liegt, folgende Namen gegeben:

1) das leichtblütige oder sanguinische,
2) das schwerblütige oder melancholische,
3) das warmblütige oder cholerische,
4) das kaltblütige oder phlegmatische.

Bei saguinischen Menschen findet ein leichter und schneller Umlauf des Blutes statt, sie haben meist eine blühende Gesichtsfarbe und leicht erregbare Nerven; sie zeigen sich beweglich und lebhaft, empfänglich für Freud und Leid, aber veränderlich, ohne nachhaltende Kraft.

Die melancholischen Menschen haben schweres Blut und langsameren Pulsschlag; ihre Gesichtsfarbe ist häufig gelblicht, die Nerven sind nicht sehr erregbar, der Körperbau ist gedrängt, untersetzt. Sie haben Neigung zur Einsamkeit und zu stillen Betrachtungen, zur Beschäftigung mit dem innern geistigen Leben; sie sind sehr zu Ernst und Traurigkeit gestimmt, nicht so beweglich wie die Sanguiniker, aber fester und stetiger.

Den Cholerischen oder Warmblütigen ist ein kräftiger Gliederbau, feste Haltung des ganzen Körpers, rüstiger Gang, feuriger Blick der Augen eigenthümlich. Sie sind sehr unternehmend, kühn und ausdauernd, von heftigen Gefühlen und Leidenschaften bewegt; ihre Gesichtszüge sind deßhalb auch scharf ausgeprägt.

Endlich das phlegmatische Temperament kündet sich häufig durch matten Blick der Augen, schlaffen Gliederbau, langsamen Gang, aufgedunsenen, zum Fettwerden geneigten Leib an. Die Pflegmatischen pflegen langsam aufzufassen, aber sicher und fest zu behalten, sie entschließen sich nicht rasch zu einer Sache, harren aber bei begonnenen Unternehmungen fest aus; sie sind langsam zum Reden, aber auch langsam zum Zorn.

Diese Temperamente oder Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gefühls- und Begehrungsvermögens finden sich bei den wenigsten Menschen ganz rein; es finden vielmehr manche Abstufungen und glückliche Mischungen derselben Statt, daher man von einem sanguinisch-cholerischen, einem cholerisch-sanguinisch-phlegmatischen, einem melancholisch-cholerischen u. s. w. spricht.

Indeß dürfen wir unsern Fehler nicht mit dem Temperamente entschuldigen; denn jedes läßt sich, wenn wir ernstlich wollen, unter die Herrschaft der Vernunft bringen, und in diesem Falle hat jedes seinen eigenthümlichen Werth.

17. Die Vorzüge des Menschen.

Gott werde hoch von dir erhoben —
Dir, seines Odems Hauch, mein Geist!
Sollt' ich nicht meinen Vater loben,
Den jedes seiner Werke preist —

Ihn, der mich schuf, sein Bild zu sein
Und seiner Liebe mich zu freu'n?

Schön ist der sternenvolle Himmel;
Wo ist der Seher, der sie zählt?
Doch ist der sternenvolle Himmel
Gedankenlos und unbeseelt;
Doch mir, mir gab des Schöpfers Hand
Gefühl in's Herz, gab mir Verstand.

Ich kann ja denken! Ich gewinne,
Weil ich zu einem Geiste ward,
Durch die Empfindung meiner Sinne
Gedanken tausendfacher Art.
Ach, strebt' ich alle Gott zu weih'n:
Wie selig könnt' ich hier schon sein.

Ich kann sie sammeln, sie verbinden,
Sie trennen, wie es mir gefällt;
Die Welt empfinden, mich empfinden,
Mich unterscheiden von der Welt.
Zu tausend Thaten hab' ich Kraft,
Die gibt mir Gott, der alles schafft.

Wie feurig dürstet meine Seele
Nach Glück und Ruhm und Seligkeit;
Nur daß ich oft betrogen wähle,
Was, wenn's errungen ist, mich reut!
Doch das ist, Vater, meine Schuld;
Du schufest, was du schufst, mit Huld.

Begabt mit wundervollen Sinnen,
Mit Freiheit, mit Vernunft von dir,
Sollt' ich nur dich, Gott, liebgewinnen —
Dich nur, und was gebräche mir?
Ach, möchte meine Seele dein
Mit allen ihren Kräften sein!

II. Zur Naturgeschichte.

A. Das Thierreich.

a) Säugethiere.

1. Die Katze als Begründerin des Glücks.

Eins der angesehensten Häuser in England verdankt Größe und Reichthum einer Katze. Richard Whigtington, ein armer aber talentvoller Knabe, wollte in Indien sein Glück versuchen. Er schiffte sich ein und sein ganzes Vermögen bestand nur in einer Katze, die er mitnahm. Als das Schiff nach Indien kam, wurde es von einem Sturme ans Land geworfen und zertrümmert; die ganze Mannschaft ward von den Eingeborenen gefangen genommen. Der junge Engländer wurde, nebst seiner Katze im Arme, mit seinen Begleitern zum Könige geführt. Während sie vor dem indischen König verhört wurden, erregte eine unzählige Menge von Mäusen und Ratten, welche sogar den Thron des Monarchen umgaben, ihre Aufmerksamkeit. — Whigtington erkannte die Stimme des Schicksals, ließ seine Katze los und diese fiel sogleich über die Mäuse und Ratten her, und würgte so unbarmherzig unter ihnen, daß in kurzer Zeit eine Anzahl todt am Boden lag und die übrige Menge eiligst die Flucht ergriff. Der König, der bisher umsonst durch Gewalt diese lästige Gesellschaft von sich abzuwehren gesucht hatte, war jetzt außer sich vor Freude über diese so unerwartete Niederlage seiner bisher unüberwindlichen Feinde, und umarmte und liebkosete bald den jungen Engländer, bald die heldenmüthige Katze, seine Befreierin. Whigtington hatte von dem Augenblicke an die Gunst des Monarchen in hohem Grade erworben, daß er dessen Liebling wurde und seine Katze erhielt den Titel als Generalfeldmarschall, weil sie die unverschämt frechen Feinde so schnell überwand und niedermachte. Whigtington, gestützt auf das Ansehen, welches ihm seine Katze verliehen, regierte mehrere Jahre selbst das Reich; alsdann kehrte er mit Reichthum beladen in sein Vaterland zurück. Dort hat er in London das Gebäude aufgeführt, worin sich die Börse befindet. Er bekam den Namen Mylord Cat, und seine Nachkommen behielten ihn ebenfalls bei. Man findet noch jetzt in England Abbildungen, die ihn sammt seiner Katze darstellen.

2. Der Löwe.

Der Löwe wird nicht nur wegen seiner Stärke und Großmuth, sondern auch seiner Gestalt wegen, die durch seinen gemessenen Gang ein majestätisches Ansehen erhält, mit Recht der König der Thiere genannt. Er wird bis 9 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß hoch, und ist von gelblicher Farbe, am Hals und Brust mit einer schönen, langen, zottigen Mähne (welche der Löwin jedoch fehlt), an der Spitze des Schwanzes mit einem Büschel versehen, und lebt in dem wärmern Asien und Afrika. Seine ungeheure Stärke und seine Kühnheit machen ihn allen Geschöpfen furchtbar, denn mit seiner Tatze kann er einen Ochsen und mit seinem Schwanze einen Menschen sofort niederschlagen. Schon wenn er sein schreckliches Gebrüll erhebt, zittern in stundenweiter Entfernung alle daselbst befindlichen Thiere, wenn sie aber erst seine Gegenwart durch seinen Anblick bemerken, dann verbreitet sich unter ihnen solcher Schreck, daß sie vor Angst häufig zur Flucht unfähig werden. Und doch ist er nicht so kühn, wie der Tiger; dagegen ist er auch großmüthig. Kleinerer Thiere bemächtiget er sich höchst selten, und nur auf größere ist sein Augenmerk gerichtet. Den Elephanten, das Rhinozeros und das Nilpferd kann er aber nicht überwinden; einen Ochsen dagegen trägt er in seinem Rachen mit einer solchen Leichtigkeit davon, wie die Katze eine Maus; auch macht er, wenn er auf seine Beute losgeht, Sprünge wie eine Katze, jedoch von 20 — 30 Fuß. Im Zorn und im Kampf mit andern Thieren, z. B. dem Tiger u. s. w. ist er fürchterlich. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Geistesgegenwart. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer unbeweglich wie eine Bildsäule stehen bleibt und ihm ruhig in's Auge schaut, den greift der Löwe nicht an, selbst auch, wenn sein Hunger aufs Höchste gestiegen ist. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit demselben noch nie versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigne Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er sich selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich nieder, entfernt sich abermals in einem größeren Zwischenraume und

nimmt endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreise des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht.

Jung gefangen, läßt sich der Löwe leicht zähmen, ja er wird nicht selten so zahm, daß er seinem Wärter und Wohlthäter mit einer beharrlichen Treue, gleich dem Hunde anhängt, und ihn oft nach langer Zeit wieder erkennt. Ein Soldat hatte einen Löwen auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England gefüttert. Drei Jahre nachher kam der Soldat eines Tages wieder an den Ort, wo der Löwe aufbewahrt wurde. Als der Soldat eintrat, war das Thier im Fressen begriffen und wurde von den Anwesenden mit Stöcken gereizt. Der Soldat trat vor den Käfig hin mit den Worten: „Nero, armer Nero, kennst du mich noch?“ Das Thier drehte augenblicklich den Kopf herum, verließ sein Futter und kam an das Gitter, mit dem Schwanze wedelnd und seine Freude durch allerlei Geberden bezeigend. Er leckte ihm die Hand, ließ sich streicheln und rieb sich an der Stelle des Gitters, welches der Soldat mit der Hand berührt hatte. —

Die Liebe der Löwin zu ihren Jungen, deren sie gewöhnlich 2 — 3 hat, ist unbeschreiblich groß, und sie vertheidigt diese auf's Aeußerste. Dennoch aber setzen häufig die Neger ihr Leben auf's Spiel, um junge Löwen zu fangen, zu zähmen, und später für die Menagerien zu verkaufen. In der Gefangenschaft erreicht aber der Löwe nie seine natürliche Größe, weßhalb wir nur selten einen vollkommen ausgewachsenen Löwen zu sehen bekommen.

In Afrika pflegt man das Fleisch des Löwen zu essen; es soll einen ähnlichen Geschmack haben, wie das Kalbfleisch. In früheren Zeiten diente die Löwenhaut dem Helden zum Kleide; jetzt aber braucht man dieselbe in Europa hie und da nur noch zu Pferdedecken.

3. Der Löwe in Florenz.

Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei! die eh'rnen Bande sprengt' er entzwei! Zurück, daß ihr den sträflichen Muth nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!

Und Jeder sucht mit scheuer Eil' im Innern des Hauses Schutz und Heil; auf Markt und Straßen, rund umher ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewußt, verloren in des Spieles Lust, fern von der sorglichen Mutterhand, saß auf dem Markt am Brunnenrand.

Wohl Viele sahen von oben herab; sie schauten geöffnet des Kindleins Grab; sie rangen die Hände und weinten sehr und blickten zagend nach Hülf' umher.

Doch Keiner wagt, das eigne Leben um des fremden Kindes willen dahin zu geben; denn schon verkündet ein nahes Gebrüll das Verderben, das Jedermann meiden will.

Und schon mit vollendeter Augen Gluth erlechzt der Löwe des Kindleins Blut; ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n; o, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n!

So rettet Nichts das zarte Leben, dem gräßlichen Tode dahin gegeben? Da plötzlich stürzt aus einem Haus mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

Um Gotteswillen, o Weib, halt ein! Willst du dich selbst dem Verderben weih'n? Unglückliche Mutter! Zurück den Schritt; du kannst nicht retten; du stirbest mit.

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an, und aus dem Rachen mit scharfem Zahn nimmt sie das unversehrte Kind in ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet, und unverweilt mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt. Da erkannte, gerührt, so Jung, wie Alt, des Mutterherzens Allgewalt,

Und des Löwen großmüthigen Sinn zugleich; doch manche Mutter, von Schrecken bleich, sprach still: Um des eigenen Kindes Leben hätt' ich auch meines dahin gegeben!

4. Walther von Thurn und sein Löwe.

Walther von Thurn, in mancher Schlacht
Ruhmvoll durch Kampf und Sieg,
Zog mit des Christenheeres Macht
In's heil'ge Land zum Krieg.
Das Grab, worin der Heiland schlief,
Auch ihn zur frommen Kreuzfahrt rief.

Einst ritt er durch's Feld allein,
In sich versenkt, umher;
Ihn zog's zum dunklen Wald hinein,
Fern ab vom Christenheer.
Horcht, was mit Staunen und mit Grau'n
Des Ritters Augen hier erschau'n:

In wildem Streit ein Löwe rang
Mit dumpfem Brüllens-Laut;

Auf eine Schlange, riesenlang,
Die grimm'gen Klau'n er haut;
Sie bäumt sich hoch im heißen Kampf
Und speiet zischend gift'gen Dampf.

In engen Ringen fürchterlich
Den Löwen sie umwand.
Du edler Leu, wer rettet dich?
Dich rettet Ritters Hand.
Der zerhieb die Schlang' mit gutem Schwert
Und der edle Leu blieb unversehrt.

Der aber hat auch edeln Sinn,
Vom Danke glüht sein Blick;
Er schaut auf seinen Retter hin:
„O, scheuch mich nicht zurück!"
Und wo fortan der Ritter ritt,
Auch neben ihm der Löwe schritt.

Er stritt für ihn im Schlachtenfeld,
Ein treuer Kriegsgenoß,
Und hütet nächtlich vor dem Zelt
Den Ritter und sein Roß;
Er lässet nimmer von dem Mann,
Der kühn das Leben ihm gewann.

Zog mit ihm aus dem heil'gen Streit
Hinab zum Meeresstrand,
Wo, zu der Heimfahrt schon bereit,
Das Schiff dem Pilger stand;
Er scheut nicht tiefer Wogen Blau
Und nicht des Schiffes Riesenbau.

So folgt er treu dem Rittersmann,
Der schon das Schiff betrat.
Die Schiffer packt Entsetzen an,
Als kühn der Löwe naht;
Sie stossen furchtsam schnell vom Land
Verlassen steht der Löw' am Strand.

Er schaut hinaus mit düst'rem Blick
Und stürzt sich in die Fluth;
Der Ritter mit Thränen schaut zurück,
Er war dem Leu'n so gut!
Der blickt ihn an: „o Ritter hab' Dank,
Für alles Gute!" und versank.

5. Der Tiger

ist die schönste aller Katzen, ja vielleicht das schönste der Thiere. Wie schön ist seine Gestalt, wie so regelmäßig sein Kopf, wie wunderbar schön und fein und stark sein Kleid; wie schön sind seine Bewegungen — lauter Wellen! Es werden mehrere Thiere des Katzengeschlechts in Afrika und Amerika Tiger genannt; allein unrichtig: denn nur in Asien und zwar in Persien, China und Ostindien wohnt der wahre Tiger. In Afrika versteht man darunter den Panther und in Amerika den Jaguar. Die asiatischen Tiger sind weder von gleicher Größe und Farbe, noch von gleichem Muth. Der bengalische Tiger, welchen man auch Königstiger nennt, ist der größte und furchtbarste. Er steht dem großen afrikanischen Löwen nicht nur an Größe nicht nach, sondern übertrifft ihn oft noch. Man hat einen Tiger von 12 Fuß Länge gesehen. Das Haar liegt allenthalben dicht auf der Haut an, und ist der Hauptfarbe nach blaßgelb, aber mit langen, schwarzen Streifen, die sich vom Rücken nach dem Bauche herabziehen.

Unter allen Raubthieren ist der Tiger das grimmigste und blutgierigste. Sein finsterer Blick flößt Entsetzen ein; dabei besitzt er eine fast unglaubliche Stärke; denn er eilt mit dem stärksten Büffel-Ochsen im Rachen leicht und schnell dahin. Blutdurst ist sein hervorstechender Charakter. Alles Lebendige erregt denselben, und auch ohne Hunger mordet er. Der Löwe zerreißt lieber Thiere, als Menschen; der Tiger scheint am Menschenmord ein besonderes Behagen zu finden. Schrecklich ist der Anblick des blutdürstigen Thieres auch ungereizt, wenn ihm die blutrothe Zunge aus dem weiten, mit furchtbarem Gebiß versehenen Rachen heraushängt; aber über alle Vorstellung entsetzlich sieht der Tiger aus, wenn seine Wuth erwacht, und sein Zorn gereizt ist. Auch er lauscht im Dickicht auf seine Beute, die in denselben Thieren besteht, wie die des Löwen, und bemächtigt sich derselben durch einen ungeheuern Sprung. Die Schnelligkeit, mit welcher der Tiger seine Beute raubt, ist fast unbegreiflich. So holte ein Tiger in Ostindien beim Marsche einer englischen Reiterabtheilung einen Reiter vom Pferde herab, und eilte so schnell mit ihm davon, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. — Ein anderer Tiger sprang auf einen Elephanten, packte den, im Sattelsessel sitzenden Engländer am Schenkel, warf ihn über den Rücken und entfloh. Alle Gewehre waren zwar auf das Thier gerichtet, aber aus Furcht, daß man den Unglücklichen mittreffen möchte, überließ man ihn seinem traurigen Schicksale. Obgleich der Tiger die Waffen des Menschen und

sogar das Schießgewehr weniger scheuet, als andere Raubthiere, so kann man ihn doch durch etwas Unerwartetes auf einen Augenblick stutzig machen und erschrecken. Ein plötzlich aufgespannter Sonnenschirm hat einmal einen heftig erschreckt, und als ein Engländer bei einer Tigerjagd von einem Elephanten gerade auf den Rücken eines Tigers fiel, erschrack letzterer so sehr, als der Engländer.

Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so außerordentlich groß, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer ihretwegen verlassen werden müssen. Die dortigen ungeheuern Wälder und die dichtstehenden riesenmäßigen Bambusrohre (Pflanzen, die unserm Teichrohre ähnlich sind, aber oft fünfzig Fuß hoch und so dick werden, wie bei uns eine fünfzigjährige Tanne) an den Flüssen machen es ihnen leicht, sich zu verbergen, auf Beute zu lauern, und den Raub dorthin zu schleppen. Kann er seine Beute ungestört genießen, so steckt er erst den Rachen in den Leib derselben, und schlürft das warme Blut ein; dann zerreißt er sie und frißt vom Fleische, was ihm beliebt.

Bisweilen veranstalten die indischen Fürsten Treibjagden, mit Elephanten und vielen tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferd, auf Tiger. Man stellt dann große Garne auf, umstellt den Wald, zündet das Gras an und treibt die Tiger unter großem Lärm und Getöse gegen das Garn, wo sie von Bäumen aus geschossen werden.

Der Nutzen, den der Tiger dem Menschen gewährt, ist ganz unbeträchtlich; die Felle werden nämlich zu Pferde- und Schlittendecken gebraucht, und auch diese Anwendung scheint außer Mode kommen zu wollen.

6. Der Elephant.

Der Elephant ist das größte unter den auf dem Lande lebenden Thieren. Seine Nase verlängert sich in einen rohrartigen biegsamen Schlauch, den man Rüssel nennt. Die Eckzähne fehlen ihm, statt dessen hat er aber große 7 — 8 Fuß lange gekrümmte Stoßzähne, welche oft beide ein Gewicht von 150 Pfund erreichen, und uns das bekannte und geschätzte Elfenbein liefern. Die Farbe seiner Haut ist gewöhnlich grau; im Alter ist er fast ganz haarlos. Wenn er völlig ausgewachsen ist, hat er eine Höhe von ungefähr 15 Fuß, und eine Länge von ungefähr 17 Fuß erreicht. Das Vaterland des Elephanten ist das mittlere

und südliche Afrika und Südasien (Ostindien). Sein Alter soll sich bis auf 200 Jahre erstrecken. Gewöhnlich wirft er jährlich ein Junges.

So ungeschickt und plump sein ungeheurer Körper auch aussieht, so findet man doch bei näherer Betrachtung seiner Eigenschaften, daß er in jeder Hinsicht zu den ausgezeichnetsten Thieren gehört. Von seiner Klugheit, seinem Verstande und überhaupt von seinen Geistesfähigkeiten hat man viele Beispiele.

Ich war, erzählt ein Reisender, von folgenden Thatsachen Zeuge: Zu Goa werden die Elephanten zum Schiffsbau gebraucht. Eines Tages ging ich nach dem Fluße hin, in dessen Nähe ein großes Schiff gebaut wurde, und wo daher ein großer Platz mit Balken angefüllt war. Einige banden um die Enden der schwersten Balken ein Seil, das sie dem Elephanten reichten. Dieser wickelte es um den Rüssel und zog es ohne Führer, nach dem Orte, wo das Schiff gebaut wurde, ob man ihm gleich denselben blos ein einziges Mal gezeigt hatte. Bisweilen war ein solcher Balken so groß, daß mehr als zwanzig Menschen ihn nicht würden haben fortbringen können. Was mich aber am meisten in Verwunderung setzte, war, daß wenn ihm andere Balken den Weg versperrten, er seinen Fuß schief hinlegte, woran er nun die Last hinaufschob. Würde wohl der einsichtsvolle Mensch mehr thun? —

Ein Elephant diente in Neapel den Maurern als Handlanger und mußte in einem großen kupfernen Gefäß Wasser holen. Da er bemerkte, daß man den Kessel, wenn er der Ausbesserung bedurfte, zum Kupferschmied brachte, so trug er ihn, als er eines Tages wahrnahm, daß durch ein Loch Wasser ausfloß, selbst hin, wartete, bis er fertig war, und ging dann wieder an seine Arbeit. —

Auf dem Theater zu Marseille trat ein Elephant als Schauspieler 33mal hinter einander in demselben Stück auf und spielte immer seine Rolle ganz vortrefflich, stets erschien er zur rechten Zeit auf der Bühne, blos dem Zuge seines treuen Gedächtnisses folgend. Einmal machte er aber Etwas, was nicht zur Stelle gehörte. Er näherte sich nämlich dem Musikdirektor; der den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch, als wenn er auch etwas von Musik verstände, und schaute den Mann eine Zeitlang an. Dieser etwas verblüfft, versetzte dem neugierigen langnasigen Herrn einen Schlag auf den Rüssel. Der Elephant nahm diese Zurechtweisung ganz gelassen auf, ging fort und ließ den unhöflichen Musiker von nun an in Ruhe.

Von Natur ist der Elephant gutmüthig und beleidigt Niemand, und auch im wilden Zustande hat man nichts von ihm zu fürchten, wenn man ihn nicht reizt; im gereizten Zustande hingegen ist er fürchterlich.

Wie weit der Zorn des Elephanten geht, bewies ein Vorfall in Venedig. Es war ein hier zur Schau aufgestelltes männliches Thier, das auf mancherlei Weise gereizt, zuletzt in solche Wuth ausbrach, daß es seine Hütte zerstörte, seinen Wärter mit dem Rüssel ergriff, ihn zu Boden schleuderte und zertrat; dann in eine Obstkammer ging und sich gütlich that, hierauf in ein Haus drang und die Treppe einzureißen anfing. Von Bewaffneten verfolgt, lief das Thier wüthend eine Strecke durch die Stadt, zersprengte die Thür der Kirche von St. Antonio, zertrümmerte mit dem Rüssel die Kirchenstühle und drang zu dem Altar vor. Auf die Flintenschüsse von 16 Mann achtete es nicht. Bei einer zweiten Salve ergriff es einen Betschemel und ging auf seine Verfolger los, die sich zurückzogen. Ein Kanonenschuß, der auf das Thier gerichtet wurde, tödtete es endlich. — Der Umstand, daß sein jetziger Führer, ein Italiener, es italienisch anredete, da das Thier vorher des Englischen und Deutschen gewohnt war, hatte zu seiner Wuth auch beigetragen.

Zwei Colonisten am Vorgebirge der guten Hoffnung jagten einen großen Elephanten; der eine schoß in zu großer Entfernung auf das Thier, welches sich überdieß auf einer höhern Fläche befand, als die Jäger, und verwundete es nur. Ergrimmt stürzte der Elephant auf seine Feinde, holte sie trotz ihrer guten Pferde ein, und streifte bereits mit dem Zahne den einen Jäger, der nicht geschossen hatte. Schon ergab sich dieser in das unvermeidliche Schicksal. Mit Entsetzen erblickte er den Rüssel des schnaubenden Ungeheuers hoch aufgehoben über seinem Kopf; doch nicht ihm galt es, sondern seinem Nebenmann, der in einem Augenblick mit dem Rüssel über ihn weg vom Pferde gehoben, in die Höhe geschleudert und zertreten ward. Es war grausenerregend, wie das ergrimmte Thier den Leichnam seines Feindes wüthend zerstampfte.

Sowie der Elephant Grausamkeit mit Strenge ahndet, so ahndet er Neckerei mit Neckerei. Dieses erfuhr ein Soldat, der einst einem Elephanten durchaus nicht aus dem Wege gehen wollte. Da er sich nicht gleich rächen konnte, so wartete er den Zeitpunkt ab, bis er den unhöflichen Menschen an einem Flusse sitzen sah. Er umfaßte ihn mit dem Rüssel, tauchte ihn einige Male ins Wasser und setzte ihn dann wieder ganz sanft auf die Erde hin.

Auf eine gleichfalls witzige Art rächte sich, nach Plutrach, ein Elephant an seinem Führer, der in den für ihn bestimmten Reis immer auch Steine und Erde mischte, damit er eher satt würde. Er versah sich seines Vortheils, und mischte unter das Essen seines Herrn eine tüchtige Portion Sandes.

In Surate, einer indischen Stadt, wohnte ein Schneider nahe an dem Platze, wohin man täglich die Elephanten zur Tränke trieb. Einem dieser Thiere pflegte er gewöhnlich beim Vorübergehen aus dem offenen Fenster Leckerei zu geben. Einst fiel es aber dem Schneider ein, anstatt ihn, wie gewöhnlich zu beschenken, mit einer Nähnadel ihn in den Rüssel zu stechen. Der Elephant zog seinen Rüssel, ohne sich einige Empfindlichkeit darüber merken zu lassen, wieder zurück, uud setzte mit seinen Gefährten den Weg zur Tränke fort. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, sog er noch so viel Wasser in seinen Rüssel, als er auf einmal halten konnte, und als er vor der Werkstatt des Schneiders vorbeiging, spritzte er ihm das ganze Wasser mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß er beinahe davon erstickt wäre.

Beleidigungen vergißt der Elephant nicht leicht, aber ebenso dankbar zeigt er sich gegen diejenigen, welche ihm wohlwollen, namentlich, wenn man seine Lieblingsneigungen begünstigt.

So trinkt er z. B. gern Branntwein, Rum, Arak und andere geistige Getränke, und will ihm sein Führer (Cornak), den jeder gezähmte Elephant haben und der gewöhnlich auf seinem Nacken sitzt, zu irgend einer schweren Arbeit ermuntern, so darf er ihm nur eine Flasche Rum rc. versprechen, um ihn zur angestrengtesten und unermüdlichsten Thätigkeit anzuregen. Hält er aber nach vollbrachter Arbeit sein gegebenes Wort nicht, dann wehe ihm! — Der Elephant wird so aufgebracht, daß er oft seinen Führer tödtet. Höchst rührend war einmal das Verhalten eines Elephanten in Dekan. Durch Mißhandlungen aufs Aeußerste gereizt, hatte er seinen Führer getödtet. Die bestürzte Gattin führt ihre beiden Kinder zu dem Thiere, und ruft im höchsten Ausbruch des Schmerzes: Bestie, hast du den Vater getödtet, so morde auch uns drei. Der Elephant umfaßt den ältern Knaben ganz sanft mit seinem Rüssel, setzt sich denselben auf den Rücken, und gehorcht von nun auf's pünktlichste seinem kleinen Cornak, wozu er ihn durch diese Handlung, zur Beruhigung der Mutter erklärt hatte. Es schien, als wollte das Thier hiedurch das Andenken an jene rasche That auslöschen.

Merkwürdig ist es, wie gelehrig der Elephant ist und zu wie vielen Arbeiten er sich abrichten läßt, wobei ihm, nächst seinem schon erwähnten Verstande, seiner großen Geschicklichkeit

und Vorsicht, mit der er Alles anfängt, auch seine ungeheure Stärke sehr zu statten kommt. Bei allen seinen Verrichtungen leistet ihm der Rüssel die ausgezeichnetsten Dienste. An diesem befindet sich nämlich am äußersten Ende ein kleiner Hacken in Gestalt eines Fingers, mit dessen Hilfe er z. B. Zweige abbricht, aber auch die kleinste Münze vom Boden aufheben, eine Flasche entkorken, einen Knoten aufknüpfen kann u. s. w. In dem Rüssel selbst, der ihm außerdem noch zum Riechen dient, besitzt er aber auch eine außerordentliche Kraft, so daß er damit Bäume entwurzeln und mit einem Schlage den stärksten Ochsen tödten kann. Die Hauptnahrung des Elephanten besteht in Reis, von dem er täglich gegen 100 Pfund bedarf, Baumblättern, Heu, Früchten ꝛc. Er schadet daher im wilden Zustande den Reisfeldern häufig in fast unglaublicher Weise.

Man fängt diese kolossalen Thiere auf verschiedene Art. In Indien umpfählt man einen großen Platz im Walde und läßt an einem Orte eine Oeffnung mit einer Fallthür. Um die wilden Elephanten in diese Umzäunung zu locken, führt man vorher ein zahmes Weibchen hinein. Auch gibt es beherzte Jäger, welche dem Thiere nachsetzen und ihm Schlingen umwerfen. Die meisten Elephanten werden alt eingefangen und dann gezähmt, da sich die jungen in der Gefangenschaft nicht gut aufziehen lassen, dann aber auch, weil sie sehr langsam wachsen. Ein schöner Elephant kostet in Indien 2 bis 3 tausend Thaler. Der Elephant wird zur Jagd auf wilde Thiere gebraucht, da die Jäger auf seinem Rücken in Sicherheit sind. In früheren Zeiten vor Erfindung und Verbesserung der Schußwaffen spielte er im Kriege eine sehr wichtige Rolle, und jetzt noch wird er als Lastthier und zum Reiten benützt. Im Kriege trug er einen mit Soldaten besetzten Thurm, und auf Reisen ist er im Stande, mehr als 20 Personen zu tragen. Diese führen eine Stiege mit sich, über welche sie auf und absteigen. Das Fleisch wird in Indien und Afrika gegessen; die Haut dient zu Schilden; der schätzbarste Theil sind die großen Fangzähne, welche in Europa theuer bezahlt und zu allerlei Sachen verarbeitet werden.

Der afrikanische Elephant ist kleiner, jedoch wilder und nicht so leicht zähmbar, wie der ostindische. Am seltensten sind die weißen Elephanten, welche deßhalb auch nur von den dortigen Landesfürsten gehalten und sehr hoch geschätzt, daher auch nie zur gewöhnlichen Arbeit gebraucht werden.

7. Der Elephant als Kindeswärter.

Ein Elephant fasste eine solche Liebe zu einem kleinen Kinde, mit welchem ihn die Amme öfters besuchte, dass ihm nicht mehr wohl war, wenn er es nicht sah. Er erwarb sich das Zutrauen der Amme so sehr, dass sie das Kind nicht selten seiner Aufsicht übergab, wenn sie Geschäfte hatte. Das Thier nahm dann die Wiege sammt dem Kleinen zwischen die Beine und liess es nicht aus den Augen. Hier wehrte er ihm sorgsam mit seinem Rüssel und seinen Ohren die Fliegen ab, dass es ruhig schlafen konnte, und wenn man ihn zu lange ohne seinen zarten Liebling liess, wollte er nicht mehr fressen.

8. Der Wallfisch.

Der gemeine oder grönländische Wallfisch wird in den eisigen Meeren von Grönland und der Davisstrasse, in der Baffins- und Hudsonsbai, sowie im hohen Norden von Europa und Asien getroffen. Er hat seine Floßfedern auf dem Rücken; der Kopf beträgt ein Drittel der ganzen Körpergröße; auf demselben befinden sich die Spritzlöcher, aus denen das Wasser 20—40 Fuß hoch herausspritzt. Die Augen sind glänzend, aber auffallend klein und nicht größer als ein Ochsenauge; das Maul hat diese Gestalt: wenn es offen steht, so macht der Rachen eine Höhlung, die so groß ist, wie eine Schiffskammer und geräumig genug, um ein ganz bemanntes Boot eines Kauffahrteischiffes von 15 bis 16 Fuß Länge, 8 Fuß Weite und 10 bis 12 Fuß Höhe zu fassen. Dieser weite Rachen setzt das Thier in den Stand, einige Tonnen Wasser auf einmal einzunehmen. Der Schlund ist jedoch nur enge, so daß man bei kleinen nur mit Mühe die Hand hineinbringen kann. Die Nahrung besteht aus den kleinsten Thieren und Würmern; der Unrath färbt das Wasser roth. Der Rachen enthält statt der Zähne zwei lange Reihen von Barten oder Fischbein. Jede Reihe enthält mehr als 300 Blätter, welche durch eine weiche, elastische Masse, das sogenannte Zahnfleisch, verbunden sind. Der inwendige Rand der Barten ist mit Fransen oder Haaren, ähnlich den Roßhaaren bedeckt; damit gab die Natur dem verschlossenen Rachen ein Netz, welches die kleinen gefangenen Thierchen nicht entweichen läßt. Die Lippen bestehen fast ganz aus Speck und jede gibt eine bis zwei Tonnen reines Oel. Die ziemlich angewachsene, weiche und speckartige Zunge, welche oft 30 Fuß Umfang hat, liefert eben-

falls mehrere Tonnen Oel. Speck und Fischbein sind die Gegenstände, um derentwillen der Wallfisch vorzüglich gefangen wird; mancher gibt oft 220 Tonnen und 20 Ztr. Fischbein. So kann man von einem einzigen Wallfische eine Einnahme von 5000 Thalern erzielen, wovon freilich die bedeutende Ausgabe für Ausrüstung des Schiffes abgeht, und manches Menschenleben, das dabei zu Grunde geht und gar nicht zu bezahlen ist, nicht mit eingerechnet. Der Speck liegt unmittelbar unter der Haut, die bald schwarz, wie Sammet, bald grau und weiß mit einem Anstrich von Gelb, bald über und über scheckig ist. Dieser Speck umkleidet den ganzen Körper, wie mit einem wollenen Kamisol; er ist 10 bis 20 Zoll dick und von Farbe gelblich weiß, gelb oder roth. Das Gehirn ist auffallend klein. Das Herz gleicht an Farbe und Beschaffenheit dem Herzen eines Ochsen. Das Fleisch eines jungen Wallfisches hat eine rothe Farbe, und wenn es auf dem Rost gebraten und mit Pfeffer und Salz gewürzt ist, so schmeckt es wie derbes Rindfleisch. Das Fleisch eines alten sieht beinahe schwarz aus und ist sehr grob. Die Milch des Weibchens sieht aus wie bei andern Säugethieren und soll sehr fett und wohlschmeckend sein. Es bringt nur ein Junges zur Welt, selten zwei; beim Säugen drückt die Mutter das Junge mit den Vorderfüssen an die Brust. Das Junge hat anfangs die Größe eines fast ausgewachsenen Stiers und geht ein Jahr lang oder drüber unter Aufsicht der Mutter. Die Zärtlichkeit der Mutter für ihr Junges ist sehr groß und sie setzt sich allen möglichen Gefahren aus, um das Junge zu retten. Ein außerordentliches Beispiel hiervon erzählt Capitain Scoresby. "Im Jahre 1811 verwundete einer meiner Harpunirer einen jungen, noch säugenden Wallfisch in der Hoffnung, durch ihn zum Fange seiner Mutter zu gelangen. Sogleich erhob sie sich dicht an das Boot, ergriff das Junge, und schleppte es aus dem Boote mit auffallender Kraft und Schnelligkeit gegen hundert Klafter weit. Dann erhob sie sich wieder auf die Oberfläche, schoß wüthend hin und her, hielt oft still, änderte plötzlich ihre Richtung und gab jedes mögliche Zeichen der äußersten Unruhe. Endlich kam eins von den Böten so nahe, daß eine Harpune geworfen werden konnte: sie traf, aber haftete nicht; eine zweite ward geworfen, jedoch ohne Erfolg; eine dritte aber war wirksamer, und doch versuchte sie nicht zu entweichen, sondern ließ andere drei Böte nahe kommen, so daß in wenig Minuten noch drei Harpunen sie trafen, und sie in Zeit von einer Stunde erlegt war. — Die Bewohner der Polarländer benutzen fast Alles vom Wallfisch. Sie essen das Fleisch und trinken den Thran. Aus

den Därmen werden Hemden gemacht, aus der Haut des Bauches Kleider, aus dem Bauchfell Fenster, aus der Haut des Rückens Sohlen, aus den Knochen allerhand Hausgeräth und Sparren zu den Hütten; die Rippen gebraucht man zu Nachen und Harpunen, die Flechsen zu Bogensehnen und Zwirn, womit Kleider und Zelte genähet werden.

9. Der Wallfischfang.

Der Fang geschieht mit Harpunen, d. h. mit großen, starken eisernen Pfeilen, welche zwei starke Widerhacken haben und an einem hölzernen Stiele befestigt sind. Die Schiffe müssen stark gebaut, mit Eisenblech beschlagen und mit 7 Booten versehen sein. Wenn das Schiff im Eismeer angekommen ist, so muß man Tag und Nacht Wache halten. Ein Offizier sitzt im Mastkorbe und gibt sogleich ein Zeichen, wenn er einen Wallfisch bemerkt. Man setzt die Boote in's Wasser, in denen außer den Matrosen je ein Harpunirer ist. Dieser hält die Harpune in der Hand, welche mit einem Seile befestigt ist. Leise fährt man zu dem Wallfisch hin und der Harpunirer wirft ihm die Harpune in den Leib. Nun fährt der Wallfisch mit der größten Schnelligkeit tief unter's Wasser. Das Seil, an dem die Harpune befestigt ist, rollt so schnell ab, daß oft das Boot mit unter das Wasser gerissen wird. Ein Harpunirer trat einmal aus Unvorsichtigkeit auf das Seil und wurde so schnell in's Wasser gezogen, daß ihn nur ein einziger Matrose verschwinden sah. Ein anderes Mal schlang sich das Tau um einen Harpunirer. Mit den Worten: „Das Seil weg! O Himmel!“ war er zerrissen und verschwunden.

Wenn der Wallfisch lange genug getobt hat, so kommt er wieder herauf und holt Athem. Eine Schaluppe eilt ihm nach, um ihm einen zweiten Harpunenstich beizubringen. Zeigt er sich ermattet und schwimmt er ruhig auf der Oberfläche, so stößt man ihm 12 Fuß lange Lanzen, wo möglich hinter den Flossen oder Finnen, vorwärts in's Herz und in die Lunge hinein. Jetzt äußert sich die ganze Kraft des Ungeheuers; mit dem Schwanze und den Flossen schlägt er wüthend um sich; das Meer schäumt von seinen Schlägen, und wehe der Schaluppe, welche ihm zu nahe kommt; er zertrümmert oder versenkt sie mit einem Schlage. Jetzt treibt er, hochaufathmend, Strahlen von Blut in die Höhe, und stirbt bald darauf. Die Matrosen machen sodann ein Loch in seinen Schwanz, ziehen ein Seil durch und schleppen ihn so zum Schiffe. Nun besteigen ihn die Speckschneider mit großen

Stiefeln, die unten mit langen Stacheln beschlagen sind, um das Herabgleiten zu verhüten. Mit großen Messern wird der anderthalb Fuß dicke Speck abgelöset, auf das Schiff hinaufgewunden, und in Fäßer gepackt. Andere steigen in den Rachen und arbeiten die Zunge und die Barten heraus. Auch die Knochen der Kinnladen werden mitgenommen, da sie als Pfähle und Pfeiler sehr gute Dienste leisten. Die übrige Körpermasse verzehren die Raubvögel, die weißen Bären und die Haifische.

10. Das Kameel.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die Karawane schreitet im langen Zuge die kahle endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Herr des Zuges. Das ganze bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. — Die Sonne steigt empor; die Karawane kehrt sich ihr entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne; ihre Gluth strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen; die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt Jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün; weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karawane. Käme im Sturme eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf: es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würd' es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt, und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebender Strahl, die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karawane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und Alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter; der Muth ist gestählt; die Kräfte wachsen. Man lagert sich; die Zelte werden aufgeschlagen; die Thiere gefüttert und mit Sorgfalt

vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht; Märchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber; eine Oede verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluthen über die Ebene; das Kameel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften; in der Ferne glänzt ein See; die Oase ist erreicht! Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht; der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten; die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger; die Schritte der Karawane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn: mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige! Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt, ein lechzender Tiger, über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich an dem Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht, es trägt ihn zu Mekka's, zu Medina's heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sahara zu dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverei, die behaarten Fetthöcker, auf dem Rücken; Schwielen an Brust und Knie sind die Folgen seiner Arbeit, so wie die Ballen seiner kleinen gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenen Halse, dem Barte an Brust und Kinn, dem hagern Kreuze und kurzen Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Disteln und stachlicher Gestrüppe, sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Cisterne und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demüthig und

geduldig beugt es die Kniee vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels; er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle. Sein Fell gerbt er zu Leder, seinen Talg verwendet er zum Brennen. — Das Kameel wird 50 Jahre alt. Es trägt Lasten bis zu 15 Centner und legt an einem Tage 20 Meilen zurück. Man kennt zweierlei Arten desselben; das Dromedar (mit 1 Höcker) und das Trampelthier (mit 2 Höckern), welches letztere das stärkste ist. Beide Arten werden nicht mehr im wilden Zustande angetroffen.

11. Die Affen.

Diese Thiere haben vier Hände, wovon die hintern mit einem den Fingern entgegengesetzten Daumen versehen sind; die Nägel sind meistens Plattnägel, wie bei dem Menschen. Das Gebiß hat 3 Zahnarten. Die Affen wohnen nur im warmen Klima und nähren sich von Früchten. Im Bau und Betragen sind sie dem Menschen ähnlich, doch nicht zum Aufrechtstehen bestimmt, da sie in der Regel auf allen Vieren gehen und nur mit gebogenen Knieen stehen. Die Affen der alten Welt haben, wie der Mensch, nur 20 Backenzähne und meistens Backentaschen, am Hintertheile des Körpers Schwielen; den meisten fehlt der Schwanz, und wenn ein solcher vorhanden, ist er nie ein Winkelschwanz; sie leben in Asien und Afrika.

Der Orang-Utang. Dieser Name deutet darauf hin, daß man diesen Affen sonst für einen verwilderten Menschen hielt; denn Utang heißt in der malaischen Sprache Wild oder Wald und so hat man das Wort Orang-Utang mit Waldmensch übersetzt. Obschon nun dieser in seinem Körperbau Aehnlichkeit mit dem Menschen hat, so ist er deßhalb doch noch kein Mensch; denn dazu geht ihm noch gar Manches schon im Aeußern ab, und ganz besonders bleibt er in geistiger Beziehung, wenn er auch hierin höher steht als viele andere Thiere, sehr weit unter dem Menschen. Wie aber der Körper den Affen nicht menschlich macht, so macht auch der Körper den Menschen nicht zum Affen und überhaupt nicht zum Thiere, und dieser nähert sich letzterem nur dann, wenn er seiner höhern göttlichen Bestimmung vergißt und sich durch Sünde, Leidenschaften und unedle Begierden selbst zu ihm herabwürdigt. — Die Farbe dieses Orang-Utang, der 3½ Fuß hoch wird, ist rothbraun, der Körper mit ziemlich langen, nicht sehr dichten Haaren bedeckt, so daß die violete

Haut durchschimmert. Die Stirne ist ziemlich gewölbt und kahl, die Nase tief eingedrückt, das Maul hervorgetrieben; an den Backen hat er einen ganz stattlichen Bart. Die Arme sind so lang, daß er bei aufrechter Stellung damit die Erde erreichen kann. Wenn ihr euch dieß Alles vergegenwärtigt, so werdet ihr finden, daß zur Noth eine menschenähnliche Gestalt herauskommt, aber eine, die alles Anmuthigen, Schönen und Edlen entbehrt. Dieser Affe lebt in Südasien und auf dessen Inseln, sowie in Afrika, namentlich aber tief verborgen in den sumpfigen Forsten von Borneo und Sumatra, deren dichtes Laub der Sonnenstrahl nur selten durchbricht; er wurde jung schon öfters nach Europa gebracht. Er zeigt durchaus keine Neigung, Possen zu reißen und Fratzen zu machen, wie andere Affen, sondern ist mehr ernst, sanftmüthig und fast melancholisch gestimmt. Er ist sehr gelehrig, folgsam und lernt seine Wohlthäter sehr gut unterscheiden. Man erzählt von einem solchen, der sich stets nach Sonnenuntergang niederlegte und mit der Sonne aufstand. Er machte sich das Heu seines Lagers selbst zurecht, schüttelte es tüchtig durch, und machte sich mit einem großen Lappen, den er um Heu zusammenschlug, ein Kopfkissen; die Decke zog er ordentlich über den Kopf und deckte sich warm zu. Er lernte die Kleider anziehen und hielt sie beständig rein. In Ermangelung besserer Gesellschaft war er gegen einige andere Affen zutraulich; doch gab er sich nur mit ihnen ab, wenn er von keinem Menschen bemerkt wurde, und schien sich also der schlechten Gesellschaft zu schämen. Alle Thiere dieses Geschlechtes, welche man in der Gefangenschaft beobachtete, lernten beim Essen Messer- und Gabel gebrauchen, mit der Hand den Pfropfen aus der Flasche ziehen, ein Schloß öffnen, Knoten lösen, das Zimmer ausfegen, Holz und Wasser herbeitragen, den Bratspieß wenden rc. Im wilden Zustande leben sie in Truppen, gehen in der Regel aufrecht und benutzen starke Aeste, die sie mit Leichtigkeit von den Bäumen brechen, als Spazierstöcke. Sie schlagen damit auch nach ihren Feinden und treiben selbst Elephanten damit in die Flucht. Ist einer von ihnen in Zorn und Grimm gebracht, so gerathen gleich die andern auch alle dahin.

Ein anderer Affe, der Schimpanse, der in Afrika lebt, soll der Menschengestalt noch näher kommen. Sein Gang ist aufrechter, als der des Orang, auch sind seine Arme nicht so ungebührlich lang; er wird wahrscheinlich 3 Fuß hoch, doch soll er nach Aussage mancher Reisender sogar 5 Fuß und darüber werden. Da man von diesem Affen bis jetzt nur junge Thiere nach Europa gebracht hat, so läßt sich nicht viel Gewisses über

ihn sagen. Einer, den der Naturforscher Brüsson besaß, ging häufig aufrecht, er lernte, wie Orang, nach menschlicher Weise essen und trinken, holte auf ein Wort oder auch freiwillig Ober- und Untertasse, stellte sie auf den Tisch, warf Zucker hinein schenkte Thee ein, ließ ihn abkühlen und trank ihn. Er hatte große Zuneigung zu einer Dame gefaßt und war so eifersüchtig, daß sich ihr Niemand nähern durfte, ohne daß er einen Stock ergriff und über die Person herfiel. Außerdem war er sanft und folgsam; Personen, die ihn besuchten, kam er mit Vorsicht entgegen in einer Stellung, als bitte er um ihre Freundschaft; er reichte ihnen die Hand und ging mit ihnen spazieren. Seine Bekannten umarmte er mit der größten Zutraulichkeit, zog ihre Kleider an, und wenn er damit nicht zu Stande kam, gab er sie ihnen in die Hände, daß sie ihm helfen möchten. — Einem andern Affen dieser Familie wurde einst, weil er krank war, am Arme zur Ader gelassen; so oft er sich nun unwohl fühlte, reichte er selbst seinen Arm hin.

Dazu bemerken wir noch den Pavian, der einen Hundskopf hat und von sehr leidenschaftlichem Charakter ist; der Mandrill, der wegen seiner blauen Backen und rothen Nase einem Branntweinsäufer gleicht und den vorigen noch an Brutalität und Unverschämtheit übertrifft; endlich der Magot, der verwildert auf dem Felsen von Gibraltar lebt und als Possenreißer, besonders in Gesellschaft von abgerichteten Hunden oder zugleich mit einem Bären, häufig gezeigt wird. Ihnen schließt sich endlich eine Reihe langegeschwänzter Affen an, die Meerkatzen; viele darunter sind klein und haben eine auffallende Gesichtsfärbung. Sie lassen sich leicht zähmen und sind dann zutrauliche, einschmeichelnde Geschöpfe, die ziemlich viel geistige Fähigkeit zeigen und häufig nach Europa gebracht werden.

Die Affen der neuen Welt haben 24 Backenzähne, keine Backentaschen, auch keine Schwielen; oft einen Greif- oder Winkelschwanz. Wie sich der kurpferfarbene Indianer von dem schwarzen Afrikaner unterscheidet, so auch die Affen der neuen Welt von denen der alten sehr verschieden, und man merkt an ihnen gar deutlich, daß sie nicht von einem Land ins andere gewandert sind, sondern daß die Fluthen eines großen Oceanes zwischen ihnen wogen. Obgleich das äußere Ansehen mancher dieser Thiere Wildheit zu verrathen scheint, so sind sie doch weit weniger unbändig und bösartig, als ihre Verwandten drüben in der alten Welt, sondern mehr furchtsame und träge Geschöpfe; sie haben weder den brutalen Charakter der Paviane noch den

verschlagenen von manchen andern Affen, und stehen überhaupt gegen diesen in geistiger Beziehung zurück. Sie lassen sich leicht zähmen und in Südamerika laufen sie häufig frei im Hause herum. —

Unter den vielen Arten, welche den amerikanischen Urwald bevölkern, nennen wir die Brüll- und Winselaffen, beide nach den Tönen benannt, welche sie von sich geben. Der Brüllaffe, in der Größe einer Katze und in Paraguay und Brasilien lebend, gibt im Verein mit andern Affen, mit Papageien, Jaguaren und sonstigem Gethiere, das zu singen und zu musiciren weiß, jene großartigen, schrecklich schönen Waldconzerte, welche das Herz des Europäers, der sie zum ersten Male hört, erbeben macht. Der Brüllaffe ist dabei der Vorsänger und kann's besonders schön; er hat am hintern Theil des Unterkiefers eine knöcherne Kapsel, eine Art Schallblase, durch welche seine Stimme eine ungeheure Stärke erhält, so daß man sie, nach der Behauptung eines Naturforschers, eine Stunde weit hören kann.

Wer in der Nacht einen von dergleichen Affen bewohnten Wald durchwandert, vernimmt mit Entsetzen diese schrecklichen Töne; es erschallen so gräßliche Stimmen, daß es *ihm* vorkommt, als seien alle wilden Bestien, welche diese Wälder bergen, im tödtlichen Kampfe mit einander begriffen; jetzt meint er die Stimme des Jaguars zu hören, der sich auf seine Beute stürzt, oder das verzweiflungsvolle Knurren dieser Katze, wenn sie umzingelt ist; dann wieder das Röcheln des bis zum Tode getroffenen Puma, des amerikanischen Löwen. Dazwischen lassen sich wieder seltsame Stimmen hören, die dem Geräusche von ungeschmierten, knarrenden Wagenrädern gleichen. Möchtet ihr wohl einmal einen so grauenerregenden Sängerchor vernehmen? Ihr werdet wenig Lust dazu verspüren, und sicher ist euch das einfache Lied der Lerche oder Grasmücke, selbst der eintönige Ruf des Kukuks oder des Uhu immer noch lieber. Uebrigens soll es am Tage einen höchst lächerlichen Anblick gewähren, wenn diese Affenmusiker mit langen Bärten auf den Bäumen einander gegenüber sitzen und sich starr und ernsthaft ansehen. Wenn sie schlafen oder sich sonnen, legen sie sich der Länge nach auf einen Ast hin, und lassen die vier Hände herabhängen; dabei haben sie aber die Schwanzspitze ein- oder zweimal um den Ast geschlungen. In diesem Gliede besitzen sie große Kraft, und sie bedienen sich desselben als einer fünften Hand; tödtlich getroffen, halten sie sich oft noch allein mit ihrem Schwanz, der erst einige Stunden nach dem Absterben des übrigen Körpers erschlafft. Wollen sie auf einen Baum, der von ihrem Wohnorte durch

einen Fluß getrennt ist, so hängen sie sich vom obern Zweige herab wie eine Kette an einander. Nun schwanken sie über dem Wasser hängend so lange hin und her, bis der unterste in der Schwingung den Baum erreicht, und nun reißt er die ganze Kette mit sich hinüber.

Die Winselaffen haben ihre Benennung von dem weinerlichen flötenden Pfeifen, das sie öfters ausstossen, und scheinen die vollkommensten Affen von Südamerika zu sein. Sie haben die Größe halbwüchsiger Katzen, weichen aber in Gestalt und Farbe weit von einander ab. Es sind muntere und lebhafte Thiere, die beständig auf Bäumen leben, ausgenommen, wenn sie ein Maisfeld bestehlen oder ihren Durst löschen wollen. Sie sind naschhaft und habsüchtig, und was sie ergriffen haben, lassen sie nicht leicht wieder los. Wie weit die Habsucht geht, zeigt die Art, wie man sich ihrer bemächtigt. Der Jäger schneidet ein Loch in einen Kürbiß, füllt diesen mit Mais und befestigt ihn an einem Baum, in dessen Nähe gewöhnlich Affen vorüberkommen. Bemerken diese den Kürbiß, so untersuchen sie erst sorgfältig den für sie neuen Gegenstand, und sobald einer die darin befindlichen Körner bemerkt, zwängt er die Hand durch die kleine Oeffnung und ergreift damit so viele Körner, als sie zu fassen vermag. Nun kann er aber die Hand nicht mehr zurückziehen und will das Loch mit den Zähnen erweitern. — Augenblicklich springt aber der Jäger herbei, der im Hinterhalte lag, und der Affe läßt sich eher fangen, als daß er die Hand öffnet. In solcher Weise kann auch dem Affen die Habsucht zum Verderben werden! Eine andere Ursache ihres Unterganges ist oft die große Unbedachtsamkeit der Affen überhaupt. In ihrem Vaterlande setzt man ihnen bisweilen ausgepichte Stiefeln hin, zieht gewöhnliche Stiefeln vor ihren Augen an, und entfernt sich. Die Affen ahmen diese Handlung des Menschen nach, ziehen die ausgepichten Stiefeln an, und sind gefangen. Auch wäscht man sich in ihrer Gegenwart das Gesicht mit Wasser aus einer Schüssel, gießt dann Leimwasser in das Gefäß, und zieht sich zurück. Sobald die Affen den Menschen nicht mehr bemerken, steigen sie von den Bäumen herab, waschen sich das ganze Gesicht und kleistern sich die Augen so zu, daß sie nicht sehen können und dann gefangen werden

Der Nutzen, den die Affen dem Menschen gewähren, ist, so viel wenigstens davon in die Augen fällt, sehr unbeträchtlich gegen den Schaden, den sie anrichten. Und doch sind auch sie sicher nicht umsonst in der Schöpfung, sind gewiß nicht bloß darum da, um dem Menschen Grimassen und Spässe vorzumachen.

Zufällig wird ihre Bosheit einigermassen nützlich. Man wirft nämlich nach ihnen auf die hohen Bäume, deren Früchte man nicht erreichen kann, mit Steinen. Voll Zorn werfen sie mit Früchten dagegen. In China soll eine kostbare Theeart auf unersteiglichen nur von Affen bewohnten Felsen wachsen. Zur Zeit der Theeernte bombardirt man förmlich ihren sichern Wohnsitz mit Steinen, und sie antworten darauf mit Theestauden, die man ohne ihren Zorn nie bekommen hätte.

So führen die Affen im tropischen Urwald ein freies, fröhliches Leben, um das man sie fast beneiden könnte. Von allen Wundern der Pflanzenwelt umgeben, schwelgen sie dort in ewigen Genüssen. Vor dem brennenden Strahle der glühenden Sonne schützt sie das leichte Laubdach, das sich über ihrem Haupte wölbt, die köstlichsten Blüthen umduften sie auf ihren Wanderungen von Baum zu Baum; ein unerschöpflicher Reichthum an Früchten läßt sie nie Mangel leiden, und gehen die Vorräthe in einem Bezirke zu Ende, so bedarf es nur einer kleinen Reise, um in einer nicht weniger üppigen und gütigen Natur ihre Schmausereien von Neuem beginnen zu können. Schnellfüßig erklettern sie die Lianen und schwingen sich bis zu ihren luftigen Gipfeln, wohin weder Tiger noch Schlange zu folgen vermag, und hätten dort oben kaum einen Feind zu fürchten, wenn sie nicht der Mensch erreichte, nicht mit dem Arm, wohl aber mit der Waffe. Aber eben die Waffe, welcher der Affe ohnmächtig zum Opfer fällt, sei es nun der in Wuraligift getauchte Pfeil des Wilden oder das Feuerrohr des Europäers, gibt den Beweis an die Hand, wie ähnlich auch sonst der Affe dem Menschen sein mag, doch zwischen beiden noch ein wesentlicher Unterschied zu Gunsten des letzteren besteht; denn die Waffe, wenn auch oftmals das Werkzeug der Ungerechtigkeit, ist ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, jenes Hauches von Gott, durch welchen sich der Mensch weit über alle andern Geschöpfe der Erde erhebt. Wohl ihm, wenn er dieses hohen Vorzuges stets eingedenk bleibt!

b. Vögel.

12. Die Vögel unter dem Himmel.

Die ihr zaget, die ihr fraget: Leib, was essen wir? Die ihr klaget und euch plaget: Herz, was trinken wir? Die am Abend, wie am Morgen ihr euch quält mit leeren Sorgen — nehmt der freien Vögel Schaar unter Gottes Himmel wahr.

In den Lüften, auf den Zweigen und in Feld und Wald, wenn die düstern Menschen schweigen, lauter Jubel schallt, und in aller Welten Zonen, wo die muntern Vögel wohnen, ruft's: Herr Gott, dich loben wir! Tönt's: Herr Gott, wir danken dir!

Wenn, in's erste Grün gekleidet, sich der Frühling naht, wenn der Pflug die Furchen schneidet zu der Sommersaat — kehren auch die Schwalben wieder, nnd auf steigendem Gefieder singt die Lerch' ihr Psalmgedicht; doch die Vögel säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen durch die Wälder streift, hört die Nachtigall ihr schlagen, eh' das Korn gereift. Doch wenn Erntelieder schallen, schweigen schon die Nachtigallen, scheuen jede saure Pflicht, denn die Vögel ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen liegt des Herbstes Frucht; an den Hecken, an den Zäunen manch ein Vöglein sucht wohl ein Körnlein zu gewinnen, trägt's bescheiden dann von hinnen in das warme Nest und spricht: Sammle wohl in Scheunen nicht;

Aber der im Himmel droben nährt uns alle doch; den auch wir als Vater loben, sorget immer noch. Naht des Winters rauh Geleite, zieh'n die Störche fort in's Weite, und der Sperling findet hier auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget: Leib, was essen wir? Die ihr klaget und euch plaget: Herz, was trinken wir? Die am Abend, wie am Morgen ihr euch quält mit leeren Sorgen, nehmt an dieser Vöglein Schaar eures Glaubens Mangel wahr!

13. Der Lämmergeier.

Wer die einsamen Hochthäler der Alpen bereist, wo die schwarzen Felsen aus weißen Schneegefielden und blaugrünen Gletscher wie Mächte der Finsterniß emporsteigen, dem scheint jedes flüchtende Wesen des Thales, jedes Bild, das in Farbe und Regung einen Schimmer des Lebens verbreitet, fremde, erfreulich bald wieder und furchtbar. Wolken, die sich baden im reinen Himmelsblau, im Bade verschwinden und ferne wieder auftauchen; Nebel, welche über die glänzenden Gipfel der Berge sich als Schleier ziehen, dann plötzlich den Wanderer umlagern und ihm die Spalten der Gletscher bedecken, kommen fast als spielende, neckende, hämische Feen vor. Ströme, die aus den Schluchten plötzlich hervorspringen, und niederstürzende Lawinen hemmen auch die Schritte des Verwegensten, und, erschreckt durch die furchtbaren Mächte, sucht er den Rückzug, bis ihm die

Hüter der Schätze in besserer Laune begegnen. Einige Gemsen, quer über die jähen Schneewände ziehend, ein Flug Alpenkrähen erscheinen als bezauberte Wesen, jene lockend, diese warnend; und als Bote, gesandt mit den herzlichen Erinnerungen aus den freundlichen Thälern, ein blumiger Schmetterling.

Und wo nur die Elemente sich lustig entfalten und wiederum fest gestalten, über den Gipfel des Montblanc, der Jungfrau und der Aarhörner, da erblickt man oft einen schwarzen Punkt in Zirkelbahnen kreisen; der schwarze Punkt ist der Lämmergeier. Nichts entgeht seinem brennenden Auge; hat er eine Gemse, ein Reh erspäht, so verwandelt er sich in Bogen und Pfeil, der eine scharfe, gekrümmte Spitze und nach hinten zu mächtige Wiederhacken hat. Und es schießt der Pfeil hernieder aus dem ewigen Winter in den Sommer des Thales und senkt seine Spitze in Aug' und Eingeweide des Thieres. Manchem Jäger ist er ein furchtbares Ungeheuer, ein Greif mit gluthrothen Augen, vorwärts gesträubter Mähne und schwarzem Barte erschienen, hat den blauen Schlund geöffnet, die scharfen Krallen entgegengestellt, mit Löwenstärke eingeschlagen, oder mit den Schwingen ihn, wie Staublawinen, umtost, gedrängt an den Abgrund und zur Tiefe niedergeweht. — Die Beute führt er wie ein Satanas durch die Lüfte fort, seinem Berge zu; dort hauset er einsam an dem Vorsprung eines Felsen, wo ihn Keiner zu erlisten im Stande ist. Seine Wohnung baut er von Aesten, die er aus dem Thale emporgetragen, und um sie liegen die Knochen und die zerrissenen Kleider der Gemordeten. Wiederum verwandelt er sich in ein Schiff und segelt hoch über die Berge hinweg, vom Mönch zum Viescherhorn in wenigen Minuten; vom Montblanc bis zum Gotthardt ist ihm keine Tagreise. Der Sturm ist ihm spielende Welle, dem Ungewitter rauscht er voran; er ist selber eines; er braust daher, wie der Sturm, sein Auge leuchtet, wie der Blitz; wie dieser schlägt es ein. — Blut und Kugel sind die einzigen Talismane, welche ihn bezwingen; jenes, auf den Schnee gegossen, lockt ihn; diese allein fliegt ihm vor. Hat ihn die Kugel erreicht, so stürzt er wirbelnd herab. Dann schaut man einen Vogel, an Gestalt und Farbe dem Gabelweih ähnlich; der Kopf flach, klein, mit langem, starkem Hackenschnabel, welcher gegen die Spitze zu in einen Höcker sich auswirft; das Auge beweglich; der Stern öfters roth; der Schlund weit und blau. Die spitzen Kopf- und Halsfedern sträuben sich noch im Todeskampfe. Unter dem Schnabel ist ein Büschel langer, vorwärts gerichteter Federborsten. Die ausgebreiteten Flügel messen gegen zehn

Fuß. Der Schwanz ist gabelig; die Füße sind kurz, befiedert bis zu den Zehen; diese, blaßgrau, mit mäßiglangen Krallen, umspannen das Handgelenk eines Mannes.

14. Der Strauss.

Der Strauss ist, wenn er steht, wohl 8 Fuss hoch, ist meist schwarz und hat nur weisse Schwung- und Schwanzfedern, die als Zierrath für reiche Frauenzimmer sehr geachtet sind. Das Ei ist so gross, dass mehrere Menschen daran zu essen haben, und solche Eier legt das Weibchen jeden Sommer wenigstens 20. Am Tage sitzen sie nicht auf dem Neste; denn in Afrika und Arabien, wo der Strauss wohnt, macht die Sonne heiss genug. Einmal kroch ein junger Strauss aus einem Ei aus, das ein Europäer in seinen Hut gelegt hatte, um es mit auf das Schiff zu nehmen. Der Strauss frisst Pflanzen und Pflanzenfrüchte, verschluckt aber auch grosse Steine, Eisen, ja glühende Kohlen. Er ist ein gar eigener Vogel, der, wenn er gejagt wird, sich zwar in mächtiger Eile aufmacht und mit seinen langen Beinen so schnell läuft, als wollte er in kurzer Zeit die ganze weite Wüste durchmessen; aber das dumme Thier hat die Unart an sich, bei solcher Gelegenheit immer in einem Kreise zu rennen. Wenn daher der Feind, der schlaue Araber, der dem Strauss wegen seiner schönen weissen Federn, so wie wegen seines Blutes und Fettes nachstellt, den grossen Vogel aufgejagt und ein Stücklein Weges zu Pferd ihn verfolgt hat, und er sieht nun, dass der Strauss, seinen schnellen Füssen vertrauend und dabei mit den kurzen Flügeln rudernd, den Kopf hoch in die Lüfte hält und mit Sturmwindeseile dahin fährt, gibt er sich weiter keine Mühe, den Vogel einzuholen, sondern versteckt sich ganz in der Nähe des Weges, auf welchem der Strauss noch eben vorbeirannte. Er kann sicher darauf rechnen, dass der Vogel recht bald wieder zu dem Punkte des Kreises kommt, wo der Feind auf ihn lauert, und dass ersterer ihm nun gewiss in die Hände geräth.

Unser Leben gleicht oft dem Laufe des Vogels Strauss. Bei aller anscheinenden Eile, dem Verderben zu entrinnen, laufen wir in einem solchen Kreise, welcher immer wieder sich hinzieht, von wo er anhob. Wir legen die Unarten der frühern Kindheit ab und gerathen in den frechen Muthwillen, oder dieser verlässt uns, und siehe, der Stolz und die Selbstsucht des spätern Alters beschleichen uns.

15. Strauß.

Pfeilschnell über Thal und Hügel
Eil' ich hin vor deinem Blick,
Du gebrauchst den Schweif, die Flügel
Als des Putzes Meisterstück.
Aus der Eier festen Schalen
Wird manch Künstliches gemacht;
Niemand will mein Fleisch bezahlen,
Und als dumm werd' ich verlacht.

c. Amphibien.

16. Die Schlangen.

Die Schlangen sind Amphibien ohne Beine, welche sich durch seitliche Krümmungen fortbewegen. In diesen schlängelnden Bewegungen liegt für den Menschen etwas Unheimliches und Furchterregendes. Die Schlangen können sich aber auch zusammenrollen, und dann plötzlich ausstrecken, um auf ihre Feinde hinzuschießen. Sie haben eine gespaltene weiche Zunge, welche sie herausstrecken, wenn sie gereizt werden; das Volk hält dieselbe für Stacheln, sie stechen aber niemals damit. Die giftigen Schlangen, wie z. B. unsere Kreuzottern, haben in beiden Kiefern Zähne, welche sie aufrichten und niederlegen können. An der Wurzel dieser Zähne liegt eine kleine Blase, und in dieser Blase befindet sich ein giftiger Saft. Wenn eine solche Schlange beißt, so fließt dieser Saft durch den Zahn in die Wunde und kommt so in's Blut; der Gebissene erkrankt davon und kann selbst sterben. In den heißen Ländern gibt es so giftige Schlangen, daß der, welcher von ihnen gebissen wird, jedesmal stirbt und zwar sehr kurze Zeit nach der Verletzung. Der Biß der bei uns vorkommenden giftigen Schlangen bringt gewöhnlich keine so unglücklichen Wirkungen hervor; es ist außerdem auch gut, daß so gefährliche Thiere im Allgemeinen träg und furchtsam sind und die Menschen nicht anfallen, außer wenn sie sich in Gefahr glauben. Das Schlangengift ist nicht gefährlich, wenn es in den Mund genommen und selbst verschluckt wird und in den Magen kommt. Wer von einer Schlange gebissen wird, thut daher am besten, das Gift sogleich aus der Wunde zu saugen, bevor es mit dem Blute im Körper sich vertheilt; dasselbe kann man auch durch heftiges Drücken an den Seiten der Wunde bezwecken. Ist die Wunde dann gut ausgewaschen, sei es mit

Wasser oder noch besser mit Chlorwasser, so soll man sie ausschneiden oder mit Feuerschwamm, einem glühenden Drahte u. dgl. ausbrennen. Das oben genannte Chlorwasser, welches man in jeder Apotheke bekommt, soll auch innerlich genommen werden und wirkt dann als ziemlich verläßiges Gegengift.

17. Die Boa oder Riesenschlange.

Die größte unter allen Schlangenarten wird Boa oder Riesenschlange genannt, deren es mehre Arten gibt. Sie ist zwanzig Ellen lang und oft dicker als ein Mann. — Unter diesen Riesenschlangen ist keine einzige giftige Art: dessenungeachtet ist sie wegen ihrer außerordentlichen Stärke Menschen und Thieren höchst gefährlich, theils durch ihre scharfen Zähne, mit denen sie große Wunden macht, theils wegen ihrer Gewohnheit, auf Raub auszugehen. Zu dem Ende lauert sie in dem dichten Laube der Bäume auf Menschen und Thiere; sobald diese nahe vorbeigehen, schießt sie pfeilschnell herab, schlingt sich um den Leib derselben und drückt ihn so fest zusammen, daß sie nicht nur Rehen, Hirschen und ähnlichen Thieren, so wie dem Menschen, sondern sogar Tigern und den größten Büffelochsen die Knochen im Leibe zerbricht, wobei sie ihnen mit ihrem Rachen Maul und Nase zuhält, daß sie ersticken müssen. Sobald das Thier todt ist, fängt sie an, zuerst das Blut auszusaugen; ist sie damit fertig, so überzieht sie mit ihrem schlüpfrigen Geifer die ganze Beute, nimmt den Kopf derselben in den Rachen und verschlingt sie ganz; denn die mit spitzigen Zähnen besetzten Kinnladen der Schlangen lassen sich so weit auseinander dehnen, daß sie Thiere verschlingen können, die viel dicker sind, als sie selbst. Hat sie nun einen Tiger oder Ochsen im Leibe, so kann sie nur langsam sich bewegen, und ein einziger Mensch ist dann im Stande, sie todtzuschlagen, worauf sie von den Indianern mit vielem Appetite verzehrt wird. Ihre gewöhnliche Speise sind kleine Thiere, als Eidechsen, Vögel, andere Schlangen, die es in ihrer Heimath in Menge gibt, ja sie reinigt selbst die Wohnungen der Indianer und den Boden in ihrem Bezirke von Ungeziefer.

Die schön gefleckte Haut, die in großem Werthe steht, wird abgezogen und von den Indianern verhandelt, denn ihre Farben sind schön und glänzend, meistens gelblich, oder bläulich mit einem schwarzen Streifen über dem Rücken und mit bräunlichen Flecken. Ihre Heimath ist Indien, die Inseln des indischen Oceans und Südamerika. — Weil sie ein so schönes und prächtiges Ansehen

hat, so wird sie von den Indianern göttlich verehrt. Mit Recht sind die Schlangen von Alters her das Sinnbild der List und Klugheit gewesen, daher die ostindischen Gaukler sie auch kirre zu machen und zu allerhand Kunststücken abzurichten wissen.

18. Die Klapperschlange.

Die Klapperschlange, auch Schauerschlange genannt, lebt vorzüglich im wärmern Nordamerika, soll aber auch in Ostindien zu finden sein. Die Größe ist verschieden; doch gemeiniglich nicht über 5 bis 6 Fuß; die Dicke der eines Mannesarms gleich. Ehemals hat man sie weit größer gefunden. Die Haut ist gelblich, weiß, braunbunt mit schwarzen Flecken; aber nicht immer gleich gezeichnet; über die Mitte des Rückens läuft eine erhabene Linie. Den Namen Klapperschlange führt sie wegen eines sonderbaren Theils am Ende des Schwanzes, der aus hornartigen Gelenken zusammengesetzt ist, und einen rasselnden Ton von sich gibt, wenn ihn das Thier schnell hin und her bewegt. Diese Schlange hält sich gemeiniglich in der Nähe der Quellen und Flüsse im Buschwerke der großen Waldungen auf und lauert hier in einem Hinterhalt auf Hasen, Kaninchen, Ratten, Mäuse und Vögel, welche nebst Fröschen ihre Nahrung ausmachen. Man behauptete lange Zeit, daß alle Thiere, die sie starr anblicke, wie bezaubert, nicht weichen könnten, und auf diese Art der Schlange in den Rachen fielen; allein dieß ist durch neuere Erfahrungen widerlegt worden. Unstreitig überfällt sie ihre Beute durch Hinterlist, oder der Zufall führt ihr dieselbe zu.

Ungereizt fällt sie den Menschen nie an; neckt man sie aber, so rollt sie sich spiralförmig zusammen, rasselt mit der Klapper, schwillt vor Zorn auf, bewegt den Kopf hin und her, und blickt ihren Feind mit funkelnden Augen wüthend an, bis sie, ihres Ziels gewiß, auf ihn losspringt, und ihm mit ihren Hauzähnen eine Wunde reißt. Diese Hauzähne stehen im Oberkiefer, sind sehr spitz und gekrümmt, und die damit gemachte Wunde schmerzt anfangs wie ein Dornstich. Bald nachher wird der Verwundete ängstlich; es überfällt ihn ein Fieberfrost; der gebissene Theil schwillt auf; die Geschwulst verbreitet sich nach und nach über den ganzen Körper und in Kurzem erfolgt der Tod, wenn nicht sogleich sichere Mittel gebraucht werden. Wenn die Schlange schon mehrmals an diesem Tage gebissen und also ihren Giftbehälter ausgeleert hat, schadet ihr Biß eben so wenig, wie im Herbst, wenn sie sich zum Winterschlafe in Erdhöhlen verkriecht.

Die gewöhnliche Kleidung der Menschen, selbst Stiefeln, halten den Biß nicht ab, ausgenommen, wenn sie voller Falten sind.

Sonderbar ist, daß dieses furchtbare Thier von Schweinen, Raubvögeln, ja selbst von Menschen gespeist wird, ohne daß sein Gift innerlich schadet; nur in Wunden wirkt es gefährlich. Selbst Europäer in Amerika schätzen das Fleisch der Klapperschlange dem des Aal gleich und essen es gern. In Paris hatte man vor einigen Jahren eine lebendige Klapperschlange, mit welcher mehrere Versuche angestellt wurden. So ließ man z. B. einen Hund beißen, welcher nach 15 Minuten starb. Ein zweiter, der darauf gebissen ward, schwoll an und starb nach zwei Stunden. Ein dritter aber ward nach einer halben Stunde von seiner Unruhe, die der Biß ihm verursacht hatte, wieder hergestellt. Am Ende brachte man es dahin, daß sich die Schlange selbst beißen mußte, und sie starb nach zwölf Minuten. Ein Hund fraß sie zerstückt ohne Schaden.

19. Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach' biß;
Und was sie biß, das trieb's nicht lange;
Die Wunde schwoll, es starb gewiß. —
Dies ging ihr lange Zeit von Statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.
Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie daran selbst sterben mußte.
Daran, Verleumder, spiegle dich!

20. Das Krokodil.

Das Krokodil ist ein fürchterliches, räuberisches Thier mit plattenartig gepanzertem Leibe und langem spitz zulaufendem Schwanze, von Farbe grünlichbraun mit schwarzen Querstreifen, am Bauche gelb. Sein Augenglanz ist schrecklich und seine scharfen, starken Zähne in dem großen weiten Rachen lassen den gefährlichen Räuber, welcher kein Geschöpf schont, nicht verkennen. Die Länge desselben beträgt 20 bis 25, die Dicke des Leibes ungefähr 5 Fuß, doch soll man nicht selten Thiere von 50 Fuß Länge angetroffen haben. Der Aufenthalt der Krokodile ist im

süssen und salzigen Wasser, sowie auf dem Lande, wo sie zur Sommerszeit gern in der Sonne liegen. Im Wasser, wo sie sich nicht lange, ohne Athem zu holen, aufhalten können, schwimmen sie schnell und gewandt; auf dem Lande können sie zwar ebenfalls in einer Richtung hin sehr schnell laufen, jedoch wegen des steifen Körpers sich nur langsam wenden, daher wird es dem von ihnen verfolgten Menschen und Thieren leicht, durch geschickte Wendungen beim Laufen ihnen zu entkommen. Ihre Nahrung besteht in Fischen und Landthieren; sie sind aber so gefräßig, daß sie selbst den Menschen nicht schonen, daher man in Amerika, Afrika, Asien, wo diese Thiere sich vorfinden, die Augen offen haben muß, wenn man ausgeht, besonders in der Nähe der Gewässer. Eine Engländerin, welche in Ostindien lebte, schickte einst einen Diener mit einem Brief auf einige Meilen Entfernung fort, der Diener kam aber nicht mehr zurück. Sie sandte Leute aus, um ihn zu suchen; als diese an einen Fluß kamen, über welchem der Bote geschwommen war, um den Weg abzuschneiden, fanden sie daselbst ein todtes Krokodil. Im Rachen des Thieres stack der Kopf des Dieners, welchen das Krokodil nicht verschlingen konnte, und an dem es erstickt war und der Turban des Verunglückten enthielt noch die Antwort auf den Brief, den er fortgetragen hatte.

Die Krokotile sind so listig, daß es schwer hält, sie zu tödten. Die Kugel prallt von ihrem Haupt ab, und der Schuß wird nur tödtlich, wofern er die Mund- oder die Achselhöhle trifft. Die Indianer, welche mit dem Gebrauche des Feuergewehrs wenig bekannt sind, greifen das Krokodil mit Lanzen an, sobald es sich an großen eisernen Hacken gefangen hat, die, mit Fleisch überzogen, durch eine Kette an einen Baumstamm befestigt sind. Man nähert sich dem Thiere erst, wenn es durch die lange Anstrengung, sich von dem in seine obere Kinnlade eingedrungenen Hacken loszumachen, ermüdet ist.

Bei den Aegyptern wurden die Krokodile in den ältesten Zeiten heilig gehalten und als Gottheit sogar in mehreren Tempeln verehrt. Das Weibchen legt oft 100 Eier von der Größe eines Gänseeies, die es im Sande verscharrt und durch die Sonnenhitze ausbrüten läßt. Der Schöpfer hat jedoch weise dafür gesorgt, daß nur wenige derselben auskommen, da sie größtentheils vom Ichneumon aufgesucht und gefressen werden.

21. Das Krokodil.

Es lauscht in tiefen Ufergründen,
Und weint, gleich einem zarten Kind,
Dem Stamme ähnlich kannst du's finden
Im Lande, mörderisch gesinnt.
Weh, wen's mit seines Schweifes Schwingen
Zu Boden streckt, im Nu zerreißt!
Doch kann es nie im Zickzack dringen,
Wenn sich's empor zum Morde reißt.

d. Fische.

18. Der Hering und sein Fang an der Küste Norwegens.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering. Unter allen kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählt die ungeheuern Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Als Anführer und Herzoge der ungeheuern Heereszüge ziehen ihnen in silberglänzenden Rüstungen die Heringskönige voran. Das sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden. Im Frühjahre schwimmt das unermeßliche Hauptheer in verschiedenen Abtheilungen an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dies Geschäft beendet ist; aber auch im Sommer und Herbste erscheinen andere Schaaren; entweder von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, oder Schwärme junger Mannschaft. Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, große Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund. Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche auch darin Ordnung und Gesetz. Zuweilen verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeit lang oder für immer, oft ganz plötzlich, die bisher stark besuchten und zeigen sich nicht wieder. So ist es mit Gothenburg gegangen, wo der Hering früher in zahlloser Menge erschien und jetzt seit einer Reihe von

Jahren nichts mehr gefangen wird. Dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegischen Küste von Bergen bis zum Kap Lindesnaes außerordentlich zugenommen. Der Hering erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, welcher Vaarfild, Frühlingshering, genannt wird. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger, hauptsächlich um und bei Stromöe, Selböe und den Inseln bei Skudesnaes hinab, am Eingange des großen Bukkefjord. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Böte, die eine Bemannung von zwölftausend Menschen haben, mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten, empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen, und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie mit Ungeduld täglich ins Meer hinaus entgegenfahren, um den langersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt. Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Anzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an die Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben, seine wunderbaren Springbrunnen sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig! Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten, und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo dieser sich in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden an einander geknüpft und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert, und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Wasser gehoben werden.

Sind die Boote gefüllt, dann rudern die Fischer zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, und sobald diese gefüllt sind, eilen sie nach Stavanger oder Bergen. Dort nun öffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiteren Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die, mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben und verfahren dabei mit solcher Gewandtheit, daß täglich viele Tausend Fische durch ihre Hände gehen. — Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit Salzlacke begossen, vom Böttcher geschlossen und nun in den Magazinen aufgestapelt, wo sie zur Ausfuhr bereit stehen. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten allein von Bergen aus beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgeführt sind, so kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen. Ein besonderes glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Hering, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küsten geht und in die Buchten tritt. Ist dieses der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, durch große Netze sogleich abgesperrt, und dann sind alle armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit abgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat acht bis zehntausend Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben so viele waren durch das gewaltige Zusammendrängen des Thiers erstickt. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, England's, Holland's und zu der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Schaaren in die Tiefen, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Wie viele Gefahren, wie viele Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert das Gewerbe des Heringfanges; wie viele entsetzliche Noth und Leiden bringt es mit sich, und doch ist es bei diesen Menschen eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können. Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Aehren-

felder, von der himmlischen Stille des Lebens wissen sie Nichts. Auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren, dünkt ihnen viel schöner, als in den Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen.

20. Der Haifisch.

Die Haifische (Seewölfe), von denen man mehrere Arten kennt, haben einen fast walzenförmigen Körper, an dessen Seiten sich fünf Kiemenlöcher befinden, und sehr schneidend scharfe Zähne, wodurch sie der Schrecken der Meere werden. Sie halten sich fast in der Tiefe von allen Meeren auf, hauptsächlich aber in denen an der Westküste Afrikas (besonders an den Inseln des grünen Vorgebirges) und an den Küsten Amerikas und Westindiens. Man hält sie für die gefräßigsten Fische, denn sie ziehen schaarenweise den Schiffen nach und verschlingen Alles, was hinausfällt, z. B. Menschen, todte Pferde, selbst Tonnen und Ballen, die über Bord geworfen werden. Daher ist es auch sehr gefährlich, in jenen Meeren zu baden, und schon mancher Matrose hat dabei sein Leben durch einen Haifisch verloren. — Eine besondere Art des Haies ist der Riesenhai oder Menschenfresser, der nicht selten über 25 Fuß lang und 10,000 Pfund schwer wird. Er soll (nächst dem Delphin) der schnellste Schwimmer unter allen Fischen sein. Seine Haut, die sich durch ihre Rauheit auszeichnet und keine Schilde hat, wird zu Schuhen und andern Lederarbeiten unter dem Namen „Chagrin" verarbeitet; die Häute der kleinen Arten benützen die Tischler zum Poliren. Man nennt ihn auch Jonasfisch, weil man glaubt, ein solcher habe den Propheten Jonas in seinem Bauche gehabt. Der Pferdehai ist der größte, dabei aber nicht so wild und gefährlich, wie der gewöhnliche Haifisch. — Noch gehören hieher der Hammerfisch, der Sägehai und der Schwertfisch. Der Hammerfisch ist merkwürdig wegen seines Kopfes, der die auffallende Gestalt eines Hammers hat. Die andern zwei werden 16 bis 20 Fuß lang, und haben ein langes knöchernes Schwert an der Seite. Das Schwert des Sägehaies hat an den beiden Kanten Zähne, wie eine Säge. Diese Fische gerathen manchmal auf einen Wallfisch und stoßen ihm dann ihr Schwert in den Leib, so daß er verbluten muß. Hiebei kann es vorkommen, daß das Schwert abbricht und in dem Körper des Wallfisches stecken bleibt. Man hat selbst solche abgebrochene Schwertstücke im Rumpfe von Schiffen feststeckend gefunden, welche dem rasch dahin schwimmenden Fische zufällig in den Weg gekommen sind.

21. Der Hecht und der Hai.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Flusse weit und breit.
Ich bin der Schrecken aller Thiere,
Die ich in diesem Wasser spüre.
Was hindert mich denn, hub er an,
Dass ich im weiten Ocean
Nicht ebenso, wie hier befehle,
Und was ich seh', zum Frass mir wähle?
Diess sagt der Hecht und schwimmet
Sogleich hinab in's grosse Wasserreich.
Allein ein Hai, der kaum vernommen,
Warum der Fremdling angekommen,
Thut seinen weiten Rachen auf,
Und speis't den argen Fresser auf.

* * *

Ganz recht! der kleinere Tyrann
Traf endlich einen grössern an.
O möchten, die dem Hechte gleichen,
Mit ihm ein gleiches End' erreichen.

e. Insekten.

22. Die Heuschrecke.

Die Heuschrecke, ein im Grase auf Wiesen lebendes, häufig vorkommendes und ziemlich bekanntes Geschöpf, hat lange Hinterbeine, welche zum Springen dienen, und dreigliedrige Füße. Die in Deutschland einheimische Art ist die gewöhnliche grüne Säbelheuschrecke mit langen Flügeln und Hinterbeinen, welche auch unter dem Namen Heupferd sehr bekannt ist. Merkwürdiger ist die Zugheuschrecke, welche in heißen Ländern in ungeheuern Schaaren, oft zu Millionen, anzutreffen ist, und durch ihre große Gefräßigkeit eine schwere Landplage für die dortigen Bewohner wird, indem ein Schwarm solcher Heuschrecken, wenn er sich niederläßt, die reichsten Ernten von ganzen Strecken Landes, selbst Wälder, in kurzer Zeit, oft in wenigen Stunden so verheert, daß Hungersnoth eintritt. Solche Heuschrecken waren es, durch welche der Herr wegen der Kinder Israels das Land Aegypten heimsuchte. (2 Mos. 10.) Von den Völkern in Asien werden diese Thiere getrocknet und gegessen, und sie dienen hiedurch Tausenden von Menschen als Nahrung. Wie in der heiligen Schrift erzählt wird, lebte auch Johannes der Täufer in der Wüste von Heuschrecken. In manchen Jahren sind dieselben besonders zahlreich, und wenn sie in Asien alles Eßbare verzehrt haben, so kommen sie in das südliche Europa,

besonders in die Ukräne und nach Ungarn, und fliegen dann in so großen Schwärmen, daß durch ihre Menge die Sonne ganz verdunkelt wird. Wo sich eine solche Wolke von Heuschrecken zeigt, da sammeln sich die Leute in der Nähe, um durch Feuer, Schießen und Geschrei die Thiere zu hindern, sich auf die Erde niederzulassen; denn wenn sie es thun, so lassen sie auf weite Strecken hin keinen Halm und kein Blatt übrig. Fallen sie auf Wasser, z. B. in einen See oder am Strande des Meeres nieder, so findet man sie zu unzähligen Millionen todt.

Ein Schwarm, welcher in den Jahren 1747—48 unter Anderem nach Ungarn kam, war so groß, daß es, obwohl er mehrere Hundert Klafter breit und wohl doppelt so hoch war, doch vier Stunden lang dauerte, bis er über eine gewisse Stelle hinweg geflogen war. In den Jahren 1778—1780 entstand wegen diesen Heuschrecken eine Hungersnoth, so daß viele Tausende von Menschen Hungers starben. Werden sie durch kalte feuchte Witterung getödtet, so verpesten die verwesenden Körper die Luft, wodurch häufig ansteckende Krankheiten entstehen.

26. Der Todtengräber.

Der Todtengräber ist ein besonders merkwürdiger, etwas länglicher, auf seinen Flügeldecken pomeranzengelb und schwarz gezeichneter Käfer, mit einer ebenfalls pomeranzengelber Keule an den Fühlhörnern. Man kann ihn bald zu sehen bekommen, wenn man im Frühling oder Sommer eine todte Maus oder einen todten Maulwurf ins Freie hinlegt. Es dauert nicht lange, so kommen drei oder fünf Todtengräber und untersuchen das Erdreich, wo das todte Thier liegt. Im Fall jenes nicht gut zum Begraben taugt, tragen sie wohl auch das Thier einige Schritt weit langsam auf ihrem Rücken kriechend fort, graben es dann gar schön und sauber ein, so daß man gar den Ort nicht bemerkt, wo es geschehen ist, und kommen aus der Erde herauf und ruhen aus. Dann geht das Weiblein wieder hinunter, und legt seine Eier hinein ins todte Fleisch. Aus den Eiern werden hübsche bunte Engerlinge, diese aber schon nach sechs Wochen zu Käfern.

So ist im Kleinen wie im Großen in der Natur auch für Reinlichkeit, besonders für das Hinwegschaffen faulender Thiere gesorgt; und wie in Aegypten Hunde und Geier die todten Thiere auffressen, so thun das wenigstens im Kleinen bei uns die fleißigen Todtengräber.

27. Die Cochenille.

Die Coschenille, Cochenille oder Coschenill-Schildlaus ursprünglich aus Mexiko stammend, ist jetzt in ganz Südamerika verbreitet, und wird selbst in Ostindien angezogen. Sie hat die Größe eines Maienkäfers. Die Weibchen liefern getrocknet einen schönen rothen Farbestoff, der seit 1526 unter dem Namen Scharlach oder Cochenille bekannt ist. Die Pflanzen, worauf sie leben, sind zwei Gattungen Cactus oder sogenannte indianische Feigen, wovon mehrere in den europäischen Gewächshäusern gezogen werden. Die eine heißt die gemeine, die andere der Cochenill-Cactus. Aber auch noch andere Cactusarten ernähren dieses Insekt. Sie wachsen dort wild und ernähren im wilden Zustande die Cochenille; aber um sie in Menge zu haben, pflanzt man sie auch häufig um die Häuser, und zieht hier gleichsam kunstmäßig Cochenille. Die von der wilden Pflanze hat die Güte nicht, wie die von der angebauten. Jene heißt unächte, diese aber ächte oder feine Cochenille.

Die Vermehrung der Cochenill-Schildläuse ist, wie bei allen Läusearten, außerordentlich groß, und daher werden diese Thierchen dreimal gesammelt, in heißem Wasser oder Essig getödtet und auf heißen Blechen getrocknet. Vier Pfund Cochenill-Insekten geben noch nicht ein ganzes Pfund getrocknetes. Zu einem Pfunde der letzteren gehören 70,000 Stück Insekten. Welch eine unermeßliche Menge also zu der Million Pfunden dieser Waare, die jährlich in Europa verbraucht wird!

In diesen trocknen Insekten liegt eine färbende Kraft, welche sie aus den Pflanzen gezogen haben, und die sich noch nach hundert Jahren unverdorben zeigt. Man färbt mit der Cochenille und verschiedenen Zusätzen Scharlachroth, Karmoisin, Purpur, Violet, Gelb, Zimmtbraun und andere herrliche Farben, besonders auf Wolle und Seide, und bereitet daraus auch die kostbare Malerfarbe, den Carmin.

f. Würmer.

28. Die Perlenmuttermuschel.

Die Perlenmuttermuschel, von welcher die eigentlichen ächten orientalischen Perlen kommen, findet sich in dem Meere und einigen Flüßen der heißen Zone. Ihre platte, fast runde Schale wird zu allerlei künstlichen Arbeiten benützt. Die Perlen bilden sich in den Hautfalten (im sogenannten Mantel) des Thieres, welches die Muschel bewohnt, auf deren inwendigen Fläche auch

zuweilen perlenartige Auswüchse, nicht aber eigentliche Perlen gefunden werden. Nächst dem Edelsteine vom ersten Range sind die Perlen die kostbarste Waare, welche der Mensch in Handel und Verkehr bringt. Die Perlenmuttermuschel muß im Meere mit vieler Gefahr und Schwierigkeit von den Tauchern aus einer Tiefe von 40 bis 60 Fuß heraufgeholt werden.

Die Perlenfischerei wird hauptsächlich an den Küsten der Inseln Ceylon und Tranamos (in ganz neuerer Zeit hat man die Perlenmuschel aber auch längs allen Küsten von Malabar, dem Sindu und bis zum persischen Meerbusen in so reichlicher Menge entdeckt, daß die Perlen dort um 20% billiger sind als in Ceylon) durch eigens dazu gebildete, im Tauchen sehr geübte Perlenfischer auf folgende Art betrieben. An solchen Stellen im Meere, wo Perlen zu finden sind (Perlenbänke), lassen sich die zum Aufsuchen der Muscheln bestimmten Taucher, nachdem sie sich zuvor Nase und Mund mit einem gewöhnlich in Oel getauchten Schwamme verstopft haben, an einem Seile, das um ihren Leib gebunden ist, in das Meer, und befestigen an einem ihrer Füße, um schneller untersinken zu können, einen Stein. Sind sie auf dem Grunde des Meeres angelangt, so befreien sie den Fuß zunächst vom Steine, lesen so rasch als möglich die unten liegenden Muscheln auf und bewahren sie in einem um den Hals befestigten Netze. Daß dieses sehr eilig geschehen muß, läßt sich leicht denken, weil ihnen gar bald der Athem ausgeht, obgleich es solche Leute durch Uebung soweit gebracht haben, den Athem mehrere Minuten lang an sich zu halten. Sobald sie Athem schöpfen müssen, geben sie durch das Seil das Zeichen und werden dann durch die oben befindlichen Leute, welche stets ein genaues Augenmerk auf jede Bewegung des Seiles haben, so schnell als möglich in die Höhe gezogen.

Nicht selten wird dabei auch die Taucherglocke angewandt. Diese besteht aus einer großen Glocke, in deren Innern sich ein Sitz für den Taucher befindet, welcher nun in der zusammengedrückten Luft, unter derselben noch einige Zeit Athem holen kann. Beide Arten der Perlenfischerei sind jedoch mit vieler Mühe und Gefahr verbunden, ja man hat nicht selten Beispiele, daß den Taucher vom gewaltigen Drucke des Wassers das Blut aus Nase, Mund, Augen, Ohren rc. heraustritt, selbst daß sie ersticken oder von Haifischen verschlungen wurden.

Aber was thut der Mensch nicht um des lieben Brodes willen, und was gibt er alles für ein Bischen Schmuck hin, so lange er den Schmuck nicht kennt, der nicht äußerlich mit Haar-

flechten u. s. w., sondern inwendig, und kostbarer ist, als aller Schmuck und alle Zierde der Erde.

Die durch die Taucher zu Tage geförderten Perlen werden dann in eine Grube geworfen, damit hier das in der Muschel lebende Thier absterbe, was in kurzer Zeit geschieht, wobei durch die Fäulniß ein entsetzlicher Geruch und wohl auch manche Krankheit herbeigeführt wird, was jedoch die betheiligten Leute keineswegs hindert, in diesem faulen Zustande die Perlen auszusuchen. Nach dem Aussuchen werden sie sortirt, welches letztere durch besondere messingene Siebe bewirkt wird. In diesem Zustande werden sie noch sorgfältig gereinigt und glatt gemacht. Hiezu bedient man sich des Salzes und Tripels, womit sie tüchtig abgerieben werden.

Die besten und größten Perlen, welche vollkommen rund und ohne Makel sein müssen, heißen Zahlperlen. Diese werden nach dem Gewicht verkauft, z. B. bezahlt man die kleinen, welche einen Gran wiegen, gegenwärtig mit 1 Thaler, doch gibt es auch solche, die bis 10,000 Thaler kosten. Der Papst Leo X. kaufte sogar einst von einem venetianischen Juwelier eine Perle für 80,000 Thaler.

29. Pflanzenthiere oder Zoophyten.

Es gibt gewisse Thiere, die man auf den ersten Blick für Steine oder Pflanzen halten sollte; wenn man sie aber genauer untersucht, so entdeckt man in ihnen Gefühl und willkürliche Bewegung, die keine Pflanze und kein Stein haben kann, auch bemerkt man, daß sie ihre Nahrung durch äußere Gliedmassen zu sich nehmen. Man muß sie daher nothwendig unter die Thiere rechnen; da sie aber auch so manche Aehnlichkeit mit den Gewächsen haben, so nennt man sie Pflanzenthiere. Alle Pflanzenthiere leben im Wasser, denn außer demselben würde ihr gallertartiger, weicher Körper bald vertrocknen. Einige von ihnen haben eigene, steinharte Gehäuse, andere sind nackt, wie die Armpolypen.

Zu den Arten, die ein hartes, steinartiges Gehäuse haben, das mit dem Thiere sich bildet, und welches nicht bloß ein einziges Thierchen der Art beherbergt, sondern in dem viele Millionen derselben sitzen, gehört die Staudenkoralle. Die Fortpflanzung findet bei diesen Thieren nach Art der Pflanzen statt. Aus dem Mutterstamme wächst eine Knospe oder ein Zweig hervor, der aber am Grundstocke bleibt; aus diesem Zweige treibt wieder ein Zweig, aus diesem wieder einer, und so fort,

so daß am Ende die ganze Masse einem Gebüsche oder Baume ähnlich wird. Diese Staudenkorallen, auch Steinkorallen genannt, erreichen mit der Zeit eine ungeheuere Größe, sie steigen nach und nach vom Grunde des Meeres, wo sie in großer Zahl festsitzen, herauf bis zu seiner Oberfläche, und bilden hier nicht etwa ein unbedeutendes, dünnes Gesträuch, sondern große feste Massen, welche unter dem Namen „Korallenbänke oder Korallenriffe“ dem Schiffer wohl bekannt sind, und schon manchem Schiffe, das auf sie stieß, den Untergang brachten. Jedoch nicht bloß als heimtückische Fallen für den sichern Fährmann, sind die Korallen unter dem Spiegel des Meeres ausgebreitet, oft erheben sie sich auch über denselben, die Zwischenräume werden nach und nach durch zufällig herbeigeschwemmte Gegenstände ausgefüllt; es bildet sich eine fruchtbare Dammerde und eine blühende Insel entsteht — auf dem winzig kleinen und doch kolossalen Wasserthiere! Solche Inseln trifft man viele in der Südsee an, und es sind entweder unbewohnte Eilande, oder durch die Länge der Zeit und günstige Umstände sichere Wohnplätze für Menschen und Thiere geworden. Das Meer ist in ihrer Nähe oft unergründlich tief, und es scheint, daß sie vom Grunde senkrecht heraufgewachsen seien. Es sind jedoch die Gelehrten nicht ganz einig, ob sie wirklich in der größten Tiefe festsitzen, oder ob sie vielmehr auf steil hervorragenden Bergen im Meere in geringer Tiefe angewachsen sind. —

Die rothe Koralle oder Edelkoralle wird in der größten Tiefe des Meeres angetroffen und mit vieler Mühe durch Taucher heraufgeholt. Ihre äußere verhärtete Schale gibt uns die schätzbare Koralle, welche zu Schmucksachen aller Art, z. B. Halsgehängen, Ringen, Ketten verarbeitet und besonders bei den Negern in Afrika sehr werth gehalten wird.

B. Das Pflanzenreich.

a. Bäume.

30. Die Palmen.

Die edelste und höchste Pflanzenform, der man auch von jeher den Preis der Schönheit zuerkannt hat, ist die der Palmen. Ihre wahre Heimath ist zwischen den Wendekreisen, so daß sie fast ausschließlich der heißen Zone angehören. Von den bis jetzt bekannten 175 Arten derselben, finden sich die meisten, nämlich 119, in Südamerika; 42 sind in Indien und nur 14 sind in

Afrika zu Hause. Der allgemeinste und bezeichnendste Charakter der Palmen ist der hohe, schlanke, unverästelte Stamm, von dessen Innerem auf dem Gipfel ein mächtiger Büschel riesenmässiger Blätter aus einer Knospe hervorbricht, zwischen denen die Blüthe und Früchte in Rispen oder Trauben herabhängen. Wenn man diese schlanken, majestätischen Säulen sieht, wie sie stolz und mächtig über das Dickicht der Tropenwälder hinausragen, mit den leicht beweglichen grünen Kapitälern, so muß man sie schon deßhalb als Siegesbilder, als Fürsten des Waldes anerkennen. Es ist gar nicht selten, Stämme von 80 – 100 Fuß Höhe zu treffen; die Wachspalme, (die nur auf den Anden in Südamerika wächst und deren Stamm eine wachsartige Substanz enthält, welche mit einem Drittheile Talg versetzt, gute Kerzen liefert) erhebt sich sogar zu einer Höhe von 160—180 Fuß. Diese Höhe macht aber einen viel mächtigeren Eindruck, als die unserer höchsten Tannen und Eichen, weil der Stamm völlig ast- und blattlos ist. Auch dadurch unterscheiden sich die Palmen von unseren Bäumen, daß ihre Stämme in der Regel gleich dick, selbst nach oben oder in der Mitte (wie die Kohlpalme) dicker sind, während die unsrigen sich immer nach oben kegelförmig verdünnen. Diese Stämme sind meist verhältnißmäßig dünn und schlank; doch gibt es auch starke, kräftige, von 3—5 Fuß Durchmesser. Die Palmenblätter sind sowohl ihrer Länge, als auch ihrer Beschaffenheit nach einander verschieden. So sind die Blätter einer gewissen brasilianischen Palme 20 Fuß lang und 6 Fuß breit, und da sie sogleich fest und dicht sind, so werden sie in Brasilien häufig zu Hausdächern benützt. Es gibt freilich auch kleinere, 10—15 Fuß lange und noch kleinere Blätter. Die ganz jungen Palmblätter und Sproßen von manchen Palmenarten geben, so lange die Knospe, in die sie eingeschlossen sind, noch nicht aufgeplatzt ist, den Palmenkohl, ein treffliches gesundes Gemüse. Am Grunde der Blätter findet sich hie und da eine netzförmige Substanz, welche zu allerhand gröberen und feineren Geweben verarbeitet wird. Die Blüthen der Palmen entsprechen den Blättern und Stämmen nicht an Schönheit und Größe, denn sie sind meist klein und unscheinbar; aber an Zahl und Fruchtbarkeit übertreffen sie nicht nur alle andern groß und schönblüthigen Gewächse, sondern auch jede andere Pflanzenfamilie. So zeigen sich bisweilen auf einer einzigen Rispe der Dattelpalme 12,000 männliche Blüthen. Eine andere, in Südamerika wachsende Palmart trägt sogar deren 200,000; und da oft auf einmal aus einem Baume drei solcher Blüthenscheiden hervorbrechen, so kommen auf eine einzige Palme

600,000 Blüthen! Freilich ist die Zahl der reifwerdenden Früchte nicht eben so groß; aber dennoch trägt jeder Büschel der Sejepalme am Orinoko 8000 reife Früchte!

Die Früchte der Palmenarten sind aber hinsichtlich ihrer Gestalt, ihres Geschmackes und Nutzens ungemein von einander verschieden. Bald sind sie Steinfrüchte, bald beerenartig, theils trocken, theils fleischig; manche sind von der Größe einer Pflaume, oder gar nur einer Kirsche; manche hingegen sind kopfgroß und noch größer.

Die merkwürdigsten Palmarten sind: a) die Dattelpalme, b) die Kokospalme, c) die Sagopalme.

31. Die Kokospalme.

Die Kokospalme, die man mit Recht die Krone des Pflanzenreiches nennt, findet sich zwischen den Wendekreisen in Ost- und Westindien, in Afrika, in Südamerika und auf den Südsee-Inseln. Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken, 40—50 Fuß hohen Säulen mit der wiegenden grünen Blätterkrone in einfach erhabener, königlicher Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Nach der Volkssage ist dieser Baum zu 99 Dingen nutzbar. Der Stamm, der bisweilen 100 Fuß hoch wird und 1 und 2 Fuß im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere oder dient zu Tragebalken und Latten für die Wohnungen der Menschen. Aus den hohlen Palmstämmen fertigt man Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Wannen und Tragkörbe; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der Rinde und der äußern Nußschaale geben Stricke und Tauwerk. Das Laub der jungen Kokospalmen ist eine vorzügliche Nahrung der Elephanten. Der süße und schmackhafte Blattkopf gibt den zarten Palmkohl, eine Delicatesse für jede Tafel. Die eigentliche Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Jedes einzelne Blatt, 2—3 Fuß breit, 12—14 Fuß lang, gleicht einer großen Feder, und man macht daraus Fächer, Hüte, Sonnenschirme, Dachdecken, Siebe, Körbchen, Flechtwerk, Papier, worauf man mit einem Griffel aus Bambus schreibt; man dreht daraus Fackeln zum Leuchten, verbrennt sie zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Die durchscheinenden jungen Blätter geben den Bewohnern Ceylons smaragdfarbige Laternen; die starken Blattrippen dienen zu Fischreusen, Besen und Stöcken. Die Aeste stellt man bei Hochzeiten und andern feierlichen Gelegenheiten zur Zierde und als Zeichen der Freude vor die Thüre, und wenn

man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Palmzweige dabei als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Aus der Mitte des Blattkreises kommen 3—4 spannenlange Scheiden, wie um die Kolben des türkischen Weizens; diese platzen, und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen wohlriechenden Blüthen, unten mit gleichzeitigen Früchten. Blüthe und Frucht ist als Nahrung und Trank unschätzbar. Der unentfalteten Blüthe zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein nennt; frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam; nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und gibt den besten Weinessig; durch Austräufelung und Abdämpfung gewinnt man daraus den besten indischen Arak, durch Einkochen Zucker. Die kopfgroßen, eirunden und dreikantigen Nüsse werden, wenn sie noch grün und unreif sind, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen der indischen Küche zubereitet. Die jungen Früchte, die Anfangs dicht sind, füllen sich allmälig mit herbem, nachher süßem Wasser, das ist die labende Kokosmilch, die aber oft zu kühlend ist und daher leicht schaden kann. Bei der Reife setzt sich aus diesem Wasser ein zartes bläulich weißes, süßes und schmackhaftes Mark oder Mehl an, welches mittelst eines Löffels herausgenommen und rohgegessen oder mit Essig, Salz und Oel zu Salat gemacht wird. Man kocht aus dem Mark auch Oel, welches man an die Speisen thut oder womit man sich den Leib einschmiert. Der ausgepreßte Kern aber gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Nußschale wird zu Stockknöpfen, Pfefferbüchsen, Näpfen und Bechern verarbeitet, oft schön geschnitzt, polirt und mit Silber eingefaßt.

Die sehr zähe braunrothe Faser der äußern Nußschale gibt die feinsten und kostbarsten Teppiche und Flechtwerke. Durch Dörren gewinnt man eine Art Hanf daraus, der zu Schnüren, Stricken und wegen seiner elastischen Beschaffenheit besonders zu Ankertauen gebraucht wird. Am fruchtbarsten ist der Baum in salzigem Boden und am Meere, er wird gewöhnlich hundert Jahre alt. Um seiner vielen und großen Segnungen willen steht der Baum, namentlich bei den indischen Völkern, in großer Verehrung. Bei der Geburt eines Kindes auf Ceylon wird eine Kokospalme gepflanzt, und die Ringe, die der Baum beim Wachsen um den Stamm bildet, dienen als lebendiger Kalender zur Anzeichnung der Geburtstage. Im Hafen zu Bombay opfert man nach alter Sitte alljährlich, wenn der günstige Wind (Monsun oder Mousson) zu wehen beginnt, dem Meere zum Zeichen reichen Ertrages und glücklicher Seefahrt eine vergoldete Kokosnuß.

32. Die Dattelpalme.

Fast noch werthvoller, als die Kokospalme ist die Dattelpalme, welche ursprünglich aus dem wüsten Arabien stammt, aber auch in Afrika, Syrien, Persien, Ostindien wächst. Man hat sie selbst nach Sizilien, Unteritalien, Spanien und Portugal verpflanzt. Sie wird eben so hoch, wie die Kokospalme, ihre süßen, pflaumenähnlichen Früchte heißen Datteln und werden häufig zu uns eingeführt. Von ihnen, sowie von andern Theilen dieses nützlichen Baumes nähren sich in den genannten Ländern Millionen von Menschen, welche ohne ihn in jenen vielfach waldlosen, von Gesträuchen und Kräutern entblößten Gegenden sehr elend sein würden. Der höckerige, astlose Stamm der Dattelpalme wird über 2 Fuß dick, ist aber trotzdem so elastisch, daß er beim heftigsten Sturme nicht abbricht, sondern sich nur tief gegen die Erde beugt und alsbald wieder aufrichtet. Er endigt mit einer prachtvollen Krone von 40—80 gefiederten Blätteen, die 6—12 Fuß lang werden und darüber. Zwischen ihnen kommen die gelblich weißen Blüthenrispen aus einer lederartigen Scheide hervor. Einige von den Bäumen sind nur männlich, andere nur weiblich. Der weibliche Stamm kann 20 Rispen haben und jede derselben 100 Früchte tragen. Gewöhnlich nimmt man aber einen Theil der Früchte unreif ab, damit sich die übrigen um so besser entwickeln. Die reifere Dattel preßt man häufig aus, und erhält dadurch einen köstlichen Syrup oder Honig. Die jungen noch nicht völlig entfalteten Blätter geben ebenfalls eine wohlschmeckende Nahrung, welche gekocht: Palmkohl, zu Confekt eingemacht, Palmkäse genannt wird. Der durch Einschnitte in den Stamm gewonnene Palmwein ist ein wenig berauschendes, kühlendes Getränke; er verwandelt sich aber schon nach 24 Stunden in Essig. Das Holz dient zum Bauen und Brennen, die Stiele der Blumenbüschel können zu Stricken und die Blätter zu Körben, Matten und allerlei anderem Flechtwerk verwendet werden.

33. Die Sagopalme.

Wie die sorgende Mutter Natur dem Lappen sein Rennthier, dem Eskimo seine Robben, dem elendesten Wilden den Taro, den Völkern Asiens den Reis, uns dagegen das Getreide verliehen hat, so hat sie auch die Bewohner des indischen Archipels mit der Sagopalme beschenkt. Die Sagopalme hat einen Stamm, der in gerader Höhe von 40—60 Fuß steigt und in einen Blätterbüschel dichter als der der Palme endigt. Diesen Stamm bedeckt

eine Rinde von einem halben Zoll Dicke, welche eine weißliche schwammige und mehlige Substanz enthält. Dies ist der Sago, das Brod mehrerer Millionen Menschen. Wenn das oberste Ende des Stammes unmittelbar unter der Krone anfängt, gelblich weiß zu werden, so fällt man den Baum so nahe am Fuße als möglich, um nichts von seinem kostbarsten hollunderartigen Marke zu verlieren. Nachdem man den Sago von der Rinde abgelöst, thut man dies noch grobe und den Sagospännen ziemlich ähnlich sehende Stärkemehl in eine Art Backtrog, gießt Wasser darauf und vermengt den Sago gehörig damit, um die Fasern zu entfernen. Diese dienen zur Nahrung der Schweine und des Geflügels. Wenn das Stärkemehl sich in der Tiefe des Backtrogs gesammelt hat, so gießt man das Wasser ab und nimmt eine zweite Waschung vor. Darauf thut man den Sago in Körbe von Rotang, und wenn das Wasser ganz abgelaufen ist, so knetet man ihn in Kuchen, die unsern Zwiebackstücken ziemlich ähnlich sind: man füllt denselben in Formen und später läßt man ihn backen, bis er gänzlich trocken und zusammenhaltend ist. Dies Brod ist sehr nahrhaft und hat, besonders mit Butter gebacken, einen sehr angenehmen Geschmack. Aus dem feinsten Satzmehl macht man kleine Kügelchen; unter dieser Gestalt gelangt es auf die Märkte Europa's. Ein gewöhnlicher Baum gibt 5—600 holländische Pfund Sago. Die Röhre dient zu Wasserleitungen, die Blätter zur Bedeckung der Hütten; sie bilden wasserdichte Dächer, welche 6—7 Jahre dauern.

34. Die Bananen.

Die Bananen oder Paradiesbäume sind von gleich grossem Nutzen, wie die Palmen. Ihr ursprüngliches Vaterland ist Ostindien, sie werden jetzt aber auch in Westindien und überhaupt in allen Ländern des heissen Erdstriches gebaut. Die Banane bildet Stämme, welche 20—30 Fuss hoch werden, und die man abhaut, nachdem sie Früchte getragen haben. Die Wurzel lebt fort und treibt in demselben Jahre noch mehrmals fruchttragende Stämme. Da jeder Stamm durchschnittlich 100 Früchte trägt, welche zusammen 40—60 Pfund wiegen, so kann man von einer einzigen Pflanze im Jahre gegen 1½ Centner Früchte ernten. Diese haben die Form einer Gurke und werden roh oder auf verschiedene Weise zubereitet gegessen. Sie sind sehr nahrhaft und dienen unzähligen Menschen als Speise. Man hat berechnet, dass ein Stück Landes, welches bei uns mit Weizen bebaut, kaum hinreichende Nahrung

für 2 Menschen erzeugt, in Mexiko 50 Indianer ernähren kann, wenn man es mit Bananen bepflanzt, so gross ist die Ergiebigkeit dieser merkwürdigen Pflanze. Ausser den Früchten werden auch die Blatt- und Blüthenknospen gegessen, und die Fasern des Stammes geben eine Art Hanf, welcher zu Tauwerk, Stricken und Schnüren verwendet wird.

35. Das Wissenswertheste über die Zucht der Obstbäume im Allgemeinen.

Die neuere Zeit, in welcher man genauer über das Wesen der Obstbäume nachgedacht, hat sehr viel Neues und für deren Kultur höchst Wichtiges erforscht; ja es hat sich dadurch manche frühere, auf uns übergegangene Kulturmethode als höchst unzweckmäßig und sogar als schädlich erwiesen, so daß man, wenn man die eine oder andere Kulturweise unsrer Vorfahren noch ausführen wollte, nicht selten da schädlich einwirken würde, wo man hilfreich und unterstützend zu verfahren glaubte. Da nun der Ertrag der Obstbäume ganz von der Behandlung derselben in ihrer frühesten Jugend abhängig ist, so muß die Kenntniß des Wichtigsten hierüber, wie es die neuesten Forschungeu ergeben haben, Jedermann nur sehr wünschenswerth sein.

Man unterscheidet zuvörderst die Saatschule von der Baumschule. Unter ersterer versteht man die Beete, in deren Erde man den Samenkern legt, und unter letzterer solche, worin die jungen Obstpflanzen versetzt und veredelt werden. Zur Saatschule darf der Boden nur 1 Fuß tief bearbeitet werden; am besten ist es aber, man rigolt ihn, d. h. man gräbt ihn spatentief aus und bringt fruchtbare Erde hinein. Ist dieses geschehen, so sät man (am besten im Frühjahre) den Samen und zwar den schönsten, den man erhalten kann, da schwächlicher Same auch schwächliche Pflanzen gibt, die sich schon durch ihren kümmerlichen und schwachen Wuchs zu erkennen geben. Sie werden, wenn die Nachtfröste ausbleiben, bald aufgehen und dürfen dann nur durch Jäten von der Nachbarschaft des Unkrauts rein gehalten werden. Hiebei gilt die Regel, daß man nach dem Jäten eines Saatbeetes soviel feine Erde darauf streue, daß die Wurzeln wieder vollkommen bedeckt sind und dann derb gegossen werde. Sonst aber ist das häufige Begießen mehr schädlich als nützlich. Bevor man nun die jungen Bäume in die Baumschule, deren Boden schon 2 Fuß rigolt sein muß, bringt, sondert man die Sprößlinge ab und wirft sie weg; die kernhaften Bäumchen pflanzt man etwas tiefer in den Boden, als sie vorher gestanden

stutzt die Wurzeln, doch nicht die Stengeln ab; das nöthige Beschneiden der letzteren muß aber für das künftige Frühjahr aufgespart werden. Hier werden auch die Veredlungen vorgenommen, wobei hauptsächlich darauf zu achten ist, daß jede Obstsorte auf der Stammmutter, nicht aber auf Nebensorten veredelt werde. Wollte man einen Baum zwei oder mehrere Male veredeln, so würde man die Stammbildung zurücksetzen und die Fruchtbildung weder verbessern, noch vermehren. In der Baumschule muß das Beschneiden der Stämme ebenfalls mit Vorsicht geschehen, und immer nur solche Triebe treffen, die schon 3 Jahre alt sind, sowie das Ausschneiden der unnöthigen Aeste stets nur im Frühjahre vor dem Aufschwellen der Knospen, unternommen werden darf. Beim Versetzen des Baumes aus der Schule in den Garten muß man hauptsächlich schonend verfahren, damit keine Wurzel verletzt werde. Je weniger man diese Vorsicht beobachtet, desto schwächer ist der Pflänzling in den ersten Jahren. Das Pflanzloch darf bei keinem Baume mehr, als 3 Fuß betragen; auch hüte man sich, einen ausgehobenen Baum mit der Wurzel in's Wasser zu setzen, da es höchst nachtheilig ist, wenn das Wasser in die verletzte Wurzel eindringt. Besonders werfe man allen Rasen in den Grund des Pfanzloches, die gute Erde aber auf die Wurzel, und setze den Baum so ein, daß er beim Verpflanzen in dieselbe Richtung gegen die Himmelgegend zu stehen komme, welche er an seinem ursprünglichen Standpunkte einnahm. Da ein Baum um so besser gedeihen wird, je mehr sich dessen Stamm, Wurzeln und Blätter ausbilden, so ist eine stete Aufmerksamkeit auf diese drei Gegenstände nöthig. Man lasse daher im Herbste keine Gruben um den Stamm machen, oder zu dieser Jahreszeit die Erde um den Baum aufhacken (wohl aber im Frühjahre), schütte vielmehr frische Erde darum und bedecke für den Winter die Wurzel mit Laub und Reisig, was man erst beim Beginne des Frühlings wieder abnehmen darf. Um die Stämme vor dem Verderben zu sichern, reinige man sie namentlich von Flechten und Moosen, halte sie frei von unnützen Sprößlingen, schütze sie vor Beschädigung und heile die etwa entstandenen kranken Stellen. Um endlich Blätter zu erhalten, die unumgänglich nöthig zur Erhaltung des Baumes sind, sorge man dafür, daß sich hinlänglich Zweige ausbilden können und daß die vorhandenen vor allen Verheerungen der ihnen schädlichen Thiere bewahrt werden. Hat man dieses alles beobachtet, so wird man gesunde, kräftige Obstbäume erziehen, und mit Recht reichliche Früchte von ihnen erwarten dürfen, ohne daß man erst nöthig hat, sogenannte Zauberringe, d. i. tiefe Einschnitte in die Rinde —

zu machen oder sie durch Abhaunng der Hauptwurzel und andere Mißhandlungen zur Ansetzung von Blüthen zu reizen, wodurch sie nur zu bald wieder ganz unfähig sein werden, Früchte zu liefern.

Ein besonders wichtiger Gegenstand bei der Obstkultur ist noch

die Veredlung der jungen Bäume.

Durch das Veredeln der Bäume wird der Stamm eines Wildlings mit einem Zweige oder Auge von einer edlen Obstgattung vereinigt, wobei die zu vereinigenden Theile ihrer Natur nach sich ähnlich sein müssen. Die vorzüglichsten Arten der Veredlung sind das Pfropfen, Oculiren und Kopuliren. Das Pfropfen kann auf zweierlei Art geschehen, nämlich in den Spalt und in die Rinde. Zu dem ersteren Verfahren schneidet man den Wildling tief unten, nicht weit von der Erde ab, spaltet mit einem scharfen Messer den Stamm auf und setzt zu jeder Seite ein Pfropfreis, das von einem einjährigen Zweige geschnitten und keilförmig angeschicht ist, hinein, doch so, daß die Rinde des Reises genau mit der des Stammes in Verbindung gesetzt wird. Sorgt man dann durch einen Verband mit Baumwachs und Leinwand dafür, daß die Witterung nicht einwirken kann, so wird das Edelreis bald verwachsen, und der Stamm, trotz dieser grausamen Art der Veredlung, gut gedeihen. Doch muß der Verband späterhin gelöst und das Baumwachs von Zeit zu Zeit angedrückt werden, bis die Wunde verwachsen ist. — Beim Pfropfen der zweiten Art macht man an mehreren Stellen der Rinde einen Einschnitt, hebt die Rinde etwas auf und schiebt das Edelreis hinein, welches dann gleichfalls durch einen Verband gegen die Witterung geschützt werden muß. — Das Oculiren oder Aeugeln ist die leichteste und angenehmste Art der Veredlung. Man oculirt entweder im Frühjahre (aufs treibende Auge) oder im Herbst (aufs schlafende Auge). Zuerst wählt man aus einem Sommertriebe ein Auge, d. h. eine zwischen dem Blatte und dem Stamme befindliche Knospe, löst es sammt der Rinde, welche es umgibt, von ihrem Holze und schiebt es in eine kreuzförmig gemachte Oeffnung der Rinde des Wildlings, so daß der innere Theil der Rinde genau auf das Holz des letzteren zu liegen kommt. Nun schneidet man das sich am Auge befindende Blatt halb ab und drückt vermöge eines Bastbandes die frische Rinde fest an den Stamm, worauf dann das Auge, besonders, in kurzer Zeit angewachsen sein und treiben wird. Auch die dritte Veredlungsart Copuliren ist sehr leicht und kann schon an sehr

jungen Stämmen vorgenommen werden. Man wählt hiezu ein Edelreis, das mit dem Wildlinge von einerlei Dicke ist, schneidet mit einem scharfen Messer beide von unten nach oben schräg ab, so daß der Schnitt 1 Zoll lang ist und die beiden Schnitte genau auf einander passen. Verbindet man sie nun fest an einander und sorgt besonders dafür, daß der Grundstamm keine Zweige austreibt, so wird das Edelreis bald zu wachsen anfangen und sich mit dem ersten so verbinden, daß das Band abgenommen werden kann. Man copulirt im Frühjahr (April) oft auch im Winter, was sogar vortheilhafter sein soll, indem das Reis im Frühjahre schneller treibt.

b. Sträucher.

36. Der Theestrauch.

Der Theestrauch hat seine ursprüngliche Heimath in China und Japan, wird aber jetzt mit Erfolg auch auf Java und in der indischen Landschaft Assam angebaut. Seine Blätter liefern den allgemein bekannten Thee, dessen Gebrauch man in China schon im neunten Jahrhunderte kannte. Im Jahre 1666 führten die Holländer ihn zuerst nach Europa, wo die Consumtion (d. h. Verbrauch) jetzt so ungeheuer ist, daß England allein nahe an 30 Millionen Pfund Thee jährlich verbraucht. Aller Thee, der in den Handel kommt, gehört zu einer und derselben Art; nur die Zubereitung und die Verschiedenheit der Blätter geben theils den schwarzen, theils den grünen Thee, wovon man jedoch 7—10 verschiedene Sorten mit besondern Benennungen unterscheidet. Die Theepflanze ist Strauch, oder wenn man will, ein kleiner Baum, denn sie wird gegen 12 Fuß hoch, wenn sie nicht beschnitten wird; allein man verhindert dieß durch das Köpfen, und zieht sie in die Größe eines Strauches, wie den Rosenstock. Die weiße Blüthe hat einige Aehnlichkeit mit der wilden Rose, ist aber ohne Geruch. Ihr folgt eine runde Frucht von der Größe einer Schlehe, welche aus zwei bis drei an einander gewachsenen Kapseln besteht; jede derselben hat einen Kern in sich, woraus die Chinesen Oel pressen. Auf das Einsammeln der Blätter kommt sehr viel an, sowohl hinsichtlich der Zeit, als der Methode. Die erste Ernte zu Ende Februar, wenn die Blätter noch nicht ganz entfaltet sind, gibt den besten, den sogenannten Kaiserthee. Die zweite Ernte im April, wo die etwas größern Blätter mit ganz kleinen vermischt sind, ist geringer an Werth, und die dritte reichste Ernte im Mai gibt die gewöhnliche Sorte.

zum Einsammeln werden eigene Leute gedungen; denn es liegt sehr viel an der Wahl der Blätter, und an der Genauigkeit und Reinlichkeit im Pflücken. Diese Leute dürfen daher auch, wenigstens bei den beiden erstern Ernten, nur mit Handschuhen die Blätter abbrechen; und die, welche ausschließlich für den kaiserlichen Hof sammeln, müssen sich sogar einige Wochen zuvor der Fleischspeisen enthalten, weil sonst der Athem den Blättern nachtheilig sein soll. Gleich nach dem Abpflücken werden die Blätter auf Eisenblechen geröstet und dabei öfters umgewendet, sodann auf Binsenmatten ausgebreitet, und mit den flachen Händen gerollt und endlich in zinnerne Kapseln eingeschlossen, damit ihnen die Luft nichts von ihrer Güte nimmt. Auch beim Einpacken und Versenden kommt alles darauf an, daß die Luft nicht zum Thee eindringen, und sein feiner Geruch und dessen lebende Kraft nicht verfliegen kann. Nichts desto weniger raubt die Seeluft und die ihr anhängende Feuchtigkeit dem Thee einen großen Theil dieser Vorzüge. Der sogenannte Karawanenthee, der über Kuchta aus China ausgeführt und von den Russen über Land nach Europa gebracht wird, steht daher nicht ohne Grund in so hohem Preise. Der sogenannte Paraguaythee besteht aus den Blättern eines, dem Apfelbaume an Größe gleich kommenden Baumes in Paraguay, und bildet in Südamerika einen wichtigen Handelsartikel. Er wird auf Maulthieren in Schläuchen versendet, und Peru erhält davon jährlich $2^1/_2$ Million Pfund zum eigenem Verbrauche. Dieser Thee kommt aber nicht nach Europa, weil er auf der Seereise sehr bald Geruch und Geschmack, mithin seine Wirksamkeit verliert.

37. Die Baumwollenstaude.

Die Baumwollenstaude wächst in Persien, so wie im Morgenlande, und ist ein Sommergewächs von 3—4 Fuß Höhe mit Blättern, welche denen des Ahornbaumes gleichkommen, und mit blaßgelben, glockenförmigen Blüthen. Ihre Samenkapsel, welche die Größe eines kleinen Apfels erreicht, platzt, wenn sie reif ist, und liefert die herrlichste Baumwolle, durch deren Bearbeitung so viele Millionen Menschen gekleidet, geschmückt und genährt werden. — Auch gibt es besondere Abarten davon, z. B. die breitblättrige und die schon erwähnte gelbe Baumwollenstaude. Letztere dient in Ostindien zur Bereitung des gelben Nanking, der, weil er aus von Natur gelber Baumwolle bereitet wird, durchs Waschen nichts von seiner Farbe läßt.

Alle Baumwolle nimmt den Farbestoff sehr schwer an, weßhalb auch das sogenannte türkische Garn vor allem andern rothen baumwollenen Garn, immer noch bedeutende Vorzüge hat. Die bekanntesten aus Baumwolle gewebten Zeuge sind: Kattun, Nanking, Manchester, Barchent ꝛc., welcher letztere ein dichtes, geköpertes Gewebe ist, dessen Kette Leinen, der Einschlag aber Baumwolle ist. Im Jahre 1846 gelang es den Chemikern Schönbein in Basel und Bötticher in Frankfurt am Main, aus gekrempelter Baumwolle auch einen in seinen Wirkungen denen des Schießpulvers gleichkommenden Stoff herzustellen, indem sie Baumwolle in eine Mischung von gleichen Theilen starken Salpeter und Schwefelsäure tauchten, und bei gelinder Wärme vorsichtig wieder trockneten. Diese „explodirende oder Schießbaumwolle" behält in ihrem Aeußern ganz ihr ursprüngliches Ansehen, verbrennt jedoch, wenn sie mit einer glimmenden Kohle oder dergleichen in Berührung gebracht wird, mit einer Schnelligkeit, welche die des Pulvers noch bei weitem übertrifft; dabei hinterläßt sie weder Rauch, noch schmutzigen Rückstand.

Aber nicht nur Baumwolle, sondern auch andere vegatabilische fasernreiche Substanzen, z. B. Baumbast, Sägespäne, Feuerschwamm, nehmen bei gehöriger Behandlung mit den oben erwähnten Säuren diese merkwürdige Eigenschaft an. So äußerst wichtig im Anfange diese Erfindung der Schießbaumwolle als Ersatzmittel des Schießpulvers schien, so zeigten doch sehr bald vielfache Versuche, daß sich, bei der bisherigen Konstruktion der Schießgewehre, eine so praktische Anwendung davon im Großen nicht machen lasse, wie man sich versprochen hatte; ein bedeutendes Hinderniß ist aber auch noch, daß ihre Herstellung viel gefährlicher und kostspieliger ist, als die des Schießpulvers.

38. Der Kappernstrauch.

Die Kappern, welche wir in Essig eingemacht in Fäßern aus Italien und dem südlichen Frankreich erhalten und in der Küche zu verschiedenen Speisen brauchen, kommen von einer strauchigten Staude mit langen, dünnen, hängenden Zweigen, rundlichen, abgestumpften, glatten Blättern, welche im Herbste abfallen, stachlichten Blattansätzen und großen, prächtigen weißen Blüthen mit rothen Staubgefäßen, die fast den ganzen Sommer hindurch daran zu finden sind. Die noch grünen unaufgebrochenen Blüthenknospen geben die Kappern. Die Frucht ist eine Kapsel mit Samen, die zur Fortpflanzung des Strauches dienen. Er wächst im Orient und wird im südlichen Europa angepflanzt.

c. Kräuter.

39. Blumenandacht.

Kommt der Morgen nicht gegangen
Mit den rothgeschlafenen Wangen
Und ihr Blümlein schlummert noch?
Oeffnet eure Augen wieder;
Streckt die neugestärkten Glieder;
Grüsst das neue Leben doch!
Und es hebt sich von den Wiesen,
Wo die bunten Kinder spriessen,
Wunderbarer, weisser Duft;
Mild, wie Weihrauch anzusehen,
Steigt er nach den gold'nen Höhen
Und erfüllt die ganze Luft.
Habt ihr im Gebet gelegen
Für den frischen Gottessegen,
Dass ihr so in Thränen steht?
Wenn die Zunge Wonne bindet,
Und sie keine Worte findet,
Sind auch Thränen ein Gebet.

40. Die Nachtviole.

In stillen Nächten haucht ihr reines Leben
Die Nachtviole aus, die zarte Blume;
Die Welt bemerkt es nicht, und nur die Sterne
Freuen sich ihrer.

In Lebensnächten weint so manche Seele
Ihr tiefes Leid, der lauten Welt verborgen;
Sei ruhig, Seele, auch in deine Nächte
Schimmern die Sterne.

41. Die rundblättrige Malve.

Wohl jeder kennt diese unter dem Namen Käsepappel, und weiß vielleicht auch, daß sie fast in ganz Europa wild wächst. Ihre Blätter und Blumen enthalten vorzüglich erweichende, schmerzstillende und gelind abführende Kräfte, gehören daher zu den ausgezeichnetsten der schleimigen Arzneimittel, werden aber größtentheils, obgleich sie auch innerlich gute Dienste leisten, nur zu Gurgelwassern und Breiumschlägen angewandt. Die Aerzte bedienen sich besonders des Absudes, den sie aus einem Lothe der bezeichneten Theile mit etwa 30 Loth Wasser erhalten: 1) bei Heiserkeit und langanhaltendem Husten als gewöhnliches

Getränk; 2) bei solchen entzündlichen Rheumatismen und katarrhalischen Halsgeschwülsten, wo die Entzündung sich nicht zertheilt, und doch schnelle Eiterung nöthig ist, als Bähung; 3) bei verschiedenen Augenkrankheiten als zertheilendes Mittel, oder als Bad für das betreffende Sinnesorgan. Um z. B. die frischen Entzündungen der äußeren Häute zu heben, weiche man jeden Morgen vermittelst des daraus gewonnenen lauwarmen Absudes die verschworenen Augenlieder auf.

Der gebräuchliche Eibisch, sowie die Waldmalve, kurz fast alle Gewächse der Malvenblüthen besitzen ähnliche Heilkräfte, und können deßhalb auf dieselbe Art, wie die rundblättrige Malve, mit Vortheil angewandt werden.

42. Die Münze.

Von dieser stark riechenden, ebenfalls zu den Lippenblumen gehörigen Pflanzengattung sind als die bekanntesten Arten hieher zu zählen: Die Pfeffermünze und die Krausenmünze, beide mit beinahe gleichförmiger, 4spaltiger Blumenkrone, länglich runden Blüthenähren, und länglich eirunden, zugespitzten und scharf gesägten, kurzgestielten Blättern. Die Blätter der Krause-Münze unterscheiden sich von denen der Pfeffermünze durch ihr krauseres Aussehen, die ganze Pflanze der Krause-Münze überhaupt durch ihren eben nicht angenehmen Geruch, welcher hingegen bei der Pfeffermünze, obschon höchst durchdringend, doch angenehm ist. Beide enthalten ein flüchtig-reizendes, ätherisches Oel, in reichlicher Menge vorzüglich die Pfeffermünze, welches namentlich zur Bereitung der Pfeffermünzplätzchen benützt wird. Die Pfeffermünze ist überhaupt eines der vorzüglichsten Medikamente, besonders zur Stärkung schwacher Magen ꝛc. — Beide sind als Theekraut wohlbekannt. Die Pfeffermünze wächst im ganzen mittlern Europa, die Krausenmünze in Sibirien, wild doch wird sie allenthalben in Deutschland angebaut. Außerdem kommt noch eine nicht kleine Anzahl von Arten der Münze wildwachsend vor.

43. Das Bilsenkraut.

Das Bilsenkraut wächst häufig auf Schutthaufen, Kirchhöfen, an Wegen und Zäunen, und ist an seinen gelblichen, purpurrothen Flecken und Streifen durchzogenen, glockenförmigen Blüthen leicht zu erkennen. Man unterscheidet mehrere Arten desselben, als: schwarzes, weißes, sibirisches, ꝛc. Bilsenkraut. Das erstere ist in Deutschland am häufigsten anzutreffen. Schon

sein äußerliches Ansehen hat etwas Warnendes, ja Zurückstoßendes, auch hat die ganze Pflanze einen widrigen Genuß, und fühlt sich unangenehm klebrig an. Der Same und die Wurzel erregen Betäubung, Zungenlähmung, Wahnsinn und Tod. Da nur zu häufig Unglücksfälle durch den Genuß des Samens veranlaßt werden, so sollte man es möglichst aus der Nähe der Dörfer, wo es häufig wächst, ausrotten. Die Blätter werden in der Heilkunst als erweichendes Mittel äußerlich angewendet, innerlich bei Nervenleiden und Gicht. Die Wurzel vertreibt, getrocknet umhergestreut, die Mäuse.

Höchst schädlich ist das auf dem Lande übliche Räuchern mit dem Samen des Bilsenkrautes als Mittel gegen Zahnschmerzen, indem man ihn auf ein sehr heißes Eisenblech schüttet, einen Trichter darauf stellt und die Spitze an den kranken Zahn hält. Durch die Hitze zerplatzt der Same, und die innere weiße Materie, die man irriger Weise für Maden hält, welche in dem Zahn gewesen sein sollen, quillt hervor. Es erfolgt allerdings eine Schmerzlinderung, häufig aber auch Schwindel, Betäubung, Erbrechen und noch üblere Folgen.

44. Der Kellerhals.

Der Kellerhals (Seidelbast) ist ein strauchartiges Gewächs mit lanzettlichen Blättern, dessen pfirsichrothe, wohlriechende Blüthen schon im zeitigen Frühjahre vor dem Erscheinen der Blätter hervorkommen. Er wird häufig in Wäldern, sowie als Zierpflanze in Gärten gefunden. Alle Theile dieser Pflanze besitzen eine solche Schärfe, daß schon der Saft derselben äußerlich auf der Haut ein starkes Brennen verursacht, weßhalb sie auch in der Medizin als blasenziehendes Mittel angewendet wird. Selbst die Blüthen verursachen häufig nach dem Riechen daran kleine Pusteln an der Nase, sowie Kopfschmerzen. Gleich stark an Gift sind die anfänglich grünen, zuletzt hochrothen Erbsengroßen Beeren. — Die Wirkung des Seidelbastes auf den innern menschlichen Organismus ist ganz dieselbe, wie oben im Allgemeinen bereits angegeben ist, auch sind zur Rettung der Vergifteten ganz dieselben Maßregeln anzuwenden; die Geretteten leiden aber noch lange an Entkräftung. Man nennt ihn auch Wolfsbast, Brennwurzel, Kellerkraut, Bergpfeffer.

d. Gräser.

45. Der Zucker und seine Zubereitung.

Die Stoffe, welche wir Spezereien nennen, wie Zucker, Kaffee und Thee, dann Gewürze, wie Pfeffer, Zimmt, Nelken, waren ehemals selten und theuer. In neuerer Zeit sind die Preise derselben bedeutend gefallen, und es wird davon viel mehr gekauft und verzehrt als früher, ja so viel, daß ungeheuere Summen Geldes für dieselben außer Landes gehen. Und doch sind diese Waaren eigentlich nicht unbedingt nothwendig zum Lebensunterhalt, und das Geld, welches für dieselben ins Ausland geht, könnte zu viel nützlicheren und nöthigeren Dingen verwendet werden.

Der meiste Zucker, der in den Handel kommt, wird aus Zuckerrohr gemacht. Es ist dieses ein Schilfgras, welches unserem Wälschkorn sehr ähnlich ist, eine Höhe von 8—12 Fuß erreicht und in allen heißen Ländern, wie in Ostindien, Westindien und Amerika gebaut wird. Während wir uns den Zucker und die damit bereiteten Speisen schmecken lassen, denken wir selten daran, wie viel Schweiß und Mühe es gekostet hat, denselben herzustellen. Denn der Anbau des Zuckerrohrs wird durch Neger oder schwarze Sklaven besorgt, welche von ihren Herren nicht selten so unbarmherzig behandelt werden, wie etwa ein roher Bauer mit seinem Vieh umgeht. Dieselben sind entweder aus ihrem eigentlichen Vaterlande Afrika gegen ihren Willen fortgeschleppt oder in der Sklaverei geboren, und müssen vom Morgen bis zum Abend in der glühenden Sonnenhitze unter der Peitsche des Aufsehers arbeiten, einzig nur um ihren Herren Gewinn und uns ein leckeres Genußmittel zu verschaffen. Das Zuckerrohr reift gewöhnlich in Einem Jahre, und die rohrartigen Stengel sind dann wohl zwei Zoll dick. Nachdem es reif geworden ist, wird es mit krummen Messern abgeschnitten und in die Zuckermühle gebracht. Es befinden sich daselbst Eisenwalzen, welche sich mit großer Kraft gegen einander bewegen. Zwischen ihnen wird das Zuckerrohr zerquetscht, so daß der Saft in ein darunter stehendes Gefäß fließt. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Neger, welcher die Zuckerrohre zwischen die Walzen zu stecken hat, selbst ergriffen und jämmerlich zerquetscht wird. Hundert Pfund Rohr geben in der Regel zehn Pfund Zucker.

Der erhaltene Zuckersaft würde nun bald zu gähren anfangen, wenn er nicht sogleich mit Kalkwasser gemischt, geseiht und in großen Pfannen eingekocht würde. Man gießt ihn dann in

Gefäße, wo er einige Zeit stehen bleibt und einen gelben oder braunen Zucker absetzt, welcher Farinzucker oder Rohzucker genannt wird und in Holzkisten oder Bastmatten zu uns eingeführt wird. Außer diesem Zucker wird aber auch ein schwarzer Syrup gewonnen, welcher Melasse heißt. Man mischt denselben mit Wasser und Hefe, worauf er gährt, und aus dieser gegohrenen Masse destillirt man das stark weingeistige Getränke, welches Rum genannt wird.

Wenn der Rohzucker zu uns gekommen ist, wird er in eigenen Fabriken, den sogenannten Zuckerraffinerien gereinigt, so daß weißer Zucker daraus entsteht. Zu diesem Zweck kocht man ihn mit Wasser und Eiweiß oder Ochsenblut, damit er klar wird. Hierauf läßt man die Flüssigkeit durch Beinschwarz fließen, wobei aller Farbestoff beseitigt wird. Die reine Zuckermasse wird nun in großen Pfannen eingekocht und in Formen gegossen. Letztere haben an ihrem unteren, spitz zulaufenden Ende ein Loch, welches jedoch zugestopft wird, und in ihnen erstarrt (krystallisirt) der Zucker alsbald.

Wenn hierauf der Pfropf herausgezogen wird, so fließt ein brauner Zuckersaft ab, welcher Syrup genannt wird. Der weiße Zucker wird aber aus der Form genommen und getrocknet und hat nun die Gestalt eines spitzen Hutes. Der Hutzucker kommt in verschiedener Feinheit vor, je nachdem er mehr oder weniger weiß und hart ist. Der feinste wird Raffinad genannt. Melis und Lumpenzucker sind geringere Sorten. Wenn man gereinigten, nochmals geläuterten und zur Syrupsdicke abgedampften Zucker in metallene Kästen gießt, welche mit Fäden durchzogen sind, und ihn an einem stark geheizten Orte verdunsten läßt, so setzen sich an die Fäden große Zuckerkrystalle an. Den hiedurch gebildeten harten Zucker nennt man Kandis, und man unterscheidet nach der Reinheit braunen, gelben oder weißen Kandiszucker.

Zucker findet sich aber nicht nur im Zuckerohre, sondern auch in vielen andern Pflanzen, z. B. in den süßen Beeren und Früchten, in Feigen und Rosinen, sowie auch im Honig. Die weißen Rüben, die Möhren, die rothen Rüben schmecken ebenfalls süß wegen des Zuckers, den sie enthalten. Die Menge desselben ist aber verhältnißmässig so gering in diesen Wurzeln, daß seine Gewinnung die darauf verwendeten Kosten nicht decken würde. In den Runkelrüben jedoch ist eine größere Menge Zucker enthalten, weßhalb man sie im Großen anbaut und zur Bereitung von weißem Zucker verwendet.

Da einmal der Verbrauch von Zucker auf der ganzen Erde und auch bei uns ein ungeheuer großer ist, so muß man sich freuen, daß in Deutschland der Anbau von Runkelrüben zum Zweck der Zubereitung in einer bedeutenden Ausdehnung betrieben wird, und es wurden in demselben schon im Jahre 1858 in 257 Fabriken 36 Millionen Zentner dieser Rüben zu Zucker verarbeitet. Hundert Zentner Runkelrüben enthalten gegen 11 Zentner raffinirten Zucker. Dadurch ist die Einfuhr von Rohzucker aus fremden Ländern bedeutend verringert worden, sie beträgt aber immerhin jährlich noch gegen ½ Million Zentner.

Am bequemsten haben es unstreitig die Nordamerikaner. Bei diesen wachsen zwei Bäume, denen man ohne Weiteres im Frühjahre Zuckersaft abzapfen kann, wie man an manchen Orten den Birkensaft abzapft zum Birkenwein. Jene Bäume gehören Beide zum Ahorngeschlecht; es ist der Zuckerahorn und der schwarze Ahorn. Von diesen zwei Bäumen gewinnen die Nordamerikaner den Saft zu dem größeren Theile des Zuckers, den sie verbrauchen. Ein Baum enthält durchschnittlich 2—3 Pfund Zucker, und im Jahre 1850 wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's nicht weniger als 342,000 Zentner Ahornzucker gewonnen.

e. Schwämme.

46. Die Morchel.

Die Morcheln, welche getrocknet in Suppen gethan werden, wachsen in unsern Nadel- und Laubwaldungen. Das Geschlecht, dem sie angehören, zeichnet sich dadurch aus, daß die obere Fläche des Huts mit netzförmigen Zellen versehen und die untere glatt ist. Die gemeine eßbare Morchel findet sich im Frühjahre. Man erkennt sie an dem länglich eirunden, nackten, zelligen Hut, der anfangs röthlich gelb, dann graubraun und im trocknen Zustande schwärzlich aussieht.

47. Der Champignon.

Eigentlich Feld-Blätterschwamm; denn zu dem Geschlechte der Blätterschwämme, welche unten mit Blättern gestrahlt sind, gehört er. Man erkennt ihn an dem starken Strunke, der mit einer Wulst versehen ist, dem weißlichen, schuppigen Hut und den röthlichen oder aschfarbenen Blättern von zweierlei Länge, welche gegen den Stiel ablaufen. Wenn dieser Schwamm aus der

Erde kommt, ist er kugelförmig, weiß und man glaubt einen Bovist zu sehen; indeß unterscheidet man ihn leicht durch's Gefühl, denn der Bovist hat eine lederartige, der Champignon aber eine zartere Haut. Wenn man diesen Schwamm für die Küche brauchen will, so muß man ihn abnehmen, bevor er sich ausbreitet; denn alsdann kommen bald Maden hinein und er fängt an, in Fäulniß überzugehen. — Andere Blatterschwämme, welche man genießt, sind der Kaiserling oder Herrenpilz, der weiße Pfifferling, der Reizker oder Tönnling, die verschiedenen Arten Brätlinge u. a. m.

f. Moose.

48. Das isländische Moos.

Das isländische Moos ist unter allen Gewächsen in der Welt eines der nützlichsten. Es wächst in den ärmsten nördlichen Ländern, wie Island, Lappland u. s. w., sehr häufig und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Seine Blätterlappen, welche ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Aestlein zertheilt, die sich in noch kleinere mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Röthliche fallend, glatt; die hügliche Außenfläche ist bleichfarbig (weißlich oder grünlich gelb). Am bittern Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vortreffliches Mittel, welches oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit, magere Pferde und Ochsen, sowie manche kranke Schafe werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brod davon backen oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem, so wenig hervorbringenden Lande kaum leben ohne das isländische Moos, welches daselbst alle nackten Felsen überzieht, auf denen sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet wird, als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfange, ehe Island von Pflanzen bewohnt war, die Meereswellen, sowie sie es jetzt daselbst noch öfters thun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen guten Obstbaum, und auf seiner Rinde das arme, unscheinbare isländische Moos heran an die Insel getrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der

Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komme ich nun, geführt von den Wellen des Ozeans, als ein künftiger Wohlthäter an diese Insel und bald werden meine schönen Blüthen und herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob und Verehrung empfahen. Aber was willst du, elendes und verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten!" Das arme kleine Moos hätte sich dann geschämt und hätte geschwiegen. Aber siehe, nach wenig Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen. Denn der schöne Baum, den die Einwohner von Island mit Jubel in die Erde gepflanzt hätten, käme dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, genügsam sich über alle dürren Felsen hinwegzog, und nun den Tausenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brod gab. — Wenn die Isländer oder Samojeden das isländische Moos als Speise benützen oder in Mehl zu Brod verwandeln wollen, so befreien sie das Moos zuvörderst von allen fremdartigen Dingen, schneiden es dann in Stücke, trocknen es an der Sonne oder in einem geheizten Ofen, und zermalmen es zuletzt, indem sie derb auf dasselbe losschlagen, in eine mehl- oder pulverartige Masse.

C. Das Mineralreich.

a. Erden und Steine.

49. Das Porzellan.

Mit diesem Namen benennt man das schönste und kostbarste Produkt der Töpferkunst, ein Mittelding zwischen dem Glase und dem gewöhnlichen Töpfergeschirre. Die Japaner und Chinesen mögen wohl schon vor langer Zeit die Verfertigung dieses Schmelzwerkes verstanden haben; denn bereits im Jahre 1474 gab Barbaro, ventianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem ausländischen Kunstprodukte. Später wurde es durch die Portugiesen über Ostindien nach Europa gebracht, wo es als Seltenheit sehr geschätzt wurde. Erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden, und zwar von einem Deutschen, Namens Böttcher aus Schleiz im Voigtlande gebürtig. Er hatte die Apothekerkunst gelernt, und war Apothekergehilfe in Berlin. Von hier wurde er genöthigt, zu entfliehen, weil er in dem Rufe

stand, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und so kam er auf seiner Flucht nach Sachsen. Doch auch hier verbreitete sich bald dasselbe Gerücht von ihm und der damalige Churfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August II., ließ ihn nach Dresden kommen und befragte ihn, ob er Gold zu machen verstehe, was aber Böttcher standhaft laügnete. Der König schenkte dieser Antwort keinen Glauben, ließ ihn auf die Festung Königstein bringen und gab Befehl, den Gefangenen gehörig zu verwahren und auszuforschen. Hier machte nun Böttcher Versuche und erfand ungefähr im Jahre 1703 die Masse und Bereitung des Porzellans, was für Sachsen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs wurde es in Dresden verfertigt; das erste Porzellan, welches Böttcher zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen in der Nähe von Meißen vorhandenen Thone bereitet. Im Jahre 1709 fing man aber an, weißes Porzellan zu verfertigen und ein Jahr später wurde die berühmte, noch jetzt blühende Porzellanfabrik in Meißen angelegt, in welcher Böttcher bis an seinen Tod, der den 14. März 1719 erfolgte, das Verfahren leitete und zur Vervollkommnung bemüht war. Als Belohnung hat ihn der König in den Adelstand erhoben. Die Porzellanfabrik in Meißen ist die Mutter aller übrigen Porzellanfabriken in Europa geworden. Das sächsische Porzellan, welches als Zeichen die beiden Curschwerter führt, übertrifft an Weiße, Malerei u. s. w. das chinesische.

Diese so wichtige Erfindung mußte die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregen, Engländer, Holländer, Franzosen boten alle Mittel auf, das Porzellan nachzumachen, und ließen sogar Materialien aus China kommen, aber alle Bemühungen blieben vergeblich. In Sachsen bewachte man das Geheimniß dieser wichtigen Kunst so sorgfältig als möglich und verbot die Ausfuhr des Porzellanthones bei Todesstrafe. Dennoch wurde das Geheimniß veröffentlicht und schon 20—30 Jahre später wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt und nach und nach vervollkommnet. Noch später gründete man Porzellanfabriken in Fürstenberg im Wolfenbüttelschen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutschlands, von denen die Fabrik in Berlin, 1760 errichtet, mit der meißener Fabrik wetteifert und diese in der Malerei zum Theil übertrifft, jedoch in der Güte der Masse ihr immer noch nachstehen muß. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener fingen nach und nach die Kunst, Porzellan zu machen, an, doch steht ihr Porzellan dem ächten deutschen nach.

Man verlangt von einem ächten Porzellan, daß es alle guten Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit habe. Es muß im höchsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben. Am Stahle muß es Funken geben, und auf dem Bruche an Feinheit, Dichtigkeit und Glätte dem Email gleichen. Beim Zerschlagen muß es rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchsichtig sein, jedoch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse nur durch größere Glätte unterscheiden. —

Das Wesentliche der Porzellanfabrikation besteht darin, daß es aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen.

Zur Verfertigung des Porzellans sind mehrere Stoffe nöthig, nämlich Thon, Kiesel oder Quarz und Gyps, wozu noch der Feldspath kommt; den Hauptbestandtheil macht jedoch der reinste magere Thon aus, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt. Dieser Thon, welcher Porzellanthon oder Porzellanerde heißt, ist meistens aus verwittertem Feldspath entstanden und ist von weißlicher oder blaßgrauer Farbe. Er schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Die so geschätzte sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man in der Nähe des Bergstädtchens Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath antrifft.

50. Der Smaragd.

Der Smaragd sieht, wenn er recht schön ist, so rein grün aus, daß die frischesten grünen Blätter und Frühlingswiesen neben ihm gelblich grün erscheinen. Der schönste Smaragd findet sich in Südamerika und in Oberägypten, von wo man ihn vor Alters hergebracht hat. Auch in Salzburg, im Heubachthale, findet man welchen, der ist aber nicht sehr ausgezeichnet. Er wächst in sechsseitigen Säulchen. Dieses ist wohl der schönste Stein in der Welt, den man nur gerne ansieht. Und seine Schönheit mag auch die Veranlassung gegeben haben zu der hohen Achtung und Verehrung, in welcher er bei manchen Völkern stand und noch steht. Denn nicht bloß erwiesen ihm die alten Peruaner eine abgöttliche Ehre, sondern noch jetzt ist, wie

dieß Buchanan auf seiner Reise in Ostindien erfuhr, bei manchen Völkerschaften der Mahratten das Tragen eines Smaragdringes ein Vorrecht und Abzeichen des Fürsten und seiner nächsten Freunde, so wie der Gesandten. Deßhalb gewährte dem Buchanan jener Smaragdring, den ihm ein Mahrattenfürst in dieser Absicht an seinen Finger gab, größere Vortheile, als der beste Paß oder Firman in andern Ländern gethan haben würde, indem er ihm überall unter dem streit- und raublustigen Gebirgsvolke die Beachtung eines fürstlichen Botschafters erwarb.

Der Smaragd enthält, außer der Kieselerde, auch Beryllerde und ist durch dasselbe Metall (Chrom genannt) so schön grün gefärbt, welcher dem Spinell und dem böhmischen Granat ihre rothe Farbe gibt. Ein schöner Smaragd, der ein Karat wiegt, kostet 18—20 Gulden; ein 12 Karat schwerer gegen 1500 Gulden.

51. Der Sapphir.

Der Sapphir ist von schöner blauer Farbe, die in mancherlei Abstufungen bis in's Weiße fällt; er entfärbt sich aber im Feuer. Er ist nicht so kostbar, als der vorige, und findet sich am schönsten auf der Insel Ceylon und in Ostindien; kleine Stücke hievon findet man auch in Böhmen. Es gibt auch einen kornblumenblauen Sapphir, der selten und sehr schön ist, und orientalisches Männlein heißt.

Zur Familie des Rubins und Sapphirs gehört auch noch der körnige Korund oder ächte Smirgel, welcher eine schmutzige indigoblaue Farbe hat, von feinkörnigem Gefüge ist, und mitunter schon bei Schwarzenberg im sächsischen Gebiet gefunden wird; dann der Korund von graulicher Farbe, welcher aus Ostindien kommt und zum Edelsteinschleifen benützt wird; ferner der Demantspath, bräunlich und sechseckig krystallisirt, und der Spinell, karminroth von Farbe.

52. Der Serpentin.

Der Serpentin, d. h. Schlangenstein, weil er meist der Haut mancher Schlangen hinsichtlich der Farbenzeichnung ähnlich ist, findet sich häufig in Böhmen, Schlesien, Mähren, Sachsen, Italien und Nordamerika. Der Serpentin gehört zu den Kalkerden; die vorherrschende Farbe ist Grün; doch finden sich kleinere Stücke in allen Farben, in gemischten, gefleckten, geaderten und geflamm-

ten Zeichnungen. Er ist weich, wesshalb er sich zu allerlei Geräthen verarbeiten lässt. Man verfertigt aus ihm, hauptsächlich durch Drechseln, Tabacksdosen, Dintenfässer, Leuchter, Vasen u s. w., besonders Mörser für die Apotheker, die den Vorzug vor den Metallmörsern haben, dass sie von ätzenden Stoffen weniger leicht angegriffen werden.

b. Salze.

53. Der Salmiak.

Der natürliche Salmiak ist ein vulkanisches Produkt, daher findet er sich am häufigsten an den Feuerbergen, z. B. Aetna, Vesuv oder in Steinkohlengebirgen. Seine Krystalle sind sehr undeutlich, seine Farbe ist weiß, grau, gelb oder grünlich; er löst sich sehr leicht in Wasser auf. Der weiße Salmiak wird durch Kunst bereitet und zwar in Aegypten, von wo er früher häufig nach Europa eingeführt wurde. Lange Zeit kannte man die Art seiner Gewinnung nicht, da diese sehr geheim gehalten wurde, bis im 18. Jahrhunderte ermittelt ward, daß man ihn daselbst aus dem Miste der Kühe und Kameele, welcher in Afrika als Brennmaterial benützt wird, gewinne. In Europa wird derselbe in mehreren Fabriken aus den Knochen bereitet.

Der Nutzen des Salmiaks, sowohl in der Färberei, als auch zur Verzinnung des Kupfers und Eisens, zur Schmelzung des Goldes, so wie in der Arznei, ist sehr bedeutend. Das unter dem Namen Salmiakgeist bekannte Reizmittel hat schon manchen Ohnmächtigen von Neuem belebt. Man benützt den Salmiak auch zu Fleckwasser und zu Fleckseife.

54. Der Borax.

In Tibet, Persien, China, der Tartarei und auf der Insel Ceylon in Asien findet sich in dem Wasser kleiner Seen eine Art Salz, welches Borax genannt wird, und das sich bei dem theilweisen Austrocknen der Seen am Ufer in Gestalt kleiner Crystalle von schmutziggelber Farbe ansetzt. Hier wird es in großer Menge gesammelt und kommt unter dem Namen Tinkal nach Enropa, wo es in sogenannten Borax-Raffinerien gereinigt, d. h. von einem ihm anhängenden fettigen oder seifenartigen Stoffe befreit wird. Der Borax hat unter anderem die Eigenschaft, bei starker Hitze zu einer Art Glas zusammenzuschmelzen,

mit Metallen in Verbindung gebracht, einen glasigen Ueberzug auf ihrer Oberfläche zu bilden und den darauf haftenden Rost, Grünspan u. dgl. aufzulösen. Man benützt ihn deßhalb als ein sehr werthvolles, ja unentbehrliches Hilfsmittel beim Löthen von Eisen, Kupfer, Messing, Silber und Gold, sowie beim Gießen vieler Metalle. Außerdem wird er in der Glasfabrikation zur Bereitung einiger Farben und innerlich wie äußerlich als Arzneimittel gebraucht.

55. Das Natronsalz.

Das Natronsalz, auch Soda genannt, findet sich in der Natur gewöhnlich in sehr unansehnlichen Krystallen als ein mehlartiger Ueberzug auf verschiedenen Gesteinen und an den Ufern einiger Seen Asiens, wird aber auch durch Auslaugung aus der Asche verschiedener Salzkräuter gewonnen. Es dient zur Bereitung der bekannten Sodaseife und findet auch in der Färberei, in der Medizin und zum Glasschmelzen häufig Anwendung.

56. Das Glaubersalz.

Das Glaubersalz ist weiß, schmeckt auf der Zunge anfänglich kühlend, hernach bitter, zerfällt an der trocknen Luft zu einem weißen Pulver, und löst sich in warmem Wasser viel lieber und schneller auf, als im kalten. Man findet es besonders in Salzquellen, sowie in Steinsalzgebirgen; größtentheils aber wird es künstlich bereitet. Dieses Salz besteht aus Schwefelsäure, Natron und Wasser und ist als eines der vorzüglichsten Abführungsmittel bekannt.

c. Brennbare Mineralien.

57. Das Reisblei.

In Urgebirgsarten, Granit, Gneuß, Glimmer- und Thonschiefer findet man an manchen Stellen jene eisenschwarze oder stahlgraue, anf dem Strich metallisch glänzende Masse, welche Reisblei oder Graphit genannt wird. Er dient zur Verfertigung von Bleistiften, als Schmiere zur Verhinderung der Reibung von Holz auf Holz, oder Metall auf Metall bei Maschinen, zum Schwärzen der eisernen Oefen u. dgl. Vorzüglicher Graphit zu Bleistiften wird in England und auf der Insel Ceylon gegraben. Ebenso gut und zum Theil noch besser ist jener, den

der Bleistiftfabrikant Faber aus eigenem Bergwerk in Sibirien bezieht. Seine Fabrik befindet sich in Stein bei Nürnberg und die in ihr gefertigten Bleistifte, welche vielfach an Güte die englischen übertreffen, werden in ungeheuerer Zahl nach allen Erdtheilen versendet. Der Graphit von Passau in Bayern gibt weniger gute Bleistifte, dagegen verfertigt man durch Vermischung desselben mit feuerfestem Thon die berühmten Passauer und Ipser Tiegel, die dem stärksten Ofenfeuer widerstehen und vorzüglich zum Schmelzen von Metallen verwendet werden. Seit etwa sechs Jahren werden große Mengen solcher Gefäße aus einem sehr vorzüglichen Graphit verfertigt und in den Handel gebracht, den man in Ostindien entdeckt hat. Hiedurch fangen die Passauer Tiegel an, weniger gesucht zu sein als früher. Bemerkenswerth ist, daß der Graphit aus nichts anderm besteht, als aus reinem Kohlenstaub.

58. Das Bergöl.

Das Bergöl, Erdöl, Steinöl hat eine verschiedene Farbe und ist mehr oder weniger flüßig. Das gelbe, durchsichtige, wird Naphtha genannt. Das Erdöl fließt an verschiedenen Orten in Italien, Sicilien, am kaspischen Meere ꝛc. aus der Erde hervor. Es ist leicht entzündbar, und brennt ununterbrochen fort, weßwegen es zu Lampen nicht gebraucht werden kann, weil der ganze Docht mit verbrennen würde. Aber die Bewohner von Baku in der Provinz Schirvan in Persien kochen daran ihre Speisen, indem sie dasselbe anzünden und dann fort brennen lassen. Wo eben kein Erdöl aus der Erde fließt, machen diese Menschen nur ein Loch in die Erde, und bringen ein Licht daran und erhalten immerwährendes Feuer. Außerdem wird das Bergöl auch noch zum Anstreichen der Schiffe und in der Apotheke benützt.

d. Metalle.

59. Das Gold.

Das Gold findet sich fast in allen Gebirgen von Europa, Asien, Afrika und Amerika, ja sogar im aufgeschwemmten Lande am Uralgebirge, sowie als Waschgold in vielen Flüssen und Bächen, hauptsächlich in Ungarn, Siebenbürgen, Salzburg, Spanien, Portugal, Brasilien, Peru, Mexiko u. s. w. Es ist von goldgelber Farbe, nach dem Platina das schwerste Metall,

sehr geschmeidig, ungemein dehnbar und im Feuer beständiger, als alle übrigen Metalle, nur fehlt ihm Härte, denn es ist weich wie Blei. Es pflegt daher mit Kupfer oder Silber versetzt zu werden. Das reine Gold, ohne alle Zusätze, enthält 24 Karat. Das versetzte wird legirtes Gold genannt und nach der Menge des reinen Goldes bestimmt. So besteht z. B. 20-karätiges Gold aus 20 Theilen Gold und 4 Theilen Zusatz. Man theilt nämlich eine Mark, d. h. 16 Loth Gold, in 24 Karate ein.

Nicht selten findet man große Klumpen Gold, so z. B. im Jahre 1782 in Brasilien ein Stück von 2560 Pfund. Man kann es aus den Erzen, in welchen es enthalten ist, nur durch Hilfe des Königswassers, dem einzigen Auflösungsmittel des Goldes, herausziehen, sonst widersteht es allen Säuren. Wenn man das Gold aus seiner Auflösung durch Ammoniak niederschlägt, so erhält man ein gelbes Pulver, welches beim Reiben oder bei Erhitzung mit großem Knalle platzt, und deßhalb Knallgold genannt wird.

Außer dem reinen Golde findet man in der Natur auch noch verschiedene Mischungen, z. B. Silbergold mit geringen Spuren von Silber und Palladgold, in welchem, außer Silber, auch noch Palladium enthalten ist.

60. Die Platina.

Die Platina, sonst auch wohl weißes Gold genannt, ist erst seit ungefähr 70 Jahren in Europa bekannt. Damals wurde sie aus Amerika gebracht. Lange war das spanische Amerika das einzige Land der Erde, welches Platina lieferte. Ganz neuerlich hat man sie nun aber auch in Europa, nämlich in den Silbergruben von Quadalkanal in der spanischen Provinz Estremadura entdeckt. Völlig gereinigter Platina-König ist silberweiß, schwerer als andere Metalle, also der schwerste Körper der irdischen Schöpfung, zum Erstaunen dehnbar und zähe, und sehr schwer zu schmelzen (strengflüssig). An Härte kommt dieses Metall dem Eisen bei, und seine Oberfläche leidet nicht die geringste Veränderung, sie mag der Luft oder dem Wasser ausgesetzt werden, d. i. sie rostet nicht. Kein Metall nimmt bei blendend silberweißem Glanze eine so herrliche Politur an, als die Platina. Mit Hilfe anderer Metalle schmelzt man sie und verfertigt daraus prächtige Dosen, Uhrketten, Löffel und andere Waaren, welche im Preise etwas unter dem Golde stehen. Mit Kupfer und Arsenik versetzt, gibt sie die trefflichsten Spiegel zu Telescopen.

III. Zur Naturlehre.

a. Luft.

1. Der Luftballon.

Eine große, hohle Kugel aus Seidenzeug, der außen gefirnißt ist, so daß er keine Luft hindurch läßt, nennt man Luftballon. So lange der Luftballon mit Luft gefüllt ist von der Beschaffenheit und Wärme, wie sie hier unten an der Erde sich befindet, kann er nicht hinaufsteigen. — Wenn man ihn dagegen mit einer viel leichteren Luftart, also z. B. mit Wasserstoffgas füllt, welches vierzehnmal leichter ist als die Luft, dann wiegt der Seidenzeug und das Wasserstoffgas zusammen viel weniger, als ein gleich großer Raum von der Erde zunächst befindlichen Luft; deßhalb steigt der Ballon nach oben und kann je nach seiner Größe auch noch andere Lasten mit sich emporheben. Diejenigen, welche mit einem Luftballon reisen wollen, pflegen unten an demselben eine Art Boot zu befestigen, in welches sie sich setzen, und wohin sie Lebensmittel und Ballast, gewöhnlich Sand mitnehmen. — Anfangs geht das Emporsteigen sehr rasch, später immer langsamer und langsamer, bis sie zuletzt in eine Höhe kommen, wo die Schwere des Ballons, sammt dem, was darin und daran ist, der Schwere der Luft gleichkommt, in der sie sich nun befinden. — Hier ist ein etwas höheres Steigen nur möglich, wenn wir diese Schwere verringern, und dieß geschieht durch Auswerfen des mitgenommenen Sandes. In allen Höhen ist der Luftballon dem Windzuge Preis gegeben, da ein Lenken desselben und Fahren gegen den Wind nicht möglich ist. — Er wird daher immer nach der Richtung geführt, wohin der Wind bläst. Mit solchen Luftballons sind schon viele kühne Reisende hoch in die Luft hinaufgestiegen und wurden von dem scharfen Windzuge über Meere und hohe Berge in andere Länder fortgeführt, wobei sie Wasser und Land unter sich erblickten wie auf einer Landkarte. — Wenn sie dagegen in dickes Gewölke oder über dasselbe kamen, so war ihnen der freie Ausblick verschlossen. Diese Luftreisen sind jedoch auch oft unglücklich ausgegangen. Es kam vor, daß der Luftballon zuletzt sich in das Meer niedersenkte und die Reisenden den Wellen preisgab, oder es entstand ein Loch in dem Seidenzeug, so daß das Wasserstoffgas ausströmte und der Ballon sammt den Reisenden mit großer Schnelligkeit von einer bedeutenden Höhe herabfiel. Die weiteste

Luftfahrt war die, welche der bekannte englische Luftschiffer Green im Jahre 1839 ausführte, wo er in Zeit von 24 Stunden von London aus über das Meer herüber nach Deutschland fuhr und sich in Coblenz wieder auf die Erde niederließ. Die größte Höhe dagegen, zu der Menschen sich erhoben, war jene, bis zu welcher ein berühmter französischer Gelehrter bei seinen Luftreisen im Jahre 1804 emporstieg, denn er kam fast eine Meile weit von der Erde hinauf. Es gibt aber natürlich für jeden Ballon eine gewisse Höhe, über welche hinaus er wegen der Dünnheit der Luft unmöglich weiter steigen kann. Verschiedene Gelehrte haben solche Luftreisen zu dem Zweck übernommen, um den Zustand der Luft in den höhern Schichten zu untersuchen, wobei sie verschiedene nützliche Beobachtungen und Entdeckungen machten. Noch ist es nicht gelungen, an dem Ballon solche Vorrichtungen anzubringen, daß man mit ihm in beliebiger Richtung segeln kann, wie ein Schiff auf dem Wasser. Erst wenn dieses Geheimniß entdeckt ist, wird die Luftfahrt im Allgemeinen für die Menschen nutzbar gemacht werden können. — Statt des reinen nur mit sehr vielen Kosten zu bereitenden Wasserstoffgases hat man in neuerer Zeit auch bedeutend wohlfeileres Steinkohlengas (Kohlenwasserstoffgas) angewendet. — Noch eine andere Art, den Ballon zum Steigen zu bringen, besteht darin, daß man ihn mit gewöhnlicher Luft füllt und diese durch unten aufgehängte Lampen verdünnt. — Die ersten Luftfahrten wurden nur auf die letztere Art ausgeführt.

2. Die Gasbeleuchtung.

Es gab eine Zeit, wo es Nachts auf der Straße der Städte stockfinster war. Niemand bekümmerte sich darum, ob man den Hals brach, oder ob Roß und Mann in den ungepflasterten bodenlosen Wegen stecken blieben. — Da ward Licht; die Straßenlaternen mit Oellampen kamen auf und wurden mit Jubel begrüßt. — Jahrhunderte lang war man zufrieden mit ihrem trüben Lichte hinter den schwarz beräucherten Scheiben, und als man vollends blitzende Metallblenden hinter der Flamme anbrachte, da waren die öligen Lampenputzer in mondlosen Nächten der civilisirten Welt beste Freunde und geschworene Feinde aller Diebe und andern liederlichen Gesindels. — Die armen Oellampen, wie verachtet sind sie doch jetzt! In die kleinen Städte, in die Vorstädte der größeren haben sie sich zurückziehen müssen! Und vor wem? Vor der schwarzen, russigen Steinkohle und ihrem reinen weißen Lichte, das die Nacht in Tag verwan-

delt! Niemand freut sich mehr, als der Lampenputzer. — Längst hat er sein fettiges Röcklein ausgezogen und die Scheere, die den Docht putzt, in den Winkel geworfen. — Er dreht den Hahn in der eisernen Röhre auf, hält das Licht daran, und husch — brennt die weiße, helle Flamme, — ein Licht ohne Oel und Talg, ohne Wachs und Docht, die kein Wind erlöscht — eine Gasflamme, eine Leuchte von brennender Luft, von Kohlenwasserstoffgas. — Was doch alles in einer schwarzen, russigen Steinkohle, diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt zusammengebackenen Stoffe, stecken kann, und was der Mensch nicht alles erfindet! Da ist eine der vielen Gasbeleuchtungs-Anstalten, wie sie bei großen Städten gar häufig sich finden. Tritt näher; aber halte die Nase zu, denn das Gas stinkt gewaltig. Hier sind rohe Steinkohlen; sie werden in ein von allen Seiten zu verschließendes eisernes Behältniß gebracht, in das nur eine eiserne Röhre hineingeht, worauf man außerhalb ein recht gehöriges Feuer rings um das eiserne Behältniß anbrennt. Sobald die Kohlen in dem Eisenkasten zu glühen anfangen, entwickelt sich aus ihnen das Leuchtgas (brennbare Luft), welches sogleich in der angebrachten eisernen Röhre in die Höhe steigt. Da dasselbe aber noch eine große Menge dicker, schmutziger Bestandtheile bei sich hat, wird es in den Röhren durch ein großes, mit kaltem Wasser angefülltes Faß hindurch getrieben. Sobald es kalt wird, setzt es dort den bekannten Steinkohlentheer ab, der durch eine andere Röhre abfließt. Es ist das der schwarze, zur Sommerszeit stark riechende Theer, mit welchem man häufig die Fensterläden und Balken an den Häusern anstreicht. Das Gas aber steigt wieder in die Höhe in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß. In diesem Gefäße steht im Wasser, wie ein umgekehrt hingestelltes Bierglas, der eiserne, ungeheuer große Gasbehälter, so, daß das Wasser den ganzen innern Raum desselben ausfüllt. Da die leichte Luft nämlich im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas aus dem Wasser in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hingestellte Gasometer auffinge und zurückhielt. — Je mehr sich Gas entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter, der immer leerer vom Wasser wird. Zuletzt ist das ganze Gefäß mit Gas gefüllt und steht nur mit dem Rande unten noch im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen könne. Aus diesem Gasbehälter, der gewöhnlich 30,000 Kubikfuß faßt und 11 Ellen hoch und 20 Ellen weit ist, führen nun eiserne, unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Straßen und Häuser der Städte. Sobald man an den Röhren

den Hahn umdreht, ist es da! Nun kommt's freilich vor, daß der Gasbehälter springt; nun, dann brennt keine Lampe in der ganzen Stadt, und die Herrschaften in dem mit Gas erleuchteten Theater sitzen mit einem Male im Finstern! Das konnte allerdings in der guten, alten Zeit nicht vorkommen! Manchmal bekommen sogar die Röhren Risse, es strömt äußere Luft hinein und bildet, mit dem Leuchtgase vermischt, das furchtbare Knallgas, das anzündet, wie Pulver Explosionen erzeugt und Röhren und Alles um sich her zerschmettert. Aber wer denkt daran, wenn man beim blendenden Gaslichte die Nacht in Tag verwandeln sieht? Wer denkt daran, daß aus denselben Kohlen sich auch jenes furchtbare tödtliche Gas entwickelt, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Oefen schließt, oder Kohlenbecken in verschlossene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unbemerkbar den Todesschlummer herbeiführt! Da lobe ich mir meine alte Oellampe, spricht der Träge. Der Denker aber bewundert in der wunderbaren, herrlichen Naturkraft, die hier tödtet, dort erfreut und erleuchtet, die Größe Gottes, der nur von denkenden Menschen seine Gaben benützt wissen will.

3. Der Tornado und andere heftige und schädliche Winde.

Ebenso heftig, wie auf den Antillen gibt es auch Stürme auf der Küste von Guinea in Afrika und am Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier gibt es statt unseres Winters eine sogenannte Regenzeit, welche mit einem heftigen Sturmwinde aus Osten, Tornado genannt, ihren Anfang nimmt. Dieser Sturm dauert zwar selten länger als eine halbe Stunde, allein es ist kaum möglich seine Wuth und die Zerstörungen zu beschreiben, die er in dieser kurzen Zeit anrichtet. Bevor er losbricht, läßt sich am östlichen Horizont ein dunkles, kaum handgroßes Wölkchen sehen. Schwache, schnell auf einander folgende Blitze zucken durch die Luft: der Donner kommt allmälig näher; die Wolken werden immer dicker und schwärzer, ihr Umfang immer größer, es scheint, als wenn sie sich über einander thürmten, und endlich hüllt sich der ganze Horizont in ein mitternächtliches Dunkel. Unmittelbar zuvor, ehe der Tornado losbricht, ist gewöhnlich die Luft ganz ruhig. Eine feierliche, höchst beklemmende Stille herrscht. Alles ist banger Erwartung voll. Im nämlichen Augenblicke stürmt der Tornado mit allen seinen Schrecken verheerend aus den Wolken herab, stürzt die Hütten um, bricht Palmbäume wie Rohr zusammen und zerstört Alles, was ihm vorkommt.

Noch furchtbarer wüthet er auf der See. Wenige Minuten zuvor, ehe er ein Schiff erreicht, wird die See mit einem weißen Schaum bedeckt und fast in demselben Augenblicke thürmt sie sich auch schon in den ungestümsten Wogen empor. Bald scheint das Schiff auf berghohen Wellen in die Wolken empor geschleudert zu werden, bald wieder in den tiefsten Abgrund hinabzuschießen.

Nicht minder schrecklich ist der Typhon, ein Orkan, der öfters an den Küsten und auf den Gewässern des östlichen Asiens herrscht, und von welchem ein Augenzeuge zeugt: „Ließe man, wenn der Typhon gerade seine Wuth äußert, auf dem Vordertheile des Schiffes 10,000 Trommeln schlagen und 10,000 Trompeten blasen, so wäre es doch unmöglich, auf dem Hintertheile das Mindeste zu vernehmen. An den Küsten von Japan, der Mandschurei und China, wo das Meer unergründlich tief und das Uferland überall mehrere Tausend Fuß hoch ist, zeigen sich die anhaltendsten, heftigsten und zerstörendsten Stürme. Zu den furchtbarsten Naturerscheinungen gehören auch die heißen Winde Afrika's und Arabiens, die sich auch über das Meer ins südliche Europa, besonders nach Spanien und Italien verpflanzen.

Der Sirocco, der aus den heißen Sandwüsten Afrika's über das mittelländische Meer nach Sicilien und Italien hinweht, und sogar bis in die Schweiz vordringt, wo er unter dem Namen Föhn bekannt ist, hat für Menschen und Thiere eine erstickende oder doch sehr abspannende Kraft. Talg zerschmilzt, Gras und andere Pflanzen verdorren, wo er weht. Er hält zum Glück selten über zwei Tage an. Demselben ähnlich ist der Solano in Andalusien, der von Süden weht, das Blut ungewöhnlich erhitzt, und Schwindel erzeugt.

Der Harmattan, ein Ostwind, der aus dem Innern Afrika's kommt, und auf den Küsten von Senegambien und Guinea weht, trübt die Luft, wenn gleich keine Wolke zu sehen ist, so sehr, daß man nicht 20 Schritte weit sehen kann. Er ist sehr heiß und trocknet, wenn er 10 Tage anhält, Alles aus, so daß man z. B. die Baumblätter zwischen den Fingern zerreiben kann. Die trockensten Bretter der Schiffe und Zimmer bekommen fingerbreite Spalten. Menschen, die sich nicht verbergen wollten, würden ersticken. Mund und Augen trocknen aus und die Haut schält sich von den Händen und anderen Theilen ab. Indeß hat dieser Wind auch das Gute, daß faulfieberartige und andere Krankheiten bei seiner Ankunft verschwinden. Der Chamsin, der zuweilen in Aegypten, Arabien und Persien weht, kommt ebenfalls aus den heißen Sandwüsten, also für jene Länder aus

West und Südwest. Er hat ähnliche Eigenschaften wie der Harmattan, ist jedoch noch heißer und daher manchmal sogar tödtlich.

Der gefährlichste von allen Winden ist der, bisweilen in Arabien, Aegypten und Persien wehende Samum oder Samiel. Vor seiner Ankunft wird die Luft feurig geröthet und geräth in Bewegung. Ein furchtbar beengendes Gefühl ergreift Menschen und Thiere; alles legt sich platt zur Erde nieder und wer kann bedeckt sich mit nassen Tüchern. Er ist versengend heiß, kommt ebenfalls aus afrikanischen Sandwüsten, und es ist ein Glück, daß er eine Elle hoch über der Erde schwebt und nur etwa eine Viertelstunde dauert, so wie auch, daß er seine Ankunft durch ein vorangehendes Zischen und Knistern ankündigt. Er riecht schwefelig und faul. Menschen und Thiere, welche sich gegen ihn nicht verwahren, stürzen wie vom Blitze getroffen nieder, und ihre Leichname faulen außerordentlich schnell. Beim etwas starken Anfassen derselben, lösen sich sogar die Glieder von dem übrigen Körper ab.

b. Feuer.

4. Die Kraft des Feuers.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen,
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Strassen auf!

Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Gassen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte; Balken krachen;
Pfosten stürzen; Fenster klirren;
Kinder jammern; Mütter irren;
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch in Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie in Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen in gewalt'ger Flucht
Wächst sie in des Himmels Höhen,
Riesengross!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke:
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück,
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was des Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süsser Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

5. Das Thermometer und Pyrometer.

Eine gläserne, unten mit einer Kugel versehene, etwa einen Fuß lange und einen Strohhalm dicke Röhre, welche bis auf eine gewisse Höhe mit Quecksilber oder mit Weingeist gefüllt,

oben und unten verschlossen ist, und über der Flüssigkeit einen luftleeren Raum hat, wird ein Thermometer oder Wärmemesser genannt. Steckt man diese Röhre in warmes Wasser, so wird das Quecksilber in derselben durch den Wärmestoff, welches es in dem Wasser aufnimmt, so ausgedehnt, daß es schnell in die Höhe steigt; steckt man sie in kaltes Wasser, so wird es durch den Verlust an Wärmestoff, den es in dem Wasser erleidet, so zusammengezogen, daß es in die Röhre herabsinkt. Dasselbe geschieht nun auch in der Luft, wenn dieselbe wärmer oder kälter wird, und daher dient eine solche Vorrichtung, um durch das Steigen und Fallen die verschiedenen Wärmegrade der Luft zu messen. Man befestigt zu dem Ende die Röhre an einem aufzuhängenden Brette, und theilt daran die Entfernung an dem Punkte, wo das Quecksilber steht, wenn man die Röhre in zerstossenes, mit Wasser vermischtes Eis bringt, (vom Gefrierpunkte) bis dahin wo es steht, wenn man sie in siedendes Wasser hält, (bis zum Siedpunkte) nach Reaumur in 80 gleiche Theile, welche man Grade genannt hat, oder man sucht Fahrenheit den künstlichen Gefrierpunkt und theilt den Raum von da bis zum Siedepunkte in 212 Grade. Sagt man nun: wir haben 15, oder 20 Grad Wärme, so heißt dies nach Reaumur. Das Quecksilber im Therometer steht 15 oder 20 Grade über dem Gefrierpunkte; sagt man, wir haben 6 oder 12 Grade Kälte, so heißt dieß: das Quecksilber steht um so viele Grade unter dem Gefrierpunkte.

Den Grad der Wärme eines Körpers nennt man auch Temperatur desselben. Warme Körper haben eine höhere, kalte eine niedrigere Temperatur. Eine Vorrichtung, mittelst welcher man noch höhere Wärmegrade messen kann, als den des siedenden Wassers, nennen wir einen Pyrometer oder einen Hitzemesser.

Der von Muschenbröck verfertigte gründet sich auf die, durch starkes Feuer bewirkte Ausdehnung einer Eisenstange, und der von dem Engländer Wedgwood erfundene auf das Schwinden nassen Thones in der Hitze. Wedgwood wendet sein Pyrometer an, den Grad der Hitze zu bestimmen, welcher in seinen Steingut-Fabriken nöthig ist.

6. Das Nord- und Südlicht.

Am nördlichen Himmel hinauf, oft bis über den Scheitel hin, sieht man zuweilen, am meisten im Winter und im Herbste, nach Untergang der Sonne einen hellen feuerfarbenen, oder hochrothen strahlenden und zitternden Schimmer. Diese Erscheinung, welche nach der nördlichen Himmelsgegend hin am auffallendsten wahrgenommen wird, nennt man Nordlicht oder Polarschein.

Je nördlicher die Gegenden der Erde liegen, desto häufiger und stärker sind daselbst die Nordlichter. In sehr nördlichen Ländern, z. B. im nördlichen Sibirien, machen sie ein furchtbar prächtiges Schauspiel aus. Sie bilden da am Himmel eine Summe von Lichtströmen, welche wie die schönsten Edelsteine glänzen, aber auch ein prasselndes und rollendes Geräusch verbreiten, welches Menschen und Thiere in Schrecken setzt. Aber nicht in allen Jahren ist diese Erscheinung gleich stark.

Da auch nach dem Südpole der Erde hier eine ähnliche Erscheinung statt findet, welche man Südlicht nennt, so ist es wohl am wahrscheinlichsten, daß die ganze Erscheinung aus grossen elektrischen Strahlenbüscheln besteht, welche, vermuthlich wegen Drehung der Erde um ihre Achse, aus den Polen ausströmen. Damit stimmt Gestalt, Farbe und Geräusch überein. Auch ist zur Zeit des Nordlichtes die ganze Atmosphäre sehr elektrisch.

7. Die Irrlichter.

Wenn man am Abende eines warmen Sommer- und Herbsttages über sumpfige Wiesen geht oder überhaupt in die Nähe von solchen Oertern kommt, wo oft thierische Theile, Pflanzentheile ꝛc. in Fäulniß übergegangen sind, z. B. in der Nähe von Kirchhöfen, Schindangern u. dgl., so sieht man an diesen Plätzen oft Lichter und Flämmchen hin- und herziehen, auch lustig auf und niederhüpfen. Man nennt diese feurigen Erscheinungen Irrlichter, und wenn sie groß sind, Irrwische. Unwissende und abergläubische Menschen hielten sie nicht selten für Geister mit Laternen, welche die Wanderer, wenn diese auf sie losgingen, von ihnen immer weiter entfernten und sie endlich in Gräben, Sümpfe u. dgl. lockten. Wirklich fliehen die Irrlichter auch diejenigen, welche sie erhaschen wollen, und nicht selten gerathen auch die Verfolger derselben in Gräben und Sümpfe.

Die Irrlichter und Irrwische bestehen aus einer eigenen brennbaren Luft, welche nicht bloß im Dunkeln leuchtet, sondern sich auch in der Wärme von selbst entzünden kann. Diese Luft, welche man gephosphortes Wasserstoffgas (oder Phosphor enthaltende brennbare Luft) nennt, entwickelt sich aus faulen thierischen Theilen und aus faulen Pflanzen. Deßwegen zeigen sich diese Erscheinungen auch auf Schlachtfeldern, auf Kirchhöfen, auf Schindangern, wie schon bemerkt wurde.

Diese leuchtende Luft, woraus die Irrlichter bestehen, ist leichter als unsere atmosphärische Luft; daher werden diese in unserer Luft gleichsam schwimmend erhalten, und fallen nie zur Erde. Nur wenn sie sich entzünden, so sinkt der Rückstand nach dem Verbrennen, in Gestalt eines Froschleichs, auf den Boden hinab. Das Hüpfen der Irrlichter ist ebenfalls aus ihrer Leichtigkeit zu erklären, weil sie das Spiel jedes, auch des leisesten Windes sind. Ihr Fliehen vor Menschen, die sie verfolgen, geschieht auch nur deßwegen, weil die auf sie zugehenden Menschen immer einen Luftstoß bewirken, der sie von den Menschen hinwegtreibt. Schon durch den bloßen Hauch werden sie fortgestoßen. Daher kommt der Glaube, daß sie fliehen, wenn man auf sie zugeht. — Es hat übrigens schon so große Irrwische gegeben, daß man sie in der Ferne für eine Feuersbrunst hielt.

Leuchtende Johanniswürmchen und andere leuchtende Insekten, welche man mitten im Sommer sehr häufig in Wäldern und Gärten sieht, hat man auch oft für Irrlichter gehalten. Diese Insekten sind oft in so großer Menge, gleichsam klumpenweise, beisammen, daß sie ein sehr helles Licht um sich her verbreiten. Die leuchtende Stelle der Johanniswürmchen ist unter dem Bauche, der leuchtende Stoff, welcher sich daselbst befindet, ist phosphorigter Art, wie bei den Irrlichtern.

8. Vulkane und Erdbeben.

Das Entstehen der Vulkane und ihre Wirkungen erklären wir uns auf folgende Weise: In den ungeheuer großen Innenhöhlen der Erde entwickeln sich vielerlei Gasarten, namentlich auch brennbare und explodirende, als Wasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas, Knallgas rc.; diese entzünden sich von Zeit zu Zeit auf irgend eine Art, dehnen dann durch ihre Hitze die nicht brennlichen Gase sehr stark aus, schmelzen Steine und Metalle, wo sie dieselben treffen und entzünden auch wohl andere brennliche Mineralien. Die sich immer mehr ausdehnenden Gasarten, so wie die Dämpfe, welche sich bilden — wenn wir annehmen, daß auch noch Wasser den brennenden Gasen und geschmolzene Mineralien zuströme — suchen einen Ausweg und finden denselben endlich in einer Oeffnung, die sie sich selbst machen, in dem Krater. Oft bricht aber auch die Lava an der Seite des Berges aus, und dann ist sie desto verheerender, je tiefer unter dem Krater die Oeffnung entstanden ist. Aus dem Krater steigt dann zu Zeiten Feuer und Rauch in Menge

empor, werden Steine, zuweilen von 8—9 Fuß Dicke, stundenweit fortgeschleudert; fließt endlich ein Strom von geschmolzenen Steinen, die man Lava nennt, und die nicht selten die schönsten Fluren verwüstet. Auch Asche steigt bisweilen aus dem Krater in solcher Menge empor, daß die Luft dadurch verfinstert wird; ja oft werden ganze Landstriche mit Städten und Dörfern dadurch verschüttet, wie Pompeji und Herkulaneum in Italien durch die Asche des Vesuv. Manche Vulkane werfen Schlamm aus und heißen daher Schlamm-Vulkane; manche Wasser, Wasser-Vulkane. Wenn die Lava in der Luft verwittert, so gibt sie eine fruchtbare Erde; verhärtet dient sie zu Mühlsteinen u. dgl. Auch die Erdbeben, welche nicht selten Länder mit Städten und Dörfern verwüsten und Tausenden von Menschen oft in einer einzigen Minute den Tod bringen, entstehen wohl auf diese Art. Zwei der bekanntesten und zugleich auch der fürchterlichsten, waren, das, welches 1755 Portugal traf, und Lissabon größtentheils zerstörte, und das, welches 1805 am 26. Juli, Abends 10 Uhr, Neapel und die umliegende Gegend traf und wenigstens 10,000 Menschen in einer Zeit von 1½ Minuten das Leben raubte. Auch das Erdbeben, welches im Jahre 1829 einen Theil der Provinz Murcia und der Provinz Valencia in Spanien heimsuchte, war sehr schrecklich, zerstörte viele Gebäude, manche Orte fast gänzlich, und begrub eine große Anzahl von Menschen unter Trümmern.

9. Der Regenbogen.

Nützliches, Wohlthätiges und Unentbehrliches, was zur Nahrung, zur Bekleidung und zum Obdach, überhaupt zur Erhaltung der lebenden Geschöpfe gehört, finden wir in der ganzen Natur. Das Wasser löscht unsern Durst; für uns wachsen allerlei Früchte, um uns zu sättigen; wir finden Materialien zu unserer Bekleidung und zum Bau unserer Wohnungen. Eine allmächtige Hand reicht uns Alles dar, was wir bedürfen.

Aber auch Schönes, Großes und Herrliches hat Gott geschaffen, was wir mit erstaunendem Entzücken betrachten, was unsere Bewunderung erregt und unsere Herzen mit Freude erfüllt. Der Glanz des Sternenhimmels, die Morgen- und Abendröthe, die verschiedenen Gestalten und Farben der Wolken, das schöne Grün der Wiesen und Blätter an den Bäumen, die Blüthen und Blumen zeigen uns eine Schönheit und Pracht, die uns rührt und bewegt und unsere Seele zu Gott in dankbarer Anbetung erhebt, der sein großes Schöpfungswerk so

herrlich und unnachahmlich geschmückt hat. Der mit Vernunft begabte Mensch ist es auf der Erde allein, der dies schöne, Erhabene und Göttliche empfinden und denken kann. Zu diesen Schörheiten in der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, rechnen wir auch den vielfarbigen Regenbogen. Man muß staunen, wenn man bedenkt, daß er durch Regentropfen entsteht, in denen sich die Lichtstrahlen brechen, welche ihm diese verschiedenen Farben geben. Immer freut ihr euch, wenn ihr den großen, glänzenden Bogen über euch in der Luft ausgespannt erblickt, der mit seinen beiden Enden die Erde berührt.

Wenn ihr darauf gemerkt habt, so erscheint euch der Regenbogen nur dann, wenn euch die Sonne im Rücken steht, und in den Regen vor euch ihre Strahlen fallen läßt. Immer also der Sonne gegenüber zeigt sich der Regenbogen, des Abends in Osten, des Morgens in Westen; im Süden nur im Winter, wenn die Sonne niedrig steht. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinter stehende Wolke ist. Es sind nicht die Dünste der Wolken, sondern wirkliche Tropfen, die ihn bilden. Die Hauptfarben des Regenbogens sind: violett, dunkelblau, hellblau, dunkelgelb und roth, außerdem aber noch alle Farben, die durch den Uebergang von einer zur andern entstehen.

Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen in gleich weiter Entfernung von ihm ein Nebenregenbogen, dessen Farben von jenem in verkehrter Richtung stehen. Seltner entsteht auch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so auf einander folgen, wie wir in dem Hauptregenbogen sahen. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben und bei dem dritten sind sie am schwächsten.

Wenn eine Wolke nicht an allen Seiten regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diesen nennt man Regengalle.

Bei großen Wasserfällen, wo viele Dünste die Luft erfüllen, sieht man ebenfalls, wenn man die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, wie z. B. bei dem Niagarafall in Nordamerika, der Alles, was man sich in dieser Art Grosses und Schönes denken kann, weit übertrifft.

Wenn die Sonnenstrahlen von einer ruhigen, stillen Wasserfläche zurück in den niederfallenden Regen geworfen werden, so entsteht auch ein Regenbogen, doch mit dem Unterschiede, daß die Farben in ihm gerade in verkehrter Richtung liegen. Wenn das Meer stürmt, und die Wellen in Tropfen und Dünsten aufstieben, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft 20, 30 Regenbogen zugleich, deren Farbe gegen die Sonne gelb, gegen das

Meer blaßgrün ist. Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen, sie sind aber sehr blaß und nur weiß oder gelb.

Alle Regenbogenfarben spiegeln sich des Morgens in den kleinen Thautröpfchen, welche funkelnden Sternen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbarste Diamant funkelt dann nicht so schön als diese Tropfen, von denen die Pflanzen und Halme überstreut zu sein scheinen.

Man sieht mit jedem Augenblicke einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hinter einander im beständigen Fallen sind, und die Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden, aber wir nehmen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden fallenden Tropfen wieder ein anderer tritt. Steht man auf einer weit über den Horizont erhabenen Höhe, oder der Regenwolke nahe genug, so erscheint der Regenbogen als ein völlig runder Kreis. Je tiefer die Sonne des Morgens oder am Abend steht, desto kleiner erscheint auf der Erde der Regenbogen; je höher sie sich aber am Himmel erhoben hat, desto größer zeigt sich uns das Stück vom Regenbogen.

Uns muß es genügen, die Werke eines höhern Geistes mit Anbetung und Bewunderung seiner Größe zu betrachten, wenn es unserm schwachen Verstande auch nicht vergönnt ist, das Wie und Warum zu begreifen. Das soll uns demüthig und bescheiden machen, daß wir mit unserer Kinderweisheit nicht Prahlerei treiben, denn wie wenig ist das, was wir wissen, gegen das, was wir nicht wissen.

c. Wasser.

10. Wunderregen.

Nebst den Arten des gewöhnlichen Regens nennt man auch noch einige sogenannte **Wunderregen**, welche den Namen zu einer Zeit erhielten, in welcher man die natürlichen Erscheinungen zu wenig untersuchte.

Man bemerkt bisweilen, besonders im Frühjahre, beim Regen auf dem Wasser gelbliche Stäubchen, die das Ansehen eines Schwefels haben; allein dieses gelbe Wesen ist der feine Staub von den im Mai blühenden Fichten, Linden und andern Bäumen, den aber der Aberglaube in einen **Schwefelregen** umgeschaffen hat.

Der **Blutregen** besteht wirklich aus Blutstropfen, welche nicht aus den Wolken fallen, sondern von den sogenannten But-

tervögeln herrühren. Diese Schmetterlinge lassen nach ihrer Verwandlung einen rothen Tropfen zurück, und wenn sie in Menge vorhanden sind, beschmutzen sie fast alle Blätter so sehr, als ob sie mit einem blutigen Regen besprengt wären. Daß Teiche oft roth aussehen, kommt von der Menge der Wasserflöhe her.

Der Feuerregen entsteht, wenn der Regen viele elektrische Materie mit sich herableitet, so daß es in der Nacht scheint, als stürze Feuer vom Himmel. — Der Feuerregen läßt sich mit der Elektrisirmaschine sehr schön nachahmen, wie die Versuche auch zeigen.

Vorzüglich wunderbar scheint uns der Froschregen zu sein. Man findet bisweilen zur Zeit eines überstandenen Gewitters Frösche auf Bäumen und Dächern der Häuser. Wahrscheinlich sind sie aus den Gewitterwolken herabgefallen, die zuerst von der Erde durch elektrisirte Gewitterwolken, gleichsam als eine ungeheuere Elektrisirmaschine, emporgezogen worden sind.

Der Korn- und Waizenregen ist nichts anders, als das Niederfallen der vom Sturme fortgeführten Korn- und Weizenkörner.

Der Sandregen entsteht, wenn eine (elektrische) Gewitterwolke über Sandwüsten, oder über andere Sandgegenden sich hinbewegt. So zieht sie oft den Sand in Gestalt einer dicken Säule an sich, und läßt ihn bald darauf wieder fallen.

Der Steinregen, d. i. das Herabfallen einzelner Steine, und auch einer Menge zu gleicher Zeit, ist oft beobachtet worden. Es ist erwiesen, daß oft Steine hoch aus der Luft, gleichsam als Regen, herabgefallen sind und von Zeit zu Zeit noch immer herabfallen. Das Herabfallen selbst ist meistens mit einem donnerähnlichen Getöse verbunden, und die Steine selbst, welche nach dem Herabfallen gefunden wurden, tragen alle Spuren des Feuers an sich, und sind alle von einerlei Art. Eisen ist ihr Hauptbestandtheil. Bei jedem Steinregen sieht man zuerst in der Luft eine Feuerkugel, die mit einem Knalle zerspringt und herabfällt, und wer sie nach dem Herabfallen aufheben wollte, fand sie immer glühend heiß.

Der größte unter allen bis jetzt bekannten aus der Luft gefallenen Steinen fiel i. J. 1492 zu Ensisheim, im Elsaß, herab, war zugleich mit einem Erdbeben begleitet, das in der Schweiz verspürt worden ist; er wog 260 Pfund. Im Jahre 1803 fiel in Frankreich eine ungeheure Menge von 2—3000 Steinen herab, von denen einige 15 Pfund wogen. So wird in Wien ein solcher Stein, von 61 Pfund an Gewicht, aufbe-

wahrt, der in Slavonien durch eine zerplatzte Feuerkugel neun Ellen tief in die Erde geschleudert, und unmittelbar darauf, durch die gewaltsame Zerreißung des Bodens entdeckt worden war. In Spanien 1811, in Deutschland 1812 und 1813 sind Feuerkugeln und herabgefallene Steine bemerkt worden.

11. Die Wasserhose.

Die Wasserhose ist eine der großartigsten und furchtbarsten Naturerscheinungen auf dem Meere. Sie zeigt sich häufig an der Westküste von Afrika, so wie in der Nähe von Neu-Holland. Man sucht den Entstehungsgrund dieser Erscheinung in dem elektrischen Zustande der Atmosphäre, was besonders durch den Umstand Wahrscheinlichkeit erhält; daß sie nur bei warmer Witterung sich zeigt, in der Regel von starken Blitzen begleitet ist, und daß in der Wassersäule selbst gewöhnlich ein elektrischer Lichtschein wahrgenommen wird.

Die Wasserhose bildet sich immer auf die gleiche Weise, doch ist der Vorbote derselben gewöhnlich vollkommene Windstille; dichtes Gewölk steigt im Himmel auf, und es bildet sich allmälig auf der Oberfläche des Meeres ein weißlicher Fleck, aus welchem endlich eine Wassermasse, bald als trichterförmige Röhre, bald in Gestalt eines Kegels aufsteigt, zu welcher sich eine andere Wassermasse, ebenfalls in Röhren- oder Kegelform herabsenkt. Nachdem diese Erscheinung eine Weile stillgestanden, fängt sie an, sich unter heftigem Brausen fortzubewegen, bis endlich die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Getöse ins Meer stürzt.

Ein Reisender, der auf einer Reise nach Australien diese merkwürdige Erscheinung beobachtete, erzählt darüber Folgendes: „Als wir uns bis auf 3 Seemeilen der Bai von Capentaria genähert hatten, gerieth das Meer auf einmal in eine stürmische Bewegung, so, daß das Wasser zu sieden schien. Unfern des Schiffes häufte sich das Wasser zu einem kleinen Berge an und aus einer tiefherabhängenden Wolke senkte sich eine mächtige Wassersäule demselben entgegen; das Meerwasser hob sich trichterförmig weiter empor, vereinigte sich mit der Wassersäule und vor uns stand eine Wasserhose, von einer Größe, wie sie die ganze Schiffsmannschaft nie gesehen zu haben versicherte.

Da jetzt eine gänzliche Windstille eingetreten war, so waren alle Anstrengungen das Schiff aus der Nähe der unheildrohenden Erscheinungen zu entfernen, vergeblich. Der Schiffskapitän befahl nun, mehrere Kanonen auf das furchtbare Meteor abzu-

feuern, um dasselbe zum Zerplatzen zu bringen, allein die Schüsse blieben ohne Wirkung und uns blieb Nichts übrig, als uns unter das Verdeck zu verbergen und alle Oeffnungen und Lucken sorgfältig zu verschließen, um nicht in's Meer geschleudert zu werden, wenn sich die Wasserhose etwa auf das Schiff werfen sollte.

Das Befürchtete geschah jedoch nicht. Die Wasserhose mochte etwa 20 Minuten ohne merkliche Bewegung gestanden haben, als sie von einem plötzlich entstandenen Sturmwind gegen das Land getrieben wurde, dort Bäume entwurzelte, Hütten niederwarf und endlich beim Zerplatzen das Land weit umher überschwemmte und verheerte, wovon wir uns nach unserer Landung noch hinlänglich überzeugen konnten.

Die Wasserhose bewegt sich oft so langsam, daß ein Fußgänger ihr folgen könnte, oft aber macht sie auch 7—8 Meilen in einer Stunde. Bisweilen senkt und hebt sie sich abwechselnd, zeigt sich inwendig hohl und gleicht in der Mitte einer schraubenförmig gewundenen Röhre, in welcher man deutlich Wasser, Staub, selbst Stroh, Blätter u. s. w. aufsteigen sieht, fast so, wie sich der Rauch in den Schornsteinen erhebt. Auf ihrem Wege hat sie unter andern Verheerungen schon ganze mit Wasser gefüllte Teiche geleert und die Fische umhergestreut. Auch Thiere und Menschen sind dadurch schon in die Höhe gezogen und manchmal sogar wieder unverletzt niedergesetzt worden. Manchem Schiffe im Meere hat sie schon den Untergang bereitet; doch streicht sie auch mitunter unschädlich über Schiffe hinweg, so daß sie bloß eine tüchtige Wassermasse über selbige vergießt. Oft wird sie vom starken Getöse, mitunter von einem sausenden Laut, manchmal unter Blitzen oder sonst einem Leuchter begleitet; auch hinterläßt sie bisweilen einen schwefelichten Geruch.

Aehnliche Erscheinungen, wie die Wasserhose, gibt es auch auf dem Lande. So sah man vor einigen Jahren an einem heißen Juniusnachmittage in der Gegend von Trier eine höchst auffallende Erscheinung, die wir mit vollem Rechte eine Landhose nennen können. Nach einem starken Regen, während der Himmel noch ganz umzogen war, senkte sich plötzlich aus einer dicken herabhängenden Wolke eine leuchtende Masse auf den Boden herab. Diese glich einem feurigen Rauche und hatte die Gestalt eines spitzigen Kegels. Die Erscheinung wurde mit grosser Schnelligkeit fortgetrieben, richtete auf ihrem Wege große Verheerungen an, und stürzte sich endlich mit einem lauten, prasselnden Geräusche in die Mosel, wo sie das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe aufwühlte. Von da zog sie mit außerordentlicher Schnelligkeit nach einer Strecke von mehreren Tausend

Fuß weiter, verwüstete Alles, was sie auf ihrem Wege traf und zerplatzte endlich mit bedeutendem Geräusch in die Luft.

12. Die Luftspiegelung.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Luftspiegelung, oder Fata Morgana, wie sie die Italiener nennen. Sie besteht darin, daß man Dinge sehr nahe zu sehen glaubt, welche weit entfernt sind. Oft scheinen dieselben umgekehrt zu sein oder man glaubt selbst, daß sie in einer gewissen Höhe über der Erde sich befinden. Es ist höchst überraschend, wenn man plötzlich ganze Ortschaften mit ihren Häusern, Thürmen, Bäumen, mit umliegenden Wäldern u. dgl. in Gegenden erblickt, von denen man weiß, daß sie nur von Moor bedeckt sind. Auch in Wüsten zeigen sich häufig solche Luftspiegelungen. So ist es eine bekannte Thatsache, daß die Franzosen, als sie unter Napoleon I. in Aegypten waren, von demselben auf ihrem Marsche die bittersten Qualen zu leiden hatten. Vom Sonnenbrand ausgedörrt und vor Durst beinahe verschmachtend, sahen die Soldaten in der Ferne schön blau gefärbte, klare Seen, umgeben von schlanken Palmen, die sich in ihrer Fläche spiegelten; wie sie sich aber näherten, so traten die erblickten Gegenstände immer tiefer in die Wüste hinein. Andere Bilder sahen sie in noch weiter entfernten Seen: Kameele, Rinderheerden, Dörfer von Palmengebüsch umgeben. Auch sie schwanden den näher rückenden Heereshaufen hinweg und brachten die armen Soldaten fast zur Verzweiflung; denn die Gegenstände, welche sie sahen, waren noch Tagreisen weit von ihnen entfernt, und das Ganze war nur eine Gesichtstäuschung. Die Erscheinung wird dadurch hervorgebracht, daß sich die entfernten Gegenstände an der Grenze von Luftschichten abspiegeln, welche über einander gelagert sind und wegen verschiedener Erwärmung eine verschiedene Dichtigkeit haben. Dieselben wirken also ähnlich, wie eine Glasplatte, wenn man in schiefer Richtung auf sie hinsieht, wobei man ebenfalls entfernte Gegenstände sich abspiegeln sehen kann. Eine solche Luftbeschaffenheit ist nur bei vollkommener Windstille möglich, und sie verschwindet sammt der beschriebenen Erklärung, sobald sich ein Wind erhebt und die Uebereinanderlagerung der Luftschichten stört. Verschieden hievon ist das sogenannte Brockengespenst, welches man öfters auf dem Brocken im Harzgebirg, auf der Schneekoppe und anderen einzeln- stehenden Berghöhen bemerkt. Es besteht darin, daß die Strahlen der aufgehenden

Sonne den Schatten des Beobachters auf den dichten Vorhang einer Wolke oder eines Nebels werfen.

13. Von den Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen sind möglichst wagerechte Strassen, auf welchen zwei künstliche, von Schmiedeisen gefertigte Geleise oder Schienen fortlaufen, die in allen Punkten gleich weit von einander abstehen. Diese Schienen ruhen in dem Einschnitte eiserner Sättel; die Sättel aber sind auf Eichenholzschwellen befestigt, die quer unter der Bahn liegen. Der Raum zwischen den Schienen ist so mit Kies gefüllt, dass dieselben nur wenige Zoll hervorstehen. Bei der Erbauung einer solchen Eisenbahn wird der Kostenaufwand oft sehr vermehrt, weil man den Weg, so viel als möglich, wagerecht herstellen muss; denn man hat noch kein Mittel gefunden, den Dampfwagen und den ganzen schweren Bahnzug bei schneller, bedeutender Steigung bergauf zu treiben oder ihn bergab gehörig zu hemmen. Bei dieser Herstellung müssen Hügel geebnet, Berge durchbrochen werden, (dadurch enstehen Tunels,) es müssen Vertiefungen ausgefüllt und tiefe Thäler mit Bogengängen, welche man Viadukte nennt, überbaut werden. Die Wagen, welche zur Fahrt auf solchen Strassen bestimmt sind, haben gusseiserne Räder mit einem vorspringenden Rande, durch welchen sie stets auf jenen Geleisen gehalten werden. Der Dampfwagen, auf welchem die Dampfmaschine sich befindet, fährt voraus. Er ist aus Eisen gebaut und ruht auf den Achsen der sechs Räder. Die zwei mittleren Räder werden durch Dampf in Bewegung gesetzt; die vier andern rollen von selbst mit. Die Maschine hat zwei Dampfwalzen, welche an der Untenseite des Wagenkastens wagerecht liegen. An den Walzen sind aussen zwei bewegliche Stangen angebracht, welche die Welle der Mittelräder drehen, und dadurch bewirken, dass das Ganze fortrollt. Soll es stille stehen, so verschliesst der Wärter die Röhre, durch welche der Dampf durch die Dampfwalze geht. Den grössten Theil des Dampfwagens nimmt der Kessel ein. Sein Untertheil ist mit Wasser angefüllt; oben füllen ihn die Dämpfe. Wenn die Dämpfe endlich Kraft genug haben, so gelangen sie zur Dampfwalze und treiben die Stange, welche Gelenke hat, und mit den mittleren Rädern in Verbindung steht, hin und her und versetzen dadurch die mittleren Räder in die drehende Bewegung. Die verbrauchten Dämpfe werden in den Schornstein geleitet, durch den sie mit dem Rauch und der Flammen-

gluth abziehen. An den Dampfwagen ist ein Vorrathswagen angehängt, welcher die zur Beheizung nöthigen Steinkohlen und auch heisses Wasser enthält. Nach diesem folgen die Personenwagen, auf denen sich oft Hunderte von Menschen befinden. Auch Wägen zur Weiterschaffung der Thiere, Kaufmannsgüter und anderen Gepäcks sind angehängt. Und alle diese Wagen, von der einzigen Dampfmaschine getrieben, fliegen so schnell auf den Eisenbahnen dahin, dass sie in einer Stunde oft 5—6 deutsche Meilen zurücklegen.

14. Der Galvanismus.

Der Galvanismus ist eine eigene Art von Elektricität; sie zeigt sich, wenn man zwei verschiedene Metalle mit einander in Berührung bringt und wird daher auch Berührungs-Elektricität genannt. Man kann sie im Kleinen dadurch erzeugen, daß man z. B. ein Zinkstäbchen in den Mund nimmt, und eine nasse Silbermünze, etwa ein Guldenstück, auf das Auge legt. Biegt man nun den Zinkstab nach aufwärts und berührt damit die Münze, so bemerkt man im Auge eine Lufterscheinung, wie einen kleinen Blitz und auf der Zunge bekommt man einen sauern Geschmack. Um diese Elektricität in größerer Stärke hervorzubringen, hat man verschiedene Apparate verfertigt, welche mit dem Namen Volta'sche Säulen, galvanische Batterien bezeichnet werden. Gewöhnlich bedient man sich dazu des Kupfers und Zinkes und zwar z. B. um eine Volta'sche Säule zu bauen, in folgender Weise. Man legt zu unterst auf eine hölzerne Unterlage eine Kupferscheibe, auf diese eine Zinkscheibe; beide zusammen, welche auch an einander gelöthet werden können, bilden ein sogenanntes Plattenpaar. Auf das erste Plattenpaar legt man eine Scheibe von Pappe oder Filz, die mit Salzwasser getränkt ist, hierauf ein zweites Plattenpaar, dann wieder Filz u. s. f., bis man oben mit einer Zinkplatte schließt. Wenn man nun an der Kupferplatte unten einen Kupferdraht befestigt, und einen gleichen an der Zinkplatte oben, so erhält man einen Funken, so oft die Enden beider Drähte einander genähert werden; und hält man sie mit einander in Berührung, so zeigt sich ein fortdauernder elektrischer Strom, in dem sich die beiden Arten von Elektricität, von denen die eine sich in der Zinkplatte, die andere in der Kupferplatte ansammelt, fortwährend ausgleichen. Nimmt man einen der beiden Drähte in die linke, den andern in die rechte Hand, so geht der elektrische Strom durch unsern Körpern, und wir fühlen, so oft wir den

Draht erfassen oder loslassen, eine eigenthümliche Erschütterung. Anstatt der Volta'schen Säule bedient man sich heutigen Tages zur Erzeugung des Galvanismus anderer Verrichtungen, welche man galvanische Elemente, und sind sie zusammengesetzt, galvanische Batterien nennt. Sie werden auf sehr verschiedene Weise verfertigt, bestehen aber der Hauptsache nach alle darin, daß zwei verschiedene Metalle, von denen das eine in der Regel Zink, das andere Kupfer ist und durch Kohle ersetzt werden kann, sich berühren, wobei die Wirkung durch saure Flüssigkeiten erhöht wird, in welche die Metalle getaucht sind. Faßt man die von diesen Apparaten ausgehenden Dräthe mit feuchten Händen an, so verspürt man alsbald ein bedeutendes Zucken und Brennen in denselben. Bringt man feinen Draht zwischen die Enden der beiden Leitungsdräthe, so kommt dieser ins Glühen und verbrennt. Man benützt daher solche Apparate zum gefahrlosen Anzünden von Sprengladungen (beim Minen- und Felsensprengen), zur Entzündung von Pulver unter Wasser u. dgl.

Aber auch noch andere Wirkungen werden durch die mittelst solcher Apparate erzeugten galvanischen Ströme hervorgebracht, welche dem damit nicht Vertrauten fast unglaublich vorkommen. Leitet man z. B. beide Drähte in eine Flüssigkeit, in welcher sich Gold oder Silber aufgelöst befindet, und hängt einen Gegenstand von blankem Metall an den einen Drath ebenfalls in die Flüssigkeit, so wird dieser Gegenstand in kurzer Zeit vergoldet oder versilbert; denn das Gold oder Silber scheidet sich aus der Flüssigkeit aus und setzt sich auf demselben an. Ist die Flüssigkeit aufgelöster Kupfervitriol, so scheidet sich Kupfer aus, und wenn man dasselbe sich in eine Form absetzen läßt, so erhält man nach einiger Zeit eine sehr getreue Abbildung, gleichsam einen metallischen Abguß von erhabenen oder vertieften Bildnissen, Gravirungen, Schriften u. dgl. Die Kunst, auf diese Weise Gegenstände in Kupfer nachzubilden, nennt man Galvanoplastik. Es ist jedoch zu bemerken, daß das Gold, Silber oder Kupfer sich nur an dem Kupferdraht ansetzt, der von der Zinkplatte herkommt; an dem andern geschieht dieß nicht.

15. Der Telegraph.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man seine Gedanken Andern nur mündlich mittheilen konnte; jetzt fliegen sie geschrieben und gedruckt mit Posten und Eisenbahnen durch die Welt; ja dem elektrischen Telegraphen sind selbst die Schwingen des Sturmwindes zu langsam; er trägt die Gedanken beinahe mit der

Schnelligkeit des Blitzes von Land zu Land. Damit ihr euch von einem Telegraphen einen Begriff machen könnet, will ich euch eine möglichst genaue und faßliche Erklärung von demselben machen:

Nimmt man ein Stück weiches Eisen, am besten in Form eines Hufeisens, umwickelt dasselbe mit einem Kupferdraht, der zuvor mit Seide umsponnen ist, und läßt man hierauf die Enden des Drahtes mit den beiden Leitungsdrähten einer galvanischen Batterie in Berührung treten, so wird das Eisen augenblicklich zum Magnet und kann anderes Eisen an sich ziehen. Ein solches umwickeltes Stück Eisen nennt man Elektromagnet. Sobald man entweder den einen oder beide Leiter von der galvanischen Batterie hinwegnimmt, so hört das Eisen ebenso plötzlich auf, ein Magnet zu sein. Diese Hervorrufung des Magnetismus sowie die Unterbrechung desselben findet auf große Entfernungen in gleicher Weise statt wie auf kleinere, wenn nur zwischen beiden die Drahtverbindung auf dem ganzen Wege ununterbrochen fortgeht. Hierauf gründet sich die Einrichtung, welche man den elektrischen Telegraphen nennt. Ein „Telegraph“ wird überhaupt jede Vorrichtung genannt, durch welche man auf weite Entfernungen einander Zeichen geben kann. Wenn nun zwischen zwei Orten, von denen wir den einen A, den andern B nennen wollen, zwei Kupferdrähte laufen, und in A sich eine galvanische Batterie befindet, in B aber ein Elektromagnet, so wird dieser in demselben Augenblicke magnetisch, wo die beiden andern Enden der Drähte in A mit der galvanischen Batterie in Verbindung gebracht werden. Sobald man aber die Drähte wieder außer Verbindung mit der Batterie setzt, so hört das Eisen in B auf, magnetisch zu sein. In B bemerkt man leicht, wann das Eisen magnetisch wird und wann es aufhört, dieses zu sein.

Man kann nun mittelst des Elektromagnetismus auf zweierlei Art von A nach B gleichsam sprechen. Entweder dadurch, daß ein mit dem Elektromagneten in Verbindung stehender Zeiger in B durch den galvanischen Strom von A aus in Bewegung gesetzt und nach einander auf einzelne Buchstaben des Alphabets, das sich auf einer Scheibe verzeichnet findet, gerichtet wird. Diese Art nennt man den „Zeiger-Telegraphen,“ und sie sind vielfach auf den einzelnen Stationen der Eisenbahnen für den Bahndienst in Gebrauch. Oder es werden von A gewisse Zeichen gegeben, die sich in B in weiches Papier eindrücken und dann abgelesen werden können, wie von einer Druckschrift. Man nennt dieselben „Drucktelegraphen,“ und sie sind diejenigen, welche man allgemein für die Staatstelegraphen anwendet. Wie von A nach B,

so kann auch von B nach A gesprochen werden, und zwar, wenn die Vorrichtung entsprechend getroffen ist, mit Benützung der gleichen Drähte. Es ist gleichgiltig, ob sich A und B eine Meile oder hundert Meilen von einander entfernt befinden; denn was in A durch Zeichen gesprochen wird, läuft mit Blitzesschnelle nach B und wird hier verstanden. Die Geschwindigkeit des elektrischen Funkens ist nämlich so groß, daß er in einer Sekunde im Eisendraht 13,500, im Kupferdraht 24,300 Meilen durchläuft. Letzteres beträgt nicht weniger, als $4\frac{1}{2}$ mal den Umfang der Erdkugel (5400 Meilen) am Aequator. Wenn man daher sich möglich dächte, daß ein Kupferdraht ununterbrochen $4\frac{1}{2}$mal um die Erdkugel gewunden wäre, so würde ein elektrischer Funke nur eine Sekunde, also den sechzigsten Theil einer Minute brauchen, um diesen ungeheuern Weg zu durchlaufen. Beim Telegraphiren auf große Entfernungen verliert übrigens der elektrische Strom zwar nicht an Schnelligkeit, wohl aber an Kraft, und es gibt deßhalb eigene Einrichtungen, um ihr auf seinem Wege neue Kraft zuzuführen.

Man hat seit Erfindung der Telegraphie verschiedene Verbesserungen an den Drahttelegraphen vorgenommen. Der einfachste und zugleich zweckmässigste Apparat ist der elektro-magnetische Schreibapparat, nach seinem Erfinder, einem amerikanischen Professor, „Morse'scher Schreibapparat“ genannt. Dieser Apparat gibt nur zwei Elementarzeichen, einen Punkt und eine gerade Linie, welche der Telegraphist durch eine einfache Handbewegung in beliebiger Reihenfolge und mit großer Geschwindigkeit zu entwickeln vermag. Diese Zeichen werden auf der entfernten Station in einen, von einer Rolle sich abwickelnden Papierstreifen gepreßt, und repräsentiren einzeln, oder zu 2, 3, 4, 5, 6 combinirt, die Buchstaben, Ziffern und Interpunktions-Zeichen.

Der Morse'sche Schreibapparat besteht aus dem Elektromagnete, dem Anker mit dem Metallschreibstifte und dem Uhrwerk. Sobald ein galvanischer Strom durch die Umwickelungen des Elektromagneten geht, wird der Eisenkern desselben magnetisch, zieht dann den eisernen Anker an, der Stahlstich geht in die Höhe, drückt an den Papierstreifen, und macht in derselben gegen die Rinne der Walze eine Vertiefung. Wenn der Strom unterbrochen wird, verliert der Eisenkern des Elektromagneten seinen Magnetismus wieder, die Anziehung des Ankers hört auf und eine an dem untern Arme des Hebels angebrachte Abreißfeder zieht den Stahlschreibstift zurück. Je nachdem nun die Anziehung des Ankers nur momentan oder etwas länger gedauert,

der Schreibstift also kürzere oder längere Zeit an dem Papierstreifen gepreßt worden, ist die Vertiefung ein Punkt oder ein Strich. Unterbricht man den Strom auch eine Weile, und stellt ihn darauf wieder her, so entsteht zwischen dem Eindrücken des Papierstreifens eine Lücke. Aus Strichen und Punkten ist nun das ganze Alphabet zusammengesetzt und in ganz Europa üblich. Beispielsweise sei hier aus demselben das Wort „Friede“ zusammengesetzt:

. . — . . . — . . . . . . — . . .

f r i e d e

Die Herstellung und Unterbrechung des Stromes geschieht durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der galvanischen Batterie, welches durch eine besondere Verrichtung, Schlüssel genannt, hervorgebracht wird.

16. Nutzen der Naturlehre.

Indem wir die kurze Belehrung über die in der Natur wirkenden Ursachen und Kräfte schließen, ist uns kein Gedanke näher, als der an Gott, den Urquell der ganzen Natur und alles dessen, was in ihr vorgeht. Ist die Schöpfung, sind ihre Kräfte so groß: wie unbegreiflich groß und mächtig muß der sein, welcher sie hervorgebracht hat! — Zerstörend wirkt wohl zuweilen der Blitz: wir kennen aber auch seine guten Folgen, die den Nachtheil weit übertreffen. Gefährlich werden oft Feuer und Wasser; wem ist jedoch die Unentbehrlichkeit beider fremd? So manche Kräfte treten einander feindlich entgegen und oft meint der kurzsichtige Mensch, die Unordnung nehme in der Natur überhand; allein bald überzeugt er sich, daß in ihr Alles aufs beste eingerichtet ist, und daß nur die tiefste Weisheit eine solche Ordnung erhalten kann. Wir werden also durch die Naturlehre aufmerksam auf die Größe, Macht und Weisheit des Herrn. Je mehr wir darauf achten, desto vollkommener wird unsere Erkenntniß Gottes. Wenn wir uns fragen, wie viel wir denn von der gesammten Natur kennen: so müssen wir gestehen, daß uns bloß ein sehr kleiner Theil bekannt geworden, und daß in ihr Inneres noch kein menschlicher Geist gedrungen ist. Einige Kräfte mit den daraus hervorgehenden Erscheinungen werden wir zwar gewahr, aber lange nicht alle, und nur von wenigen, die wir entdeckt haben, sind wir im Stande, die Art und Weise, wie sie wirken, einigermassen anzugeben. Demnach erkennen wir in der Naturlehre auch die Unvollkommenheit des menschlichen

Wissens. Das bewahrt vor Eigendünkel und führt zur Demuth und Bescheidenheit.

Wie gering aber auch die Kenntnisse sein mögen, welche sich der Mensch von der großen Natur erworben hat, so sind sie doch für ihn sehr wichtig. Die Naturlehre bewahrt vor abergläubiger Furcht bei manchen Erscheinungen, indem sie uns dieselben erklärt, z. B. die Irrlichter, das Nordlicht u. s. w. Da wir während der Beobachtungen und Forschungen nachdenken, urtheilen, vergleichen und unterscheiden, so üben wir unsern Verstand. Welche außerordentliche Erfindungen verdanken wir endlich dieser Wissenschaft! Man denke nur an die Fernröhre, den Kompaß, den Blitzableiter, die Benützung der Luftarten, des Wassers, des Dampfes, des Feuers, an die Kräfte, die unsere Maschinen in Bewegung setzen, und an ihren kunstvollen Bau. Die Vortheile sind nicht zu berechnen, welche uns die Naturlehre in der neueren Zeit geliefert hat; und was kann sie noch in Zukunft bringen. So segne denn Gott das Forschen in seinen Werken und lasse daraus Wohlthaten für die Menschheit hervorgehen!

VI. Zur allgemeinen Geographie.

1. Allgemeine Uebersicht der Erdtheile und Ozeane.

Wasser und Land ist auf der Erdoberfläche der Art vertheilt, daß $3/4$ derselben vom Wasser und nur $1/4$ vom Lande eingenommen wird. Das Wasser (Meer) hängt überall zusammen und umschließt (begrenzt) das Land, welches man in fünf Hauptländermassen, Erdtheile, Continente theilt: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien.

Die drei Erdtheile: Europa, Asien, Afrika nennt man die alte Welt, weil diese schon in den frühesten Zeiten der Menschengeschichte gekannt waren; hingegen Amerika und Australien nennt man die neue Welt, weil jener Erdtheil erst 1492 von Christoph Columbus, dieser 1520 durch Ferdinand Magelhaen entdeckt wurde.

Die große Menge des Wassers auf der Erdoberfläche theilt man in 5 Meere oder Oceane ein, nämlich: das nördliche Eismeer oder das arktische Meer, das atlantische Meer, das indische Meer, der Austral-Ocean oder das stille Meer, das südliche Eismeer oder antarktische Meer.

Denkt man sich durch den ersten Meridian, der bei der Insel Ferro vorübergeht, die Erdkugel in die östliche und westliche Halbkugel (Hemisphäre) getheilt, so finden sich auf der östlichen: Europa, Asien, Afrika und das Festland von Australien, ferner ein Theil des nördlichen Eismeeres, ein Theil des atlantischen Meeres, das indische Meer, ein Theil des Austral-Oceans und ein Theil des südlichen Eismeeres; auf der westlichen Halbkugel befinden sich: Amerika, die Inseln Australiens, ferner ein Theil des nördlichen Eismeeres, ein Theil des atlantischen Meeres, ein Theil des Austral-Oceans und ein Theil des südlichen Eismeeres.

Beschreibung der Erdtheile.

2. Europa.

1. Europa, der kleinste Erdtheil, ist zugleich der wichtigste; weil er in allen Erdtheilen Besitzungen hat, über alle andern Erdtheile Einfluß ausübt und der Hauptsitz des Christenthums und der Menschenbildung und wenigstens jetzt der Schauplatz der Geschichte ist.

2. Europa liegt in der nördlich gemäßigten Zone. Es grenzt im Osten an Asien, im Süden an das schwarze und mittelländische Meer, im Westen an das atlantische Meer und im Norden an das Eismeer. Seine Größe beträgt 180,000 □ Meilen mit 263 Millionen Einwohnern.

3. Hauptgebirge in Europa sind: 1) die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich; 2) die Alpen zwischen Deutschland, Italien, Schweiz und Frankreich; als die höchsten Spitzen gelten: der Montblank 14,760 Fuß, die Ortlesspitze 14,000 Fuß hoch; 3) die Apenninen in Italien; 4) der Hämus oder Balkan in der Türkei; 5) die Karpathen zwischen Ungarn und Galizien; 6) das Kjölengebirge zwischen Schweden und Norwegen; 7) das Uralgebirge auf der Grenze gegen Asien.

4. Vulkane in Europa sind: der Vesuv bei Neapel, der Aetna in Sizilien und der Hekla auf Island. Vorgebirge: das Nordkap in Norwegen, das Kap Matapan in Morea, und das Kap Skt. Vinzent in Portugal.

5. Meere und Meerengen: das asowische Meer (Straße von Feodosia); das schwarze Meer (Straße von Konstantinopel); das Marmorameer (Straße der Dardanellen); das ägäische Meer; das Mittelmeer mit dem jonischen, adriatischen und tos-

kanischen Meere (Straße von Gibraltar); das atlantische Meer (Straße von Calais); die Nordsee (Kattegat, Sund, die beiden Belte); die Ostsee mit dem finnischen und botnischen Meerbusen; das nördliche Eismeer mit dem weißen Meere.

6. Landseen: der Ladoga-, Onega- und Peipussee in Rußland; der Melar-, Wener- und Wettersee in Schweden; der Boden- und Chiemsee in Deutschland; der Platten- und Neusiedlersee in Ungarn; der Genfer-, Zürcher- und Neuenburgersee in der Schweiz; der Lago Maggiore, Lago de Como und der Gardasee in Italien.

7. Inseln: Island, Großbritanien und Irland im atlantischen Meere; Seeland und Fünen in der Ostsee; Korsika, Sardinien, Sicilien, Candia, Euböa im Mittelmeere. Halbinseln: Portugal und Spanien, Italien, Griechenland, Krimm, Schweden und Norwegen, Jütland.

8. Europa zählt 29 Hauptflüsse; sie heißen: die Wolga, der Don, der Dnieper, der Dniester, die Donau, der Po, die Tiber, die Rhone, der Ebro, der Quadalquivir, die Quadiana, der Tajo, der Duero, der Minho, die Garonne, die Loire, die Seine, die Themse, der Rhein, die Ems, die Weser, die Elbe, die Eider, die Oder, die Weichsel, die Düna, die Newa, die Dwina und die Peczora.

9. Produkte: Getreide, Reiß, Flachs, Tabak, Hopfen, eine Menge Obst, Südfrüchte, Oliven, Wein, Korkeichen, Bau- und Brennholz. — Alle Arten zahme Thiere, Wildpret, Fische, Geflügel, Seidenwürmer, Maulthiere, Esel, Rennthiere — sehr viel Eisen, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Gold und Silber, viel Salz und Mineralquellen.

10. Länder Europas mit ihren Hauptstädten: 1) Portugal mit Lissabon am Tajo; 2) Spanien mit Madrid am Manzanares; 3) Frankreich mit Paris an der Seine; 4) Belgien mit Brüssel an der Senne; 5) Holland mit Amsterdam an der Amstel; 6) das brittische Reich: a) England mit London an der Themse; b) Schottland mit Edingburg am Forth; c) Irland mit Dublin am Liffy; 7) Dänemark mit Kopenhagen auf der Insel Seeland; 8) Norwegen mit Christiania am Glommen; 9) Schweden mit Stockholm am Mälar-See; 10) Rußland mit Petersburg an der Newa und Moskau an der Moskwa; 11) Preußen mit Berlin an der Spree; 12) Polen mit Warschau an der Weichsel; 13) die österreichischen Kronländer: a) Galizien mit Lemberg am Pel-

tew, Krakau an der Weichsel; b) Bukowina mit Czernowitz am Pruth; c) Siebenbürgen mit Klausenburg am Szamos; d) Militärgränze mit Peterwardein an der Donau; e) Serbien mit Theresiopel; f) Ungarn mit Ofen und Pest an der Donau; g) Kroatien und Slavonien mit Warasdin an der Drave; h) Dalmatien mit Zara; i) Illyrien mit Triest am Meerbusen; k) Venetien mit Venedig; l) Thyrol mit Innsbruck am Inn, und Trient im Etschthale; m) Salzburg mit Salzburg an der Salzach; n) Steiermark mit Gratz an der Muhr; o) Oesterreich mit Wien an der Donau und Linz an der Donau; p) Mähren mit Brünn an der Schwarza, und Olmütz an der March; q) Böhmen mit Prag an der Moldau. 14) die Moldau mit Jassy am Bachluc; 15) die Walachei mit Bukarest an der Dumbowitza; 16) Türkei mit Konstantinopel an der Straße gl. N.; 17) Montenegro mit Cettinje; 18) Griechenland mit Athen am Meerbusen von Egina; 19) Italien mit Neapel, Rom an der Tiber, Florenz am Arno, Modena, Parma, Turin, Genua, Mailand, Venedig; 20) Schweiz mit Zürich am Zürichersee, Bern an der Aar; Basel am Rhein; 21) Deutschland mit Berlin an der Spree, Dresden an der Elbe, München an der Isar, Stuttgart am Nesenbach, Karlsruhe nicht fern vom Rhein, Frankfurt am Main, Mainz am Einflusse des Main in den Rhein, Köln am Rhein, Hannover an der Leine, Bremen an der Weser, Hamburg an der Elbe.

Bilder.

3. Die Reise durch Europa.

Wer will mit durch Europa reisen?
Kommt her; ich will den Weg euch weisen;
Da guckt einmal, ihr Leutchen, all',
Das erste Land heißt Portugal.
Von Spanien wird's hier umgeben,
Da wächst der Wein an edlen Reben,
Da thürmen sich die Pyrenäen.
Hilft nichts! Wir müssen d'rüber gehen,
Wenn wir zurück nicht bleiben sollen,
Und bald nach Frankreich kommen wollen.

Von Frankreich geht es an den Rhein,
Da schiffen wir uns hurtig ein,
Und ruhen bald im Vaterhaus,
In Deutschland, von der Reise aus.
Dann aber lassen wir die Ruh';
Auf Böhmen geht's und Oesterreich zu,
Und nach Galizien darauf
Zielt weiter dringend unser Lauf.
Auch wollen wir mit raschen Füssen
Ein sonsten eignes Reich begrüßen;
Man nennt es Polen denkt daran!
Will sehen, wer sich's merken kann.
An Preußen grenzt es, wie ihr seht,
Wo schon der Seewind kräftig weht;
Da gehen wir an Schiffes Bord,
Und segeln so nach Rußland fort.
Hier stehen wir am Ziel der Bahn,
Die erste Reise ist gethan.
Auf Leutchen, auf! Geschwind! Geschwind!
Es bläst vom Morgen her der Wind.
Zu Schiff! Zu Schiff! Stoßt ab vom Strand!
Von Petersburg nach Engeland,
Das macht ein Reich mit Schottland aus;
Und von dem gleichen Königshaus
Wird Irland noch dazu regiert,
Wohin uns jetzt die Reise führt.
Was dort wir in der Ferne seh'n,
Von Rauch umhüllt im Meere steh'n,
Das ist die Insel Island! Hier
Vermeiden Heklas Flammen wir,
Und lieber steuern wir in Ruh
Dem Amsterdamer Hafen zu.
Aus Holland gehts nach Dänemark,
Bei Kopenhagen schießt man stark,
Und läßt nicht jedes Schiff passiren;
Das würde uns zu sehr geniren,
Was ist uns an dem Sund gelegen?
Fort, Kameraden, nach Norwegen!
Und haben wir den halben Bogen
Bis zu den Lappen frisch durchzogen,
So kehren wir in Schweden ein.
Und hier soll wieder Rasttag sein!
Nicht stets zu Land, nicht stets zu See,

Wir schwingen uns auch in die Höh'!
Und durch die Lüfte segeln wir
Hin zu der Schweizer Bergrevier
Seht, wie empor die Alpen steigen,
Wie sie bis an die Wolken reichen!
Doch wollen wir gern drüber hin
In eine schöne Gegend zieh'n,
Wo duftende Citronen blühen
Und goldene Orangen glühen.
Das freundliche, das hohe Land,
Es wird Italien genannt,
Neapel und Sizilien,
Und ferner dort Sardinien
Gehört dazu; doch unsre Bahn
Geht östlich nach Illyrien,
Das Land der Ungarn stößt daran;
Doch wir verlassen es behende,
Es laden uns die Türken ein.
Und hier wird unseres Weges Ende;
Hier muß Europas Grenze sein.

4. Lissabon.

Prächtig ist der Anblick von Neapel, Genua, Venedig; reizend und malerisch der von Stockholm und Messina; erhaben und kolossal der von Konstantinopel: aber weder an Größe, noch an Schönheit übertreffen sie den von Portugals Hauptstadt, am rechten Ufer des Tejo, der hier fast 3 Stunden breit ist und einen trefflichen Hafen bildet. Die Stadt als ein Amphitheater auf 7 Hügeln, ist 2 Stunden lang, 1 Stunde breit und hat 275,000 Einw., 300 Kirchen und Kapellen, 50 Klöster. Mitten in der Stadt ist ein Kastell; am Tejo, besonders beim Hafen, liegen viele Forts, sonst sind nicht Mauern und Thore vorhanden. Die Straßen sind krumm und schlecht gepflastert, und manche so steil, daß man beim Regen hinabgeschwemmt werden kann. Die Kirchen sind nett, aber klein, und alle Häuser leicht gebaut, denn 1785 fiel der größte Theil der Stadt durch ein Erdbeben zusammen. Das Joseph-Hospital hat in einem Jahre wohl 16,000 Kranke aufgenommen. Die Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt, geht über das Thal Alcantara, und verbindet zwei Felsen, welche eine Viertelstunde von einander liegen; das Gebäude ruht auf starken viereckigen Pfeilern, und der weiteste Bogen hat 108 Fuß

Breite. Das königliche Schloß heißt Bemposta, und im Flecken Belem (spr. Belengh) [Bethlehem], der jetzt ein Theil der Stadt ist, befindet sich auch ein Schloß mit dem Begräbniß der königlichen Familie. Das Schloß im Dorfe Quelus (spr. Ghelusch) ist die gewöhnliche Residenz. Die romantischen Ufer des Stromes, die Hügel wie die Thäler, der üppigste Pflanzenwuchs in lachenden Gärten, in Weinpflanzungen, Oliven- und Orangenhainen, hilft vereint mit dem tiefen reinen Blau des südlichen Himmels ein Panorama vollenden, das den Beschauer mit Entzücken und Bewunderung füllt.

5. Spaniens Produkte.

Spanien hat viele und köstliche Weine, Baumöl, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Mais, Mastix, Manna, Aloe, Datteln, die bekanntesten Südfrüchte, aber der Kornbau wird vernachlässigt. Citronen, Palmen, Datteln und indischer Cactus gedeihen üppig im Freien; Aloe dient zu Hecken, und die Weinlese fällt in einigen Gegenden schon in den Junius. Die spanischen Schafe sind die besten in der Welt, und die mit feiner Wolle, Merinos genannt, ehemals 5 Mill., sind immer unter freiem Himmel, ziehen aus einer Provinz in die andere, und die Hirten haben das Recht, sie auf jede beliebige Weide zu treiben, wenn sie dem Eigenthümer der Weide nur ein gewisses, durchs Gesetz bestimmtes geringes Weidegeld zahlen. Dieser Umstand befördert die Schafzucht und lähmt den Ackerbau. Unedle Schafe sind in Spanien an drei Millionen. Die Provinz Andalusien hat treffliche Pferde; schöne Esel und Maulesel sind überall im Reiche. Die spanischen Fliegen dürfen nicht vergessen werden, und auch nicht die Seidenwürmer und Bienen. Die spanischen Gebirge liefern Gold, Silber, Quecksilber und Platina; aber die edeln Metalle werden nicht mehr gesucht. An Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, Steinkohlen, Mineralquellen, Salz, Marmor und andere Mineralien ist auch kein Mangel.

6. Die Spanier.

Die Spanier sind Abkömmlinge vieler Völker, der alten Iberier (Urbewohner des Landes), die Phönizier, Karthager, Römer, der Gothen und anderer Deutschen Stämme, und der Mauren, die 700 Jahre lang in Spanien geherrscht haben. Die spanische Sprache ist eine Tochter der lateinischen, und sehr wohlklingend und kräftig. Die Religion ist die katholische, wel-

cher das Volk mit großer Liebe anhängt. Der Spanier ist von mittlerer Größe, fest und stark gebaut, hager, hat feurige schwarze Augen, dünne Wangen, braune Gesichtsfarbe, eine weite Nase, einen kleinen Mund, einen langen Hals, schwarzes Haupthaar. Er liebt Dichtkunst und Gesang, ist aber von der Lustigkeit und Lebendigkeit des Franzosen weit entfernt. Der Spanier kündigt in seinem ganzen Wesen einen festen, stolzen, ernsten Charakter an, schreitet gravitätisch einher, und nirgends ist die Hof-Etikette steifer, als in Spanien. Aber der Spanier ist auch tief religiös, geistig sehr begabt, tapfer, gleichgültig gegen Hunger und Durst, Frost und Kälte, und überaus mäßig im Essen und Trinken. Man hat Fälle, daß Spanier sich nach einem Wirthshause drängten, in welchem Deutsche eingekehrt waren, und daß sie die großen Esser nicht genug anstaunen konnten. Mancher gemeine Mann ißt Tage lang nichts als Brod und rohe Zwiebeln. Oliven, Salat und Radisen sind ein Edelmannsessen. Auch genießt man Oelsuppen mit Zwiebeln, Erbsen und Kartoffeln, mit rothem Pfeffer in Oel gekocht. Butter wird nur in der Apotheke verkauft, und zwar ellenweise, weil sie der Hitze wegen wurstartig in getrockneten Thiergedärmen aufbewahrt werden muß. Ein Nationalgericht des Reichen ist die Allo potrida, nämlich Kohl, Erbsen, Möhren, Zwiebeln, Knoblauch, Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, junge Tauben und Mettwurst, alles durch einander gekocht und mit Pfeffer stark gewürzt. Die Brühe gießt man auf das Brod, das ist die Suppe. Butterbrod kennt man nicht. Wein wird wenig getrunken, aber Tabak rauchen auch wohl die Frauen. Bettler bitten um Tabaksgeld. Der spanische Soldat ist tapfer, rasch im Marschiren und ausdauernd, sehr genügsam. — Die alte spanische Nationaltracht der herabgeschlagene große Hut, die Halbkrause, die Stülpstiefeln u. s. w. sind durch die französischen Moden ziemlich verdrängt, doch der braune Schultermantel behauptet sich noch. Man hat weite Beinkleider, seidene Strümpfe und Bänderschuhe, und so reitet man sogar zu Esel. Das Haar tragen Männer und Frauen in einem Netz, Retesilla genannt. Damen tragen die Mantilla, ein großes weißes Mousselintuch, welches den Kopf und den Oberleib bedeckt. — Der Spanier besitzt viel Selbstgefühl, selbst Bettler reden einander „Ew. Gnaden" an, und den geringsten Bürger muß man Cavaliere (Ritter) nennen, bei Leibe nicht Sennor oder Herr. Der Abstand der Stände ist nicht so schroff, wie in nördlichen Ländern, auch der gemeine Mann macht auf eine rücksichtsvolle Behandlung Anspruch und findet sie auch bei den Vornehmen.

Die geringen Leute auf dem Lande wohnen in schlechten Hütten, welche Licht durch eine Oeffnung in der Wand erhalten, die mit einem Schieber geschlossen werden kann. Man legt überhaupt im Süden nicht viel Werth auf die Wohnungen, wenn sie nur Obdach bei der Nacht gewähren; man lebt lieber im Freien, unter dem schönen blauen Himmel, im Schatten der grünen Bäume. Ein elender Tisch, einige alte Brettstühle, eine Strohmatratze zum Bette, einige Kochtöpfe, eine irdene Schüssel, einige hölzerne Löffel und eine hölzerne Kukuksuhr vom Schwarzwalde, das sind die Meubeln alle. An Landstraßen und Gasthäusern fehlt es sehr, und selbst in Städten erhält der Reisende nur Obdach, eine Funda mit Betten, eine ordentliche Mahlzeit sehr selten. Doch hat sich dieses in neuerer Zeit gebessert. Die Großen haben prächtige Paläste, die im Innern aber wenig Bequemlichkeit gewähren; man sucht den meisten Glanz in der Menge des Silbergeschiers, wie auch in einem Heere von Dienerschaft. Selbst gewöhnliche Bürgersfrauen haben 4 Kammerjungfern. — Lange Spaziergänge liebt der Spanier nicht, obschon bei jedem Orte eine Alameda (Allee) ist; man versammelt sich Abends auf der Almeda, um sitzend zu plaudern, auf- und abzugehen, frisches Wasser zu genießen, sich zu unterhalten. Scheint der Mond nicht, so scheinen zwischen den Bäumen zahllose Gaslichter. Hier erscheint der geringste Mann, wie der spanische Don, und das Betragen ist sehr gesittet. Der Fandango ist der Nationaltanz, und nur ein Paar tanzt ihn, am Daumen Castagnetten tragend, die beim Klange der Guitarre an einander geschlagen werden. Früher waren die Stiergefechte in Spanien sehr häufig; jetzt aber sind diese unmenschlichen Gefechte seltener geworden.

7. Frankreich.

Wandern wir aus der Mitte Deutschlands gen Südwest, immer weiter und weiter, so werden wir endlich vor den blauen Fluthen des Rheins stehen. Ueberschreiten wir diesen Strom, so treten wir in das herrliche Frankreich ein. 36 Millionen Menschen bewohnen dieses schöne und fruchtbare, meist ebene Land, das von hundert Flüssen bewässert wird. Ja wohl ist Frankreich ein herrliches und gesegnetes Land, denn im Norden findet sich alles, wie in Deutschland: reichlich tragende Getreideäcker, lachende Obst- und Gemüsegärten, würzigduftende Wiesen. Noch freundlicher gestaltet sich aber das Bild im Süden. Hier wachsen Citronen, Orangen, Mandeln, Kastanien, Feigen, Oliven

und noch viele andere Früchte in Hülle und Fülle; besonders gedeiht aber hier guter, feuriger Wein, mit welchem auch die mittlern Provinzen überreichlich gesegnet sind. Und wo in Frankreich die Trauben spendende Rebe nicht fortkommen will, da macht man Obstwein, wie z. B. in der Normandie. — Pferde und Rindvieh sind schlecht, die Schafe und Esel aber gut. An Eisen und Steinkohlen u. s. w. ist das Land sehr reich. Auf den Hochgebirgen hausen Bären, Gemsen und Murmelthiere. — Zu dem Produktenreichthum kommt noch das treffliche Fabrikwesen des Landes; indem die Franzosen ihren Fabrikaten ein gefälligeres Aeußere zu geben wissen, so setzen sie Vieles an Ausländer ab, und locken fremdes Geld ins Land. Im Reiche der Moden sind die Franzosen einmal seit 200 Jahren die Gesetzgeber. Mit dem Gewerbsfleiß sind 3 Mill. Arbeiter, unterstützt von 6000 Dampfmaschinen, beschäftigt, zum jährlichen Werthe von 960 Mill. Gulden. Am bedeutendsten sind die Leistungen in Seiden-, Wollzeug- und Baumwollgewebe, Papier, Tapeten, Uhren, Glaswaaren, Bijouterien, Porzellan, Galanterie- und Modewaaren. Letztere sind auf den Sandwich-Inseln eben so gut zu finden, wie in den Kaufläden Calcutta's und Batavia's.

8. Paris.

Paris an der Seine, weit über $1^1/_2$ Mill. Einwohner, 30,000 Häusern, 1150 Straßen, 500 Palästen, 300 Kirchen, 25 Hospitälern und 34 großen und kleinen Theatern ist die Hauptstadt. Sieben bis acht Stunden hat diese Stadt im Umfange und statt der Thore 58 Barrieren (Schlagbäume). Die Haupttheile der Stadt sind durch schöne Alleen (Boulevards) von den Vorstädten getrennt; die Seine-Ufer sind von breiten Steindämmen (Quais) eingefaßt. Auf einer Insel der Seine befindet sich die berühmte Notre Dame-Kirche, und das Hospital (Hotel-Dieu) — Unter den 76 Plätzen sind die Vandome-, Concorde-, Viktoires- und der Bastille Platz die berühmtesten. Unter den Palästen sind die bedeutendsten: das Louvre (mit Kunstsammlungen), die Tuilerien (Residenzschloß), das Palais royal (mit öffentlichen Gärten und 4 Gallerien, worin sich die prächtigsten Gärten befinden). Die elysäischen Felder, ein mit Baumgängen durchzogener öffentlicher Spaziergang. Die vornehmsten Straßen sind: Rue Rivoli, St. Germain und St. Honoré. Die schönste Brücke Pont neuf. Das Collège royal de France ist eine Art Universität; der Jardin des plantes ein

botanischer Garten mit einer bedeutenden Menagerie und naturhistorischen Sammlungen. Der berühmteste Kirchhof Père la Chaise. Unter der Stadt sind an vielen Stellen ungeheuere Steingruben; in einer derselben sind 200,000 Menschengerippe aufgeschichtet, die man von verschiedenen aufgehobenen Kirchhöfen dahin gebracht hat. Es fehlt in Paris sehr an guten Brunnen, und das Wasser der Seine ist schlammig und ungesund, besser ist das Wasser eines in neueren Zeiten angelegten Kanals. Paris ist das Herz der Revolution für Frankreich und die Welt: — man denke an 1789, 1830 und 1848, — der Sitz des Unglaubens wie des Glaubens, der Verworfenheit neben der Tugend, des höchsten Glanzes und Reichthumes neben der entsetzlichsten Armuth, endlich die unumschränkte Gesetzgeberin und Gebieterin des ganzen Frankreichs.

9. Das britische Reich.

Von den Wogen der Nordsee und des atlantischen Oceans bespült, liegt nördlich von Frankreich, nordwestlich von Deutschland, der Mittelpunkt alles Welthandels, alles Weltgewerbfleisses, aller Weltherrschaft auf dem Meere, Europas größte Insel, Großbritanien mit der unter seinem Scepter stehenden Insel Irland. Seine Kolonien, Aeste und Zweige am mächtigen Baume, findest du in allen Erdtheilen, allen Zonen, allen Meeren; nie geht in ihnen die Sonne unter; denn indem sie in Ostindien sich zum Untergange neigt, steht sie in Mittelafrika und Europa hoch am Himmel und beginnt den Saum der Küsten Amerika's und Westindiens zu vergolden. Doch nur einen Blick auf das europäische Stammland wollen wir thun! Ein Schiff trägt uns vom heimathlichen Boden an das nebelverhüllte Gestade Großbritaniens. Ein mildes Klima herrscht dort. Da ist im Sommer Nichts von jenen heißen Tagen, wie wir sie in der deutschen Heimath erleben, und in den Gebirgen des hohen Nordens ist der Winter milde. Während Monate lang Schnee und Eis Deutschlands Fluren und Flüsse im Winter decken, ist hier Nichts von diesem Allen, und gar oft sieht die künftige Woche den Schnee der vorhergehenden nicht mehr. Aber ein trüber Himmel, eine bis in die Nachmittagsstunden nebelige Atmosphäre lagert über dem grünen Insellande, und Regenwolken entladen sich oft über seinem gutangebauten, oft fruchtbaren, oft aber auch sumpfigen Boden. Vergeblich suchst du nach Strömen, wie wir sie in Deutschland haben, so reich das Land auch an Flüssen und besonders an den von rastlos thätigen Menschen erbauten

Kanälen ist. Auf sanftem Hügellande wandelst du dahin, und gegen Westen nach Wales (Wähls) und gegen Norden nach Schottland zu kommst du in Gebirgsgegenden, deren höchste Höhen den sächsischen Fichtelberg und den Brocken um einige hundert Fuß überragen mögen. Eisenbahnen durchkreuzen nach allen Richtungen das Land. Zur Rechten und Linken fliegen die größten Städte, mit ihren hunderten von hohen rauchenden Schornsteinen, die vielen Dörfer mit den Fabrikgebäuden an dem Reisenden vorüber. Jetzt sehen wir, wie bevölkert das gewerbreiche Land ist. In tiefer Erde, in den größten Steinkohlengruben im Westen des Landes, und den obersten Fabrikräumen sind Menschen und zahllose Maschinen in fast ununterbrochener Thätigkeit. Tausende von Fabriken aller Art finden sich in allen Theilen des Landes und vermehren, vereinfachen, vervollkommnen sich täglich. Hier wollene Zeuge aller Art; dort die großartigsten Baumwollen-Fabrikationen in Spinnereien, Webereien und Druckereien; da Seidenfabriken, und hier wieder die unübertroffenen Fabriken in Metallen und Glas. Mehr als 30,000 Handelsschiffe durchsuchen alle Meere, holen die Rohstoffe herbei, oder verfahren die gefertigten Waaren nach allen Häfen der Erde, besonders den außereuropäischen, um reichbeladen mit Gewürzen aller Art, Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle an die heimathlichen Gestade zurückzukehren. Welcher Pracht, welchem Luxus, welchem Reichthum begegnen wir fast auf allen Schritten, welch glückliches Land! Aber der Schein trügt! Begleite mich in die größten Fabrikräume, und Tausende bleicher Gestalten begegnen uns; komme in die Hütten dieser armen Menschen, und du findest die bitterste Noth und das herzzerreißendste Elend; sprich mit ihnen, und Unwissenheit und Rohheit sprechen aus jedem ihrer Worte; und willst du die Lage der Armen noch näher kennen lernen, so begleite mich in die Tiefe der Erde, in die Steinkohlenbergwerke! Schaaren bleicher, zerlumpter Kinder und Weiber, mit schweren Bürden belastet, bald kriechend, bald rutschend, begegnen wir auf allen Schritten, Noth und Jammer in den bleichen Gesichtszügen, Rohheit in Wort und Handlungen. Vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht arbeiten sie, ihren Leidensgenossen in den Fabriken hierin gleich, in den Tiefen der Erde.

10. London.

In der That, der erste Eindruck, den diese unermeßliche Stadt der Häuser und Menschen, des Reichthums und der Pracht,

der Armuth und des gräßlichen Elendes in dem Beschauer hervorruft, ist der der Unendlichkeit. Mag man auch kommen, von welchem Punkte der Erde man will, mag auch die Phantasie die kühnsten Bilder von der Größe und Unermeßlichkeit dieser Weltstadt Einem vorgezaubert haben, die Wirklichkeit übertrifft sie alle. Und hört man nun noch alle Sprachen der Erde an den belebtesten Plätzen aus dem Munde wandelnder Menschen, so glaubt man sich nicht allein in das Labyrinth versetzt, sondern findet auch die Schilderung vom alten Babel abermals verwirklicht vor sich. Denn alle Völker senden ihre Vertreter Jahr aus, Jahr ein nach diesem einzigen Orte der Erde; alle Völker Europa's eben so gut, wie Indien, Afrika, Australien, Neuseeland, Amerika, China, Japan und die Inseln des stillen Oceans.

Der nördliche und südliche Stadttheil, durch die Themse getrennt, sind durch 7 bemerkenswerthe Brücken und den seit 1842 eröffneten Tunnel verbunden. London zählt gegenwärtig über 2,800,000 Einwohner. Die Länge der Stadt mit ihren 300,000 Häusern, 14,000 Straßen, 500 Kirchen und Kapellen, 150 Hospitälern, 156 Armenhäusern, 440 Wirthshäusern, 330 Gasthöfen 2c., beträgt über acht Stunden und die Breite 4 Stunden. Wie so mancher erwachsener Mensch mag jährlich in London sterben, der in seinem Leben nie einen wogenden Getreideacker, nie einen blühenden Obstbaum, nie einen bunten Wiesenteppich geschaut hat! O du große, reiche Stadt! Ach ihr armen, bedauernswerthen Menschen! Man hat zu London über 4000 Lehranstalten, unter diesen über 200 Armenschulen und über 300 Sonntagsschulen, und doch wachsen in dieser Riesenstadt noch 90,000 Kinder ohne allen Unterricht auf.

11. Island.

Die Insel Island ist wegen ihrer Vulkane, ihrer steilen Felsen und Wüsten und der heftigsten Kälte wegen fast ganz unbewohnt. Die Bewohner haben sich in einzelnen Häusern und Gehöften an der Küste angesiedelt. Reikiawig, Islands Hauptstadt, zählt nur 500 Einwohner, Die Insel erzeugt Kräuter, Moose und Wurzeln, namentlich aber das isländische Moos, welches man hier und da zu Brod verbackt. Das mangelnde Holz wird durch Treibholz ersetzt. Reich ist die Insel an nützlichem Geflügel, wie z. B. die Eidergans. Die Hauptbeschäftigung des Isländers ist Viehzucht und Fischfang. Die Einwohner Islands sind fein gebildet; jeder kann lesen und

schreiben, manche sprechen lateinisch und dänisch. Thorwaldsen, der berühmteste Bildhauer unserer Zeit, war ein Isländer. Die Menge der heissen sprudelnden Quellen macht Island zu einem der merkwürdigsten Länder. Die bekannteste unter diesen Sprudelquellen ist der Geyser, der alle Kunstwerke weit hinter sich lässt. Seine Röhre hat eine Tiefe von 40 Ellen und sein zirkelrundes Becken einen Durchmesser von 37 Ellen. Alle 24 Stunden springt der starke Wasserstrahl unter Sieden, Brausen und Knallen 100—120 Fuss, auch zuweilen 200 Fuss in die Höhe. Eine zweite Quelle, der neue Geyser, ist nicht minder merkwürdig. Er wirft alle 2—3 Tage einen siedend heissen Wasserstrahl in die Höhe, oft noch weiter, als der grössere alte Geyser.

12. Der Hekla.

Die höchste Spitze des Hekla auf Island steht zwischen zwei andern und hat eine jetzt mit Schnee angefüllte Höhlung, den ehemaligen Krater. Der ganze Gipfel besteht aus Schlacken; an den Seiten sind viele Oeffnungen, woraus wahrscheinlich in früheren Zeiten die Lava floß.

Einer der heftigsten Ausbrüche dieses Berges ereignete sich im Jahre 1755. Am 17. Oktober d. J. bemerkte man Morgens um 10 Uhr in einem nahegelegenen Orte einige Erderschütterungen, wodurch die Häuser beschädigt wurden. Bald ergoß sich in drei Armen Wasser aus dem Berge und überschwemmte die ganze Gegend umher, 5 Meilen lang und 4 Meilen breit. Die Wasserströme führten eine Menge Eisberge mit, einzelne Stücke von den zerborstenen Gletschern, in welchen Felsstücke saßen, so groß als ein Haus. Ueberdies war das Wasser mit Asche und Bimsstein angefüllt, so daß es schien, Wasser und Feuer hätten sich verbunden, Alles zu vernichten. Dichte Rauchwolken stiegen gen Himmel und glühende Steine fielen weit um den Berg herum nieder. Zuweilen wurden große, helle Feuerkugeln hoch in die Luft geworfen, die oben in unzählige Stücke zersprangen, und in den entferntesten Gegenden niederfielen. In der Nacht auf den 18. schien der ganze Himmel in Flammen zu stehen und die Erde ein Raub der Gluth zu werden. Aus dem Berge stieg eine hohe Feuersäule hervor, aus der Blitze und feurige Kugeln sprangen, wodurch es weit umher so hell ward wie am Tage. Dabei dauerte das Brausen in der Luft, das Krachen der Erde und das Donnern in den Felsen

fort, und zwar so stark, daß man es 25—30 Meilen weit hörte; eben so weit sah man auch die Feuersäule und die Feuerkugeln. Erst den 7. November beruhigte sich der Berg etwas. Die Zerstörungen, welche dieser Ausbruch anrichtete, erstreckten sich sehr weit. Vieles rissen die Fluthen mit sich fort. Asche und Steine bedeckten Wiesen und Wälder, und der Sand lag an einigen Stellen 4—6 Fuß hoch. Mehrere neue Klippen und Berge standen jetzt an der Seeküste, die vorher nicht dagewesen waren. Gegen 50 Besitzungen mußten verlassen werden und die Bewohner derselben waren an den Bettelstab gebracht. Alles Trinkwasser verdarb vor dem Schwefeldunst, mit welchem während des Ausbruches die Luft gefüllt war. Dieser Dunst war so stark, daß die Menschen heftig davon angegriffen wurden; Geruch und Geschmack verschwanden; die Augen rötheten sich, die Augenlieder schwollen auf und an dem Zahnfleische bildeten sich Beulen. Manches Stück Vieh ertrank in den Fluthen; der Steinhagel machte Andere rasend, so daß sie wild umherliefen und todt niederfielen; viele starben vor Hunger. Im Jahre 1783 spie ein anderer Berg Feuer aus, dessen Lava Feuerseeen bildete, die 8 Meilen lang und 6 breit waren. Das ganze Land schien nur eine Masse geschmolzenen Metalls; alle Spuren von ehemaliger Bewohnbarkeit, Anbau und Leben waren weit umher plötzlich verschwunden.

13. Schweden und seine Bewohner.

Die Schweden sind germanischer Abkunft, vereinigen Offenheit, Biedersinn und Verstand mit der Würde und dem Ernste, welche den freien, unabhängigen Menschen charakterisiren. Die kräftigen Körper, der offene sichere Blick unter der hohen Stirne, der feste Gang, bezeichnen starke Seelen. Der schwedische Bauer ist Eigenthümer des Bodens, den er bebaut, und er hat ihn um so lieber, je mehr Anstrengung, je mehr Kampf mit einem undankbaren und rauhen Klima dessen Bearbeitung fordert. Zu anhaltender, harter Arbeit und zu einer ökonomischen Vertheilung seiner Zeit aufgefordert, gewöhnt er sich von früher Jugend daran, seiner Thätigkeit eine praktische und gemessene Richtung zu geben; und der kurze Ertrag der Felder sammt dem langen Winter leiten ihn zur Erlernung einer Menge Geschicklichkeiten, durch deren Anwendung er hundert Bedürfnisse befriedigt, für welche der Landmann in südlicheren Ländern fremder Hände bedarf. Fast in jedem Dorfe ist der Bauer zugleich Schuhmacher, Zimmermann, Grobschmied, Maurer, Schreiner, Schneider, Wag-

ner und Sattler; seine Frau strickt, spinnt und webt; die Mädchen verfertigen allerlei Geräthe zum Putze und in's Haus, und diese Industrie beschränkt sich nicht blos auf den eigenen Verbrauch, sondern, wo es die Verhältnisse der Familie und des Ortes gestatten, sucht man auch aus dem Verkaufe gefertigter Waaren noch Nutzen zu ziehen. So weiß die Thätigkeit dieses verständigen Volkes das Nachtheilige seiner nördlichen Lage und die Kargheit des Bodens auszugleichen! Wenn aber das, leider! nur zu häufige, gänzliche Mißrathen der Ernten die Masse der Bevölkerung zu den furchtbarsten Entbehrungen nöthigt, dann nimmt sie das Elend auf als eine Schickung Gottes, und mit standhafter Ergebung, aber entschlossen, kämpft ihm jeder Einzelne, so gut er kann, entgegen. In solchen Jahren sieht man diese abgehärteten Menschen Monate lang ihr Leben mit Brod fristen, aus Eicheln und Baumrinde bereitet. Sanft und gastlich und friedlich kommt Schwedens herzliches Volk dem Fremden entgegen. In der geringsten Hütte weiß sich dieser nicht blos sicher, er darf auch auf uneigennützige Gastfreundschaft rechnen. Jene Verbrechen, welche Schrecken und Furcht erzeugen und in so manchen hochcivilisirten Staaten des Südens den Reisenden mit dem steten Gefühle der Unsicherheit quälen, sind in Schweden unbekannt. Von Straßenraub und Mord gibt es kaum ein Beispiel und das Eigenthum des Fremden gilt als ein unantastbares Heiligthum. Dabei ist das Volk nicht roh, oder tölpisch, sondern ebenso unterrichtet als höflich. Die Bauerndirne in der Hütte, die du um einen Labetrunk ansprichst, reicht dir den Krug mit Anmuth, und der Betteljunge dankt für den empfangenen Pfennig gewiß freundlichen Blickes und mit höflichen Worten. Die schwedische Sprache ist in der That eine der gebildetsten Europas und eine der reichsten. Sie klingt ungemein weich und hat im Munde der Frauen eine große Anmuth.

14. Das Kaiserthum Rußland, das größte Reich der Erde.

Das ungeheuere russische Reich breitet sich von den Grenzen der preußischen und österreichischen Monarchie an über Ost-Europa und Nord-Asien, sowie über mehrere Inseln zwischen Asien und Amerika und über einen Theil von Nordwest-Amerika aus, begreift den sechsten Theil des Flächeninhaltes aller fünf Erdtheile und ist doppelt so groß, als ganz Europa; denn es hält 401,536 Q. Meilen, worauf aber nur 64 Millionen Einwohner leben. Die Entfernung in gerader Richtung zwischen

dem westlichen Punkte in Polen und der östlichen Spitze Sibiriens beträgt 1360 Meilen, auf dem gewöhnlichen Reisewege aber über 4000 Stunden. Gehen wir noch weiter bis zur russischen Nordwestküste von Amerika, so haben wir in der Richtung von Westen nach Osten eine Ausdehnung von 202 Längengraden, so daß um uns hier so auszudrücken, die Sonne beinahe 13½ Stunden braucht, um auf allen Punkten Mittag zu machen. In diesem Reiche geht also die Sonne im wahren Sinne des Wortes nie unter. Es ist um mehr als 100,000 Q. Meilen größer, als das ganze chinesische Reich; und selbst das römische Reich war zur Zeit seiner größten Ausdehnung nicht einmal zum vierten Theile so groß, da sein Flächeninhalt nur zwischen 90,000 und 100,000 Q. Meilen betrug. Von dem oben angegebenen Flächeninhalte werden 98,587 Q. Meilen auf das europäische, 285,449 auf das asiatische und 17,500 Q. Meilen auf das amerikanische Rußland berechnet. Die Bevölkerung ist aber also vertheilt, daß 59 Millionen auf das europäische und nur — vier bis fünf Millionen auf das gewaltig große asiatische und amerikanische Rußland kommen.

Mit Ausnahme des, die Grenze zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland bildenden Uralgebirges, ist das russische Reich völlig ebenes Flachland. Auch auf der Ostseite des Uralgebirges breitet sich nördlich bis zum Eismeere und östlich bis zur Beringsstraße ein unermeßliches Flachland aus, welches wir unter dem Namen Sibirien kennen. Nur an den Grenzen hat das russische Reich Gebirge.

Was das Klima betrifft, so liegt das russische Reich größtentheils in der gemäßigten Zone. Natürlich aber läßt sich bei der ungeheuern Ausdehnung desselben auf eine große Verschiedenheit der Wärmeverhältnisse schließen. Während in der Krimm und bei Astrachan, ganz besonders aber in den transkaukasischen Ländern Wein und selbst Südfrüchte im Freien erzeugt werden, bringen die Gegenden am Eismeere nicht viel mehr, als Moose und Flechten hervor. Von dem kältern und rauhern Klima in den nördlicheren Gegenden abgesehen, ist das europäische Rußland fruchtbar zu nennen; und obgleich die Landwirthschaft in der Regel ohne alle Kunst und Kenntniß betrieben wird, so erntet man doch Getreide aller Art im Ueberflusse.

Insbesondere ist der mittlere Theil des europäischen Rußlands, so wie einige südliche Gegenden und Polen reich an Getreide. Futterkräuter bringt der Boden in Menge hervor; Hanf und Flach's wird im Ueberfluß gewonnen, so daß nicht nur von diesen beiden Artikeln, sondern namentlich von Lein-

samen (wer hätte noch nichts von Rigaer Leinsamen gehört?) jährlich eine Menge ausgeführt wird. Die gewöhnlichsten Obstsorten findet man am häufigsten in Polen, Volhynien, Podolien, Cherson 2c. Von ausgezeichneter Wichtigkeit sind die Nadel- und Laubwaldungen des russischen Reiches. — Die Viehzucht macht in den Gegenden, wo Ackerbau getrieben wird, das zweite, bei vielen Völkern des russischen Reiches das einzige Geschäft aus. Das Rindvieh ist so zahlreich, daß von den podolischen, volhynischen und ukräner Ochsen, die sich durch staatliche Größe und Schwere auszeichnen, jährlich viele Tausende ausgeführt werden. Die Pferde anlangend, so besitzen unter den Kirgisen, Kalmücken und besonders unter den Baschkiren manche einzelne Heerden von 2000 bis 4000 Stück. Die Industrie kommt im russischen Reiche durch die Bemühungen der Regierung immer mehr empor. In Beziehung auf den Handel nimmt Rußland unter den Ländern der Erde, die den ausgebreitetsten Handel treiben, den vierten Rang ein (die Reihenfolge ist: England, Frankreich, Vereinigte Staaten von Nord-Amerika, Rußland).

Die Bewohner Rußlands gehören den verschiedensten Völkerschaften an. Am zahlreichsten sind die Slaven vorhanden (52 Mill.). Diese sind ein munteres Volk, lieben Musik, Tanz und andere Lustbarkeiten. Zu den Nationalvergnügungen gehören: das Schaukeln, die Rutschbahnen, das Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen und das Dampfbad. Der Ruße ist sehr religiös, hält streng seine Fasten, verehrt die Bilder der Haus-Heiligen, bekreuzt und segnet sich häufig, wobei er sein Gospodi pomilui! (Herr erbarme dich!) murmelt, und ist sehr höflich, aber auch abergläubisch, kriechend und unreinlich. Der Geringere küßt dem Vornehmen den Saum seines Rockes; vor sehr hohen Personen wirft er sich zur Erde nieder. Die Vornehmen Rußlands übertreffen an Aufwand alle Großen in andern Ländern Europas. — Unter der gegenwärtigen Regierung wird die Aufhebung der Leibeigenschaft angebahnt. — Der russische Bauer trägt einen langen Kaftan von grobem Tuche, einen Gürtel um den Leib, einen langen Bart und Schuhe von Lindenbast. Im Winter trägt er statt des Kaftans einen Schafpelz und eine Pelzmünze. Die Frauen tragen sich ebenso ärmlich, schmücken sich aber gerne. Lieblingsspeisen sind: Sauerkraut (Kapusti), Zwiebeln, Knoblauch und Gurken. Unter den Getränken lieben die Russen besonders den Branntwein (Wodki), der wohl in manchen Gegenden mit Löffeln aus einer großen Schüssel genossen wird. Wegen ihrer Trunksucht sind die Russen übel be-

rüchtigt. Der Handel mit Branntwein steht allein dem Kaiser zu. Die Volksschulen sind noch weit zurück, für die Wissenschaften wird auf kaiserliche Weise gesorgt.

Herrschende Kirche ist die griechisch-katholische, deren Oberhaupt der Kaiser ist, und deren Priester Popen heißen. Rußland ist eine uneingeschränkte Monarchie. Der Kaiser (Czaar) ist höchster Gesetzgeber. Die kaiserliche Regierungsordnung (Kabinetsbefehl) heißt Ukas. Die Krone ist nach dem Absterben des Mannsstammes auch in der weiblichen Linie erblich. Die kaiserlichen Prinzen heißen Großfürsten, der Kronprinz Groß-Fürst-Thronfolger, die Prinzessinen Großfürstinen.

15. Petersburg.

Petersburg, im Jahre 1703 von Peter dem Großen gegründet, auf ehemals schwedischem Boden, an beiden Seiten der Newa und an ihrer Mündung in den finnischen Meerbusen, mit 8000 (2000 steinernen) Häusern und 478,000 Inw., worunter 90,000 Ausländer, meist Deutsche. Sie ist nur von einem Graben umgeben, und hat einen Umfang von 7 Stunden Weges. Petersburg, erst 150 Jahre alt, gehört schon zu den prächtigsten Städten des Erdbodens; denn die Straßen sind lang, breit, gerade, an beiden Seiten mit Steinen für die Fußgänger belegt, die Ufer der Newa und der tiefen Kanäle, welche durch die Hauptstraßen gehen, mit Granitblöcken prachtvoll eingefaßt, die öffentlichen Plätze mit Springbrunnen und Bildsäulen verziert, und unter den Gebäuden sind viele wirkliche Paläste, obgleich abgelegene Gassen nur mit Bohlen belegt und mit hölzernen Häusern besetzt sind. Schon in der Ferne nimmt Petersburg mit seinen vielen vergoldeten oder versilberten Thurmspitzen und seinen vielen grünlakirten Dächern sich herrlich aus. Man theilt die Stadt in zehn Quartiere oder Seiten; die Admiralitätsseite ist der vorzüglichste Theil, von der Admiralität benannt, an welcher allein die Vergoldung der Thurmspitze 60,000 Dukaten gekostet hat. Der größte öffentliche Platz ist das Marsfeld, vom kaiserlichen Garten, vom Marmorplatze und einer Reihe großer massiver Häuser umgeben.

Petersburg hat eine Universität, eine Akademie der Wissenschaften, mit einer Bibliothek von 300,000 Bänden, ein Landkadetteninstitut, dessen Gebäude und Anlagen $^3/_4$ Stunden im Umfange haben, viele milde Anstalten, ansehnliche Fabriken, und den Haupthandel des russischen Reiches. Sehr empfindlich ist für Fremde die hiesige Winterkälte. Dieselbe kann so stark wer-

den, daß Leuten, die viel im Freien sein müssen, Nasen und Ohren erfrieren. Man unterhält deßwegen auf öffentliche Kosten große Feuer an den großen Plätzen der Stadt, damit Vorübergehende sich wärmen können. An den längsten Sommertagen hingegen kann die Hitze ungemein groß werden und man kann um Mitternacht auf der Straße noch einen Brief lesen. Die Gegend Petersburgs ist morastig und sandig, vortrefflich ist aber das Wasser der Newa, und so rein wie Krystall. Auffallend ist es dem Fremden, wenn er auf den Straßen Petersburgs Engländer, Franzosen, Dänen und Schweden, Italiener und Spanier, Perser, Türken, Kosaken, Tartaren, Kalmuken, Mohren u. s. w. alle in ihren Trachten und Sprachen antrifft. Die meisten ansässigen Fremden sind Deutsche, 24,000 an der Zahl, welche als geschickte Handwerker und reelle Gastwirthe allgemein geachtet werden.

16. Konstantinopel.

Konstantinopel am Bosporus, die Haupt- und Residenzstadt des türkischen Kaiserreiches, hat sammt den Vorstädten 24 Stunden im Umfange, 88,000 Häuser und 650,000 Einwohner, unter welchen die Hälfte Muhamedaner, die übrigen größtentheils Christen und auch viele Juden sind. Die Stadt besitzt 500 Moscheen und 5000 kleine Bethäuser nebst 36 christlichen Kirchen, ist halbmondförmig gebaut, und gewährt mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen (die Stadtmauer allein hat schon 548 Thürme) einen prachtvollen Anblick. Im Innern aber ist die Stadt unreinlich und schlecht gebaut. Die wichtigsten Gebäude sind: das Serail, die Sophienmoschee (einst christliche Kathedralkirche) und das Schloß Sieben-Thürme, welches zum Staatsgefängnisse dient. Die Vorstädte Galata und Pera sind meist von Christen bewohnt. Konstantinopel hieß im Alterthume Bizanz; um das Jahr 330 erhob es Konstantin, der erste christliche Kaiser, zur Hauptstadt des römischen Reiches, und nannte es nach seinem Namen; die Türken nennen es Stambul. Der Stadt gegenüber liegt an der asiatischen Küste Skutari, mit dem größten Kirchhof des Reiches.

17. Die Natur des südlichen Italiens.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer, als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, welche über

der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengefloßen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweite Dörfer ganz nahe scheinen. Tags sieht man die Sterne und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper starke Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erde und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbengluth verbreitet, die unaussprechlich ist. Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meere von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wenn, wie es manchmal geschieht ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln.

18. Der Aetna.

Auf der Insel Sicilien liegt der Aetna, der eine Höhe von 10,965 Fuß hat; Schnee und Eis, Asche und Lava bedeckt seine Gipfel. Er ist nicht schwer zu besteigen, um ihn her erheben sich Hügel und Berge, gebildet durch die Lavaströmungen, die aus seinem Innern kamen. Will man aus der Ebene von Catanea zu seinem Gipfel emporsteigen, so gelangt man zuerst zu einem allmälig aufsteigenden Lande, das sehr fruchtbar ist, und sorgsam bebaut wird. Dann kommt man durch eine waldige Ebene, bewachsen mit Pappeln, Buchen, Eichen, Kastanien und andern Bäumen; endlich gelangt man aufsteigend dahin, wo der Fuß des Wanderers über Schnee und Eis klimmen muß. Der Krater des Berges hat einen geringeren Umfang, als den einer viertel deutschen Meile; zuweilen ist er zweifach so groß. Spalten und Klüfte umgeben ihn; die Lavaströmungen, die sich aus seinen ungeheuern Höhlungen ergießen, dehnen sich zuweilen auf 4—6 Meilen aus. Zuweilen ist der Berg ganz ruhig, oder es wirbelt leichter Rauch aus ihm empor. Plötzlich aber werden die Rauchsäulen dunkler und unregelmässiger; der Berg, die Insel erbebt; laute Donnerschläge erschallen; glühende feurige Massen drängen aus dem Krater, oder aus den Seitenwänden desselben hervor. Zuweilen brechen siedende Wasserströme heraus, schmelzen das Eis und den Schnee, und stürzen sich, Alles zerstörend, in die Tiefe. Ungeheuere Felsblöcke werden dabei nicht selten in die Luft geschleudert, man behauptet, über 1000 Fuß

hoch, und stürzen, zum Theil wieder in den Schlund hinab, aus dem sie kamen. Oft erhellen die Flammen, welche den Krater umgeben, die ganze Insel Sicilien. Mehrere kühne Naturforscher haben den Krater untersucht; einzelne ließen sich an Seilen hinab und bemerkten in der Tiefe noch mehrere andere Krater, mächtige Lavablöcke, Säulen von Schwefel, und dabei dicke heraufqualmende Säulen von Feuer und Rauch. Die Aussicht vom Gipfel ist um so überraschender und schöner, als sie gerade das Gegentheil der schauervollen Umgebung voll Felsklüften darbietet. Bei heiterem und klarem Himmel übersieht man nicht nur die ganze Insel mit ihren Städten und Dörfern, Wäldern und Fluren, sondern der entzückte Blick schweift auch ringsum über die ungeheure Fläche des Meeres dahin. Schon in den allerältesten Zeiten kannte man den Aetna als feuerspeienden Berg. 1669 zerstörte ein furchtbarer Lavastrom einen Theil von Catanea. Die Ausbrüche in den Jahren 1809 und 1811 waren fürchterlich. In den letzten Jahren ist der Berg ruhiger gewesen; gewöhnlich vergehen einige Jahre zwischen einem und dem andern Ausbruche.

19. Der Ausbruch des Vesuv im Jahre 79.

Am 24. August des Jahres 79 erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr Lava ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher und glühende Asche fiel dicht und immer dichter mehrere Stunden weit nieder. Die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finsterniß über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so daß sie niederstürzten; unterirdischer Donner rollte dumpf, und in jedem Augenblicke fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Kissen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geschrei und das Jammern der Armen, die auf dem Felde herumtappend, sich nirgends zurecht zu finden wußten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzzerreißend. Endlich, als der lange und schwere Aschenregen nachließ und am andern Tage die Sonne, wiewohl mit bleichem Schein, wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten aber, Herkulanum und Pompeji, fand sich keine Spur mehr. Niemand wußte, wo sie geblieben; man glaubte,

die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Dunkel ruhte über ihrem Grabe. — Da geschah es, daß vor etwa 150 Jahren ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne weibliche Statuen heraus. Später forschte man weiter, und wer malt das Erstaunen! — man grub ein Theater, eine Straße mit ihren Häusern heraus; kurz man überzeugte sich, daß man in dem einst durch Asche und glühenden Lava verschütteten Herkulanum sich befinde. Später grub man auch nach Pompeji, und auch dies wurde gefunden, und wohl der vierte Theil desselben ist schon an's Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig: in einer unterirdischen Stadt kann man da herumgehen. Alles liegt noch da, wie es beinahe vor 1800 Jahren gewesen und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten heidnischen Römer läßt sich hier gewinnen. Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schüssel u. dgl. umherliegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Wänden ist noch frisch, als wenn der Maler erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa fand man einen außerordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen; sie waren aber alle verkohlt. Ueber den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften und in den Buden der Oelverkäufer die Ladentische. Die Straßen sind eng, die Häuser niedrig. Ihr Aeußeres ist sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fußböden sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausgeräth. Vor den Häusern sind noch Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelett saß an einem Arbeitstische und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend, gefunden, und in den Buden lagen noch Eßwaaren: Nüße, Weinbeeren, Oliven, eine große Pastete, aber natürlich Alles verkohlt von der Hitze der Lava.

20. Rom.

Rom an der Tiber, mit 176,000 Einwohnern, auf 12 Hügeln erbaut, hat 328 Kirchen, unter denen die zum heiligen Johannes im Lateran die Hauptkirche der ganzen katholischen Christenheit, die **Peterskirche** im Vatican aber die größte Kirche der Erde ist. Mitten auf dem Petersplatze steht der

124' hohe Obelisk aus Aegypten. Die Kirche der heiligen Maria zu den Martyrern (auch Rotonda, Pantheon genannt,) und 25 Jahre vor Christi Geburt zu Ehren aller Götter erbaut), ist ganz rund von Quadern, ohne Pfeiler und Seitenfenster aufgeführt; das Licht fällt von oben hinein. Im Pantheon befindet sich Raphaels Grab. Die drei päpstlichen Paläste sind: der Lateran, Vatican mit 11,000 Zimmern, der sixtinischen Kapelle, worin „das jüngste Gericht“ al Fresco von Michael Angelo, einer sehr reichen und schätzbaren Bibliothek und Quirinal, auf dem Monte Cavallo, welcher der gesundesten Lage wegen die gewöhnliche Residenz ist. Der Palast Belvedere mit berühmten Statuen (Apollo) aus dem Alterthume. Das Kapitol, der Mittelpunkt Roms, mit dem Palaste des Senators, dem Museum voll herrlicher Alterthümer, und der Reiterbildsäule des Kaisers Marc-Aurel. An der Südseite des Kapitols ist das altrömische Forum (Marktplatz), jetzt Campo vaccino (Kuhweide). Von dem alten Colosseum, einem dachlosen Theater für 80,000 Zuschauer von Vespasian erbaut, stehen noch großartige Ruinen. Die Engelsburg ist eine feste Citadelle an der Tiber. Die Propaganda ist ein großes Gebäude, in welchem Jünglinge aus allen Nationen zu Missionären ausgebildet werden: die Trajans-Säule, (in welcher 192 Stufen hinaufführen,) der Triumphbogen des Titus, die Katakomben (unterirdische Gewölbe) stammen noch aus der alten Römerzeit. Unter den Privatgebäuden zeichnen sich der farnesische, barberinische und orsinische Palast aus. In einer Ecke des letzteren steht der Pasquino, der Rumpf einer alten Statue, an welcher die Römer Schmähschriften (Pasquilla) kleben. Die breiteste Straße Roms ist der Corso, auf welchem die Römer ihren Carneval halten. Wie Venedig, Bologna, Neapel, so ist auch Rom überreich an Bettlern. Die Römerinen zeichnen sich durch ihre Schönheit aus; für ihre Bildung und Erziehung jedoch geschieht fast gar nichts.

21. Der Dom zu Mailand.

Dieses Gebäude ist das herrlichste Denkmal des Mittelalters; es wird von den Bewohnern Mailands das achte Wunder der Welt genannt, und streitet mit Skt. Peter in Rom an Größe und Pracht um den Vorzug. Johann Galeazzi Visconti, Herr von Mailand und mehreren italienischen Städten, faßte zuerst den Plan zur Gründung dieser Kirche. Im Jahre 1386 wurde der riesenmäßige Bau von den ältesten Meistern im gothischen Stile

begonnen und durch reiche Vermächtnisse von Mailands Bewohnern unterstützt. Ein Werk von solcher Größe erforderte Jahrhunderte zu seiner Vollendung, besonders da noch manche Kriegsstürme es trafen, und erst im sechzehnten Jahrhunderte erhielt der Baumeister Pellegrino Tibaldi zu weiterm Fortbaue den Auftrag. Dieser führte die Vorderseite im Geschmack der Griechen und Römer auf, wodurch jedoch die Einheit des Stiles etwas litt. Aber eben diese gemischte Bauart bringt jene wunderbare Wirkung hervor, die jeder empfindet, der den hohen stolzen Bau überblickt; doch blieb noch sehr viel dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten. Napoleon bestimmte im Jahre 1805 5,000,000 Lire aus dem Kirchenschatze, und Kaiser Franz I. im Jahre 1819 144,000 Lire jährlicher Einkünfte zur Fortsetzung des Baues dieser prächtigen Kirche. So wurde die Vorderseite des Domes größtentheils vollendet, die mit der zahllosen Menge Thürmchen, den vielen Bildsäulen und Zierrathen, meistens heilige Personen und deren Thaten vorstellend, einen außerordentlichen Eindruck macht, und obgleich das Gebäude in allen einzelnen Theilen noch nicht vollendet ist, überrascht dessen Anblick doch so, daß man das wenig Fehlende nicht entdecken kann. Das Ganze ist von einem weißen Marmor ausgeführt, und wie den Beschauer der Anblick von außen fesselt, so ist das Innere nicht minder prachtvoll. Das Farbenspiel der Sonnenstrahlen durch hohe gemalte Fensterscheiben, beleuchtet geheimnißvoll den seltenen Reichthum der Kirche und die Gemälde und Bildsäulen, unter denen die der Heiligen, Ambrosius und Karl von Borromäus ruht, der besonders in Italien noch sehr verehrt wird. Ein silberner Sarg, mit krystallenen Einsatzstücken und vergoldeten Verzierungen, umschließt seine Ueberreste und die Gaben frommer Pilger. Das hohe Gewölbe der Kirche ruht auf mächtigen Säulen, welche sie in drei gleichlaufende Gänge theilen, in deren mittlerem der Hochaltar sehr klein erscheint und sich erst bei der Annäherung in einer nicht geahnten Pracht darstellt. Das Chor von Marmor und Holz bietet einen Reichthum der künstlichsten Schnitzarbeit dar, und nur der Fußboden, der an Reichthum und Pracht jenen in Skt. Peter im Vatican zu Rom übertrifft, ist noch nicht vollendet. Die ganze Kirche ist 449 Fuß lang, 275 Fuß breit, und die äußere Höhe der Kuppel ist 370 Fuß. Der ganze glanzvolle Tempel ruht auf 52 Marmorsäulen, jede 84 Fuß hoch und im Umfange 24 Fuß. Fünf kolossale Thüren führen in's Innere des Gotteshauses, von denen die mittlere durch ungeheure Granitsäulen, auf denen die Wölbung ruht, sich auszeichnet. Die ganze Masse von Thürmen,

Gallerien und Bildsäulen, mit der schönen Sorgfalt in der Ausführung aller einzelnen Theile, kann nur auf der Spitze des Gebäudes, die man auf zweihundert Stufen ersteigt, ganz gewürdigt werden, wo sie den Blicken wie eine Stadt aus der Urwelt erscheint; man genießt hier über das prächtige Mailand die entzückendste Aussicht, die gegen Norden von den ewigen Gletschern der Alpen und Savoyen begrenzt wird.

22. Die Republik Schweiz.

Die Schweiz, im Alterthume Helvetia genannt, gehörte ehemals zum deutschen Reiche, und wurde von vielen Grafen und Rittern beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die Grafen von Habsburg. Durch Rudolph von Habsburg, der im Jahre 1273 deutscher Kaiser wurde, gelangten die Habsburger zum Besitze von Oesterreich, und ließen ihre Besitzungen in der Schweiz durch Landvögte verwalten. Da aber diese das Volk drückten, erhoben sich 1307 die Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden, vertrieben die Vögte (Vogt Geßler durch Wilhelm Tell ermordet) und verbanden sich eidlich zu einem innigen Bündnisse. So entstand die schweizerische Eidgenossenschaft, welche durch die glorreichen Siege bei Morgarten und Sempach befestigt wurde. Allmälig traten mehrere Städte und Landschaften dem Bunde bei, bis endlich die Schweiz aus 22 vereinigten Staaten bestand, welche Cantone genannt werden. Lange Zeit bestanden die Cantone in Frieden und Eintracht neben einander. Jeder regierte sich selbst, und sandte zur Leitung gemeinschaftlicher Angelegenheiten Abgeordnete zur Tagsatzung, welche abwechselnd in den Städten Zürich, Bern und Luzern gehalten wurde, und deßhalb Vororte hießen. Seitdem aber Calvin in Genf und Zwingli in Zürich die reformirte Lehre gepredigt hatten, war auch der Friede aus den stillen Thälern gewichen. In den letzten Jahren erreichte der religiöse Parteigeist die höchste Spitze. Im Jahre 1847 entbrannte dadurch der bekannte Sonderbundskrieg, in Folge dessen die alte Verfassung in vielen Stücken geändert, die Selbstständigkeit der Cantone eingeschränkt, die Vororte abgeschafft, und Bern als Hauptstadt des Landes erklärt wurde.

Die Schweizer sind nach Abstammung und Sprache größtentheils Deutsche; südwestlich wird französisch, südöstlich italienisch und romanisch gesprochen. Der Religion nach sind 800,000 katholisch, die übrigen reformirt (Kalvinisten und Zwinglianer). Von jeher wurden die Schweizer nicht blos als ein tapferes,

sondern auch als ein sehr biederes und religiöses Volk gerühmt. Ihr Vaterland lieben sie so sehr, daß sie in der Fremde bald an dem Heimweh leiden.

Die Schweiz ist aber auch ein schönes, herzerhebendes Land. In keinem andern findet man mehr Veranlassung, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern, dessen Hand die ungeheuern Bergmassen aufgethürmt hat, und von denen manche Spitze noch nie von eines Menschen Fuß betreten worden ist.

23. Alpenleben.

Herrlich ist das Leben des Aelplers bei schöner Witterung im Sommer, wenn die Gebirge im Glanze der Sonnenstrahlen und in den mannigfaltigsten Farben spielen. Seine Brust athmet frei in der reinen, erquickenden Luft; eine milde Wärme durchdringt seine Glieder und weckt ihn zu einer Munterkeit und Lust, welche ihr jeden bequemeren Zustand vergessen lassen. Wer jemals einen schönen Tag auf den Alpen erlebt hat, begreift die Liebe, womit der Aelpler an seinen Bergen hängt. Aber freilich, wenn mitten im Sommer kalte, dichte Nebel sich in das Gebirge lagern, wenn rauhe Winde Schneegestöber vor sich herjagen, dann verliert das Alpenleben seinen Zauber, und der Thalbewohner steigt gerne wieder in die Tiefe herab.

Seit Jahrhunderten ist das Leben des Aelplers sich ziemlich gleich geblieben. Wie seit den früheſten Zeiten, so noch heut zu Tage baut er seine Hütte aus rauhen, übereinander gelegten Baumstämmen, oder aus kunstlos zusammengefügten Steinen auf, und sorgt dabei so wenig für die Bequemlichkeit, daß er Wind und Regen kaum von seiner Schlafstelle abhält, und dem Rauch keinen andern Ausgang verschafft, als den er durch die zahlreichen Spalten und Oeffnungen von selbst findet. Eben so wenig hat der Aelpler sich in die Wirthschaft und in seinem Hauptgeschäfte, der Käsebereitung geändert. Ein Reisender entwirft uns folgende Schilderung der Alpen-Wirthschaft in Uri:

Die einfache, gewöhnlich mit tiefem Kothe umgebene Hütte, welche oft mit dem Zufluchtsstalle für das Vieh unter einem Dache ist, bewohnen der S e n n, der Z u s e n n und der V i e h h ü t e r oder K u h g a u m e r. Der Senn führt die Oberaufsicht, macht den Käse, trägt ihn in den Speicher und salzt ihn daselbst ein. Der Zusenn, auch Handknabe genannt, bereitet den Z i e g e r, eine magere, übrig bleibende Käsmasse, die zur Nahrung dient, und reinigt die Geschirre. Er muß oft aus großer Entfernung und mit großer Mühe das Holz herbeischaffen, und

dem Senn helfen, wo es nöthig ist. Der Viehhüter muß bei großer Hitze, wie bei stürmischem Unwetter das Vieh zusammenhalten und Acht geben, daß keine Kuh sich an eine zu steile und gefährliche Stelle wage. Weiden diese am sichern Orte, so kann er stundenlang vor der schönen Aussicht liegen, ins Land hinausschauen und nach Herzenslust jodeln. Alle haben außer ihrem Lohne noch freie Kost, die aus Milch, Käse, Zieger, Milchbrei und Milchreis besteht.

Die Tagesordnung dieser Aelpler ist fast für jeden Tag die gleiche. Morgens 4 Uhr erheben sie sich von ihrem Lager und schicken sich zum Melken an; dann wird gekäset, dem Vieh Salz gegeben, die Schweine mit Molken getränkt und damit auch die Geschirre gereinigt, aufgeräumt u. s. f. Nun trägt der Senn, nachdem er gespeist, den Tags zuvor gemachten Käse in den Speicher, hilft dem Handknaben nach Bedürfniß Holz spalten, Waldheu sammeln, Grenzmaueru ausbessern u. s. w. Der Abend bringt dieselben Beschäftigungen wie der Morgen. Bei anbrechender Nacht geht einer vor die Hütte hinaus, und singt, nach allen 4 Weltgegenden sich drehend, ein Gebet, meistens den Anfang des Evangeliums des heil. Johannes: „Im Anfang war das Wort" und den englischen Gruß, während dessen die Hirten und die oft im Freien übernachtenden Wildschützen, so weit es gehört wird, im Stillen ein Paar Vater unser und Ave Maria beten. Dieser Ruf ersetzt in den Alpen die Abendglocken, welche in den Thälern zum Dankgebet für den durchlebten Tag aufrufen, und dient auch, um von der Nacht überraschte Verirrte zur gastfreundlichen Hütte herzuleiten. Ist nun Alles beendet, so besteigen die Hirten die Diele, wickeln sich in Leintuch oder eine Decke, und werfen sich auf kurzes, borstiges Alpenheu, wo sich ihrer bald ein gesunder Schlaf bemächtigt und sie zur Arbeit des kommenden Tages stärkt. Der Kuhgaumer darf erst zu Bette, wenn die Kühe an sicherer Stelle versammelt sind.

24. Alpenhirt und Alpenjäger.

Alpenhirt.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder:

Wenn mit Blumen sich kleidet die Erde neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr!
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

25. Asien.

Wenn es uns auch nicht möglich ist, die fremden Erdtheile genauer kennen zu lernen, so wollen wir sie wenigstens nach ihrer Hauptbeschaffenheit betrachten und uns ihre wichtigsten Länder und ihre Haupterzeugnisse merken. Asien ist der größte Erdtheil. Seine Größe wird auf mehr als 800,000 Q. Meilen angegeben, und seine Bevölkerung wird auf 5–600 Millionen geschätzt. Von den Gestaden des nördlichen Eismeeres bis zu den Südküsten wechseln alle möglichen Klimate mit einander ab, und eben so verschieden ist die Fruchtbarkeit des Bodens. Während im Norden nur Moos, spärliches Gras und verkrüppelte Gesträuche den Boden bedecken, prangen im Süden thurmhohe Palmen-, Brod-, Zimmt-, Muskat-, Nelken- und Ebenholzbäume; hier gedeihen Reis, Kaffee, Thee, Baumwolle und köstliche Arzneipflanzen; aber neben diesem Angenehmen, Großartigen und Schönen erblicken wir auch eben so viel Abschreckendes in zahllosen gefährlichen Thieren. Dort schreitet der grimmige Löwe durch den Wald; hier lauscht der tückische Tiger im Gebüsch, im Grase rasselt die giftige Klapperschlange, und aus den Aesten des dichtbelaubten Baumes schießt plötzlich die Riesenschlange auf ihren Feind

hernieder. Wilde Elephantenheerden zerstören die Reisfelder und Zuckerpflanzungen, und an den Ufern der Flüsse lauern tückische Krokodile auf ihren Raub. So hat der weise Schöpfer überall Licht und Schatten, Angenehmes und Abschreckendes, Nützliches und Schädliches neben einander gestellt, auf daß seine Kinder nirgends vorzugsweise, sondern überall wohnen sollen.

Betrachten wir jetzt die wichtigsten Länder dieses Erdtheils! 1) Hier im Norden erblicken wir ein Land, das 100,000 Q. M. mehr umschließt, als Europa, aber nur so viele Einwohner zählt, als die Stadt London. Es ist das zu Rußland gehörige Sibirien, das nur Pelzthiere nährt und als Verbannungsort für russische Verbrecher dient. An dies Land grenzt 2) China, von seinen Bewohnern das himmlische Reich genannt. Es ist fast so groß als Sibirien und soll ein Dritttheil der ganzen Menschheit beherbergen. Seine Hauptstadt Peking ist so groß als London. 3) Japan besteht aus lauter Inseln und will, wie China, keinen Ausländer in sein Land eindringen lassen. Seine Hauptstadt Jeddo ist so groß als Peking. 4) Hinter-Indien umfaßt die Reiche Siam, Anam, Ascham, Malakka und das birmanische Reich. Mehrere bedeutende Landstriche haben sich die Engländer zugeeignet. 5) Vorderindien gehört größtentheils den Engländern und nur einige kleinere Staaten haben noch eigene Fürsten, die jedoch von den Engländern abhängig sind. 6) Turan oder die Bucharei wird meistens von Nomaden bewohnt, die von einem Chan beherrscht werden, der zu Buchara seinen Sitz hat. 7) Persien war in alter Zeit wichtiger, als jetzt, seine Hauptstadt ist Teheran. 8) Arabien ist die Heimath des Kaffee's, des Balsams und der schönsten Pferde, Kameele und Dromedare. In Medina liegt Muhamed begraben, und nach Mekka muß jeder Muselmann in seinem Leben wallfahrten, um die heilige Kaaba zu besuchen, welche Abraham zum Gebet errichtet haben soll. Es ist dies ein 34 Fuß hohes, thurmartiges Gebäude, das mitten in einer Moschee steht und nach dem alle Muhamedaner beim Gebete das Gesicht wenden. 9) Die asiatische Türkei umfaßt Kleinasien mit der Hauptstadt Smyrna, Armenien mit der Hauptstadt Erzerum und dem Gebirge Arrarat, worauf Noe's Arche stehen blieb; ferner Mesopotamien, das Land zwischen dem Euphrat und Tigris mit den Städten Mosul und Bagdad. Zwischen dem Tigris und Persien liegt Kurdistan, und westlich von diesen Ländern treffen wir Syrien mit den Städten Aleppo und Damaskus. Der Damast und

die trefflichen Damascener=Säbelklingen haben von letzterer Stadt den Namen. Der wichtigste Theil Syriens ist für uns

26. Palästina.

Palästina, das gelobte oder heilige Land hat noch gar viele Stätten, die durch die heilige Geschichte uns theuer und ehrwürdig sind. Die sorgfältigen Ueberlieferungen der Morgenländer haben ihr Andenken treu bewahrt. Da sind die Berge Libanon, Carmel, Tabor, Hermon, Garizim und der Oelberg; der See Genesareth, welcher durch den Jordan mit dem todten Meere oder dem Asphalt-See zusammenhängt. An der Stelle dieses Sees standen einst die Städte Sodoma und Gomorrha. Das Wasser desselben ist nicht trinkbar; kein Fisch kann sich darin aufhalten; kein Vogel belebt sein Ufer; keine Blume und kein Gräschen schmückt seine öden Gestade. Auf seiner Oberfläche sammelt man Asphalt oder Judenpech. Man findet auch noch die Städte Nazareth, Kana, Samaria, Jericho, Bethlehem, Hebron u. a. Die meisten derselben sind nur mehr elende Dörfer. Bedeutend ist nur noch die Stadt

27. Jerusalem.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber und wir drangen in unsern Führer, uns dem Heiligthum zuzuführen. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche eintraten. Meine Augen waren wie getrübt, und meine Seele ergriffen wunderbare heilige Gedanken, so daß das steinere Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie eine Wittwe in ihrer Trauer. Die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Oelbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, Alles erinnert an die schweren Begebnisse, die diese Stadt erlitten hat. Darum vermeint der Fremdling, es solle stille sein in ihr, wie in einem

Trauerhause, und die Menschen sollten mit verhüllten Häuptern auf ihren Gassen einhergehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Menschen nicht verschont geblieben, und überall drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel. „Seht Sie," sagt mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg." — Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten.

Welch' heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Constantin's und Helena's Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblick getröstet, wieder von dannen gezogen! „Dort im Süden liegt Bethlehem," sprach der Führer weiter. Bethlehem, die anmuthigste unter den Städten! Sie liegt so friedlich auf dem Berge und die Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgend einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmuth solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten hin; eng und stille liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume begrenzen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerschaaren des Himmels zuerst den Aermsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist.

„Welchen Namens ist dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?" — „Das ist die Davidsburg auf Zion," sagte eintönig der Führer. Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen, und ungestört des Flußes strömende Welle, das stille grünende Thal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie schmücken die Häupter der Hügel. Gegen Südost liegt vor dem Auge das Thal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des todten Meeres. Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen, wie das Thal Josaphat, ein enges Thal zwischen Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen.

Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberge und Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird von unwillkürlichem Schaudern ergriffen. Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absolom's, Josaphat's und Sacharja's. Betende liegen an der Stätte dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieses Ortes. „Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethanien und den Oelberg." — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das liebreichste Dörflein, und theuere Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt mit Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimathlose eine Heimath, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Oelberg. Nahe an ihm liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Oelberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen.

28. Die Chinesen.

Die Chinesen sind ein merkwürdiges Volk. Ihre Geschichtsbücher gehen so weit zurück, daß man sie für das älteste Volk der Erde halten möchte. Schon in frühern Zeiten wurde das Reich durch öftere Einfälle der nördlich wohnenden Mongolen beunruhigt. Da bauten endlich die Chinesen die berühmte chinesische Mauer, einen Wall, aus Ziegeln und Erde, 20 Fuß hoch, oberhalb noch 5 Fuß dick, mit vielen Thürmen versehen, und 600 Stunden lang über alle Flüsse und Berge hinaus. Ein wahres Riesengebäude, welches jetzt schon 2000 Jahre alt ist, und allen Stürmen der Zeit widerstand. — Die Chinesen

gehören zu den gebildeten Völkern Asiens. Sie haben eine geordnete Staatsverwaltung (die obersten Beamten heißen Mandarinen) und betreiben verschiedene Künste und Wissenschaften. Buchdruckerei und Pulver kannten sie schon früher als die Europäer, machten aber damals wenig Gebrauch davon. In Seidenfabrikation sind sie sehr geschickt, und das chinesische Porzellan ist unübertrefflich. Aber die Chinesen haben auch manche seltsame Eigenthümlichkeiten. So z. B. besteht ihre Schrift nicht aus Buchstaben, sondern hat für jedes Wort ein eigenes Zeichen, im Ganzen 80,000 Zeichen. Wer also nur halbwegs lesen und schreiben kann, darf schon für einen Gelehrten passiren. Die Reichen lassen sich die Nägel nie abschneiden, um zu zeigen, daß sie nicht Ursache haben, wie gemeine Leute zu arbeiten. Bei den Frauen ist das erste Erforderniß der Schönheit ein kleiner Fuß, daher sich junge Mädchen viel martern lassen, um ihre Füße klein zu erhalten. Die Chinesen haben von sich selbst sehr hohe Begriffe. Ihr Land nennen sie das himmlische Reich, und versperren dasselbe allen Ausländern. Sie haben verschiedene heidnische Religionen, unter welchen die des Confuzius, des Fo und des Dalai-Lama die berühmtesten sind. Auch das Christenthum ist den Chinesen nicht unbekannt. In früherer Zeit haben die Jesuiten hier mit großem Erfolge gewirkt; nachmals wurden zwar die Missionäre gleich andern Fremden aus dem Lande gewiesen, aber erst in den letztern Jahren erhielt die christliche Religion in China wieder einige Begünstigungen, und beginnt neuerdings aufzublühen. — Da das chinesische Reich den größten Theil von Mittelasien einnimmt, wird es auch öfters „das Reich der Mitte“ genannt.

29. Afrika.

Dieser Erdtheil liegt mittägig von Europa. Im Osten hängt er durch die Landenge von Suez mit Asien zusammen; sonst ist er auf allen Seiten vom Meere umgeben. Die Länge dieses Erdtheiles von Morgen gegen Abend beträgt 900, die Breite von Mittag gegen Mitternacht aber 1000 Meilen. Den Flächenraum schätzt man auf 534,000 Geviertmeilen und die Volkszahl auf 150 Millionen Seelen.

Afrika ist um den vierten Theil kleiner als Asien, aber fast dreimal so groß als Europa. Es hat mehrere große Gebirge, unter denen der Atlas das größte ist. Nur drei Hauptflüsse hat dieser große Erdtheil: den Nil, den Senegal und die Gambia.

Der größte Theil von Afrika liegt in dem heißen Himmelsstriche. Hier trifft man die größten Sandwüsten der Erde an, und auch hier weht jener gefährliche Wind, der in Asien Samum, hier aber Prester genannt wird. An den Küsten ist die Luft feucht, heiß und ungesund. Die nördlichste und südlichste Spitze hat eine gemäßigte Luft. Afrika hat bloß Produkte, welche eine große Wärme ertragen können, und von Thieren findet man hier Löwen Panther und andere Raubthiere, Elephanten, Kameele, Affen, Papageien, Strauße, sehr viele Schlangen und Krokodille, Leoparden und andere. Uebrigens bringen die Gegenden, wo es nicht an Wasser fehlt, die köstlichsten Produkte des Pflanzenreiches, Getreide, besonders Weizen, Reis und Wein in Menge hervor. Im nördlichen Afrika gibt es sehr schöne Pferde, Schafe und Hornvieh. Gold hat Afrika in großer Menge.

Die wichtigsten Staaten Afrikas liegen an der Nordküste. Da liegt zunächst an Asien das zur Türkei gehörige durch einen Vicekönig regierte **Aegypten** mit **Nubien**, an welches das mit vielen christlichen Negern bevölkerte **Abyssinien** stoßt. Westlich von Aegypten liegt das öde Land **Barka**, worauf die Raubstaaten **Tripolis** und **Tunis** folgen, die ebenfalls unter türkischer Oberherrlichkeit stehen. Der Staat **Algier** gehört jetzt zu Frankreich, und das Kaiserthum **Fez** und **Marokko**, ein schönes, fruchtbares, aber vernachlässigtes Land, hat einen eigenen Herrscher. Südlich von diesen Ländern erstreckt sich von Aegypten bis zum atlantischen Meere die 600 Meilen lange, 100—200 Meilen breite **Wüste Sahara**, worin nur wenige grüne Plätze liegen, die man **Oasen** nennt, wo sich die durchziehenden Pilger und Handelsgesellschaften (Karawanen) mit ihren Kameelen erfrischen können. Im mittleren Afrika liegen viele große, von eigenen Fürsten beherrschte Negerreiche, deren Bewohner meistens in einem wilden Zustande leben und zum Theil noch Menschenfleisch essen. An den Ost- und Westküsten haben die Portugiesen, Spanier und Engländer mehrere Niederlassungen gegründet, um mit den Einwohnern Handel zu treiben.

In Südafrika wohnen die Hottentotten, Kaffern und Buschmänner. Die Engländer haben hier seit lange her eine große Stadt, die **Kapstadt** gegründet und suchen, wie überall, ihre Herrschaft immer mehr auszubreiten.

30. Amerika.

Jenseits des atlantischen Oceans liegt **Amerika**, ein Erdtheil, der Europa viermal an Größe übertrifft, aber höchstens von 60 Millionen bewohnt wird. Er erstreckt sich vom nördlichen Eismeere, 2000 Meilen lang, bis gegen die südliche kalte Zone hin, und das Klima wechselt demnach von der größten Hitze bis zur äußersten Kälte. Es ist im Allgemeinen ein üppiges, fruchtbares Land, reich an Pflanzen, Thieren und Mineralien, worunter auch viele edle Metalle und Diamanten; die Gold- und Silberminen in **Peru, Chili** und **Kalifornien** enthalten und liefern unermeßliche Schätze. Deßungeachtet ist das Loos der Auswanderer, die sich dort niederlassen, nicht gerade so beneidenswerth, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Das angebaute Land ist jetzt meistens in den Händen von grossen Gutsbesitzern und von Spekulanten, die dasselbe nur zu hohen Preisen verkaufen. Die Urbarmachung des noch unangebauten Feldes aber, dessen es allerdings noch genug gibt, ist äußerst mühselig und beschwerlich, und die Anbauer haben oft Jahre lang, unter harter Arbeit, mit der äußersten Noth zu kämpfen, ehe sie ihren Fleiß belohnt sehen; aber auch dann noch, wenn ihre Felder den reinsten Ertrag liefern, wissen sie denselben nicht zu verwerthen, denn sie sind oft viele Tagreisen weit von bewohnten Gegenden entfernt und wissen, bei dem Mangel an Straßen und andern Verkehrsmitteln nicht selten ihren Erzeugnissen keinen Absatz zu verschaffen. Mancher ist indessen allerdings auch glücklicher und Viele haben dort wohl auch grossen Reichthum erworben.

Das darf uns aber nicht veranlassen, unsere Verhältnisse und unser Vaterland gering zu schätzen; denn es herrschen dort gar viele Zustände, die uns nicht gefallen würden, wenn wir dort leben müßten.

Die wichtigsten Staaten **Nordamerikas** sind: **Neuengland**, an welches die **vereinigten Staaten** gränzen, wohin hauptsächlich die deutschen Auswanderer ziehen. Die Fruchtbarkeit ist im Allgemeinen sehr groß, besonders im Süden, wo nicht nur Getreide, Flachs, Hanf und Kartoffeln, sondern auch Reis, Mais, Thee, Zuckerrohr, Tabak und Südfrüchte gedeihen. Holz ist in undurchdringlichen Wäldern in Menge vorhanden. Die amerikanischen Städte, worunter **Newyork, Philadelphia, Baltimore, Boston, Neuorleans** und **Washington** die größten und belebte-

sten sind, zeichnen sich alle durch regelmässige Bauart und schöne Gebäude aus.

Westindien begreift die in der Mitte von Amerika liegenden, sehr fruchtbaren Inseln, welche fast sämmtlich im Besitze der Europäer sind. Die größten heißen: **Cuba, Jamaika, Haity** und **Porto-Ricco.**

Südamerika umfaßt viele Freistaaten, die vormals Spanien gehörten, nach und nach aber ihre Unabhängigkeit erkämpften. Sie sind zusammen beinahe so groß, als ganz Europa und enthalten unter andern auch die reichen Goldländer **Peru** und **Chili.** An diese Länder gränzt das Kaiserthum **Brasilien,** ein ungemein großes, aber kaum zum zehnten Theil angebautes Land, das von 6 Millionen Menschen bewohnt wird. Der **Amazonenstrom** oder **Maronhon,** der größte Fluß unserer Erde, durchströmt dieses Land, dessen Inneres noch ein undurchdringlicher Urwald bedeckt, während die angebauten Gegenden alle Produkte besitzen, die das gesegnetste Land der Erde aufzuweisen hat.

Weniger fruchtbar ist das im Süden liegende **Patagonien,** welches den größten Schlag von Menschen, durchgängig 6—7 Fuß messend, aufzuweisen hat. Sie gehören zu den Ureinwohnern Amerika's, die man wegen ihrer Hautfarbe **Rothhäute** nennt, und in andern Landern Südamerikas zerstreut wohnen, in Nordamerika fast ganz nach dem Westen gedrängt worden sind.

31. Die Entdeckung Amerika's.

Bevor der Portugiese Vasco de Gama durch Umschiffung Afrika's (1498) einen Seeweg nach Indien entdeckt hatte, erwachte in Christoph Columbus, einem Genueser, der Gedanke, man müsse, wenn man von Europa aus in Einem fort nach Westen steuerte, endlich nach Indien gelangen. Daß hier ein ganz neuer Erdtheil dazwischen liege, davon hatte er keine Ahnung, vielmehr glaubte er, daß sich Indien weit auf die westliche Halbkugel herüber erstrecke. In Genua fand er kein Gehör, in Spanien aber erhielt er nach langen Bemühungen 3 Schiffe, mit welchen er im Jahre 1492 absegelte, und nach glücklicher Fahrt die ersten Inseln Amerikas entdeckte. Anfangs glaubte man, jetzt die äußersten Inseln von Indien erreicht zu haben. Als man aber später sich überzeugte, daß in der Nähe ein großes Festland liege, gab man diesen Inseln den Namen Westindien, und nennt seitdem das eigentliche Indien zum Unterschiede Ostindien. Im Jahre 1497 reisete Amerigo Vespucci, ein Florentiner, dahin ab, und machte ansehnliche

Entdeckungen auf dem Festlande. Durch seine Berichte wurde das Land erst ein wenig bekannt, und man nannte es gleich „das Land des Amerigo," endlich Amerika.

Man fand in Amerika schon Einwohner, welche wahrscheinlich in grauer Vorzeit über die Behringsstraße aus Asien eingewandert waren. Man nannte die Ureinwohner Indianer, ein Name, der ihnen bis jetzt geblieben ist. Sie waren von kupferrother Hautfarbe und in ihren Sitten völlig verwildert. Die meisten gingen nackt einher, viele trieben gräßlichen Götzendienst mit Menschenopfern, und die Menschenfresserei war beinahe allgemein. Bald aber verbreitete sich das Christenthum und europäische Bildung unter ihnen, denn viele Europäer, anfänglich durch das viele Gold dieses Erdtheiles angelockt, ließen sich nieder, und machten sich die ausgedehntesten Landstriche unterwürfig. Die größten Niederlassungen besassen die Spanier, Briten und Portugiesen, welche gleichsam den ganzen Erdtheil unter sich getheilt hatten. In neuerer Zeit haben sich aber die meisten Colonien von Europa losgerissen, und bilden jetzt selbstständige Staaten. Nur England hat hier noch ausgedehnte Besitzungen, die der übrigen Europäer sind nicht von großem Umfange.

32. Australien.

Dieser Erdtheil besteht aus 3 großen Inseln und vielen Inselgruppen, die zusammen etwa so groß sein mögen als Europa. Fast alle haben ein warmes, durch die Seeluft gemildertes Klima, und viele sind sehr fruchtbar. Die Baumfrüchte sind hier sehr ärmlich und bestehen in holzigen Birnen von umgekehrter Form oder Kirschen, welche auswendig Steine haben; dagegen werden die kostbarsten Holzarten, Mahagoni- und Cedernholz zum Bauen und zur Feuerung verwendet. Von seltsamen Thieren erwähnen wir nur das **Känguruh**, welches theils dem Rehe, theils dem Eichhörnchen gleicht und Vogelkrallen an den Hinterbeinen hat, und das **Schnabelthier**, welches einen Entenschnabel, an den Füßen Giftkralleu, am Leibe Haare hat und Eier legt. Außer den europäischen Einwanderern wohnen auf diesen Inseln zwei merkwürdige Menschenstämme, die schwarzen, häßlichen **Panuas**, die fast ganz ohne Geistesfähigkeit und Geschicklichkeit, ohne Gesittung und Religion, mehr den Affen als den Menschen gleichen, und die **Malaien**, von brauner Hautfarbe, die am meisten den Europäern gleichen, aber sehr reizbar, rachsüchtig und zum Stehlen geneigt sind. Sie tätuiren sich, d. h. sie ritzen gewisse Figuren in die Haut, und reiben sie mit einer Farbe

ein, so daß die Zeichnung immer sichtbar bleibt. Beide Stämme essen noch theilweise Menschenfleisch, und die Malaien haben Menschenopfer. Durch die Bemühungen christlicher, vorzüglich aber katholischer Missionäre sind jedoch die Bewohner vieler Inseln ganz oder theilweise zum Christenthume bekehrt worden. Friede und Eintracht wohnen jetzt unter den Völkern, die sich ehemals unversöhnlich verfolgten, und wo einst das Angstgeschrei der, den Götzen bestimmten Schlachtopfer ertönte, erschallen jetzt in christlichen Tempeln die Lobgesänge der Neubekehrten, die, vormals blutgierige Tiger, durch die Kraft des Evangeliums in sanfte Lämmer umgewandelt wurden. Auf der großen Insel **Neuholland** haben die Engländer bis jetzt 5 Kolonien mit mehreren wichtigen Städten gegründet. **Sidney** ist die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs. In der schönen Umgegend gibt es bedeutende Goldlager. **Adelaide** ist eine gewerbsame und blühende Handelsstadt. In allen Kolonien gedeiht die Schafzucht vorzüglich und liefert Baumwolle, die selbst die spanische an Feinheit übertrifft. Andere große Inseln sind: **Neu-Guinea** und **Neu Seeland**.

Die merkwürdigsten Inselgruppen, auf welchen das Christenthum die größte Ausbreitung erlangt hat, — sind: die **Gesellschafts-** und **Freundschaftsinseln**, die **Karolinen-** und die **Ladronen-** oder **Diebsinseln**, der **Fidschi-Archipel** und die **Sandwichsinseln**, zu welchen auch **Owaihi** gehört, auf welcher der Weltumsegler **Cook** im Jahre 1779 von den Eingebornen erschlagen wurde.

33. Das Wichtigste aus der Astronomie.

Das Bewunderungswürdigste, das Schönste und Größte, was je ein menschliches Auge sehen kann, ist der gesternte Himmel. Mit dem frommen Nehemias müssen auch wir ausrufen: „Herr, du allein bist es, der den Himmel mit seinem Sternenheere erschaffen hat," und mit David sprechen: „Die Himmel erzählen Gottes Ehre und das blaue Sternengewölbe macht sie uns kund." Unter dem Himmel verstehen wir hier nicht den Ort, wo Gott sich in seiner Majestät und Herrlichkeit den Engeln und Heiligen offenbart, und wo diese ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, und unendliche Freude und Wonne genießen, sondern wir verstehen den unermeßlichen Weltraum, den wir über uns erblicken, und alle die vielen großen Körper, die so freundlich herunterleuchten. Sonne und Mond und Sterne machen mit unserer Erde zusammen das große Weltgebäude aus.

Die Sonne, die uns so wohlthätig beleuchtet, die durch ihr Licht und Wärme allen Pflanzen Wachsthum und Gedeihen gibt, ist viel größer als unsere Erde. Sie kommt uns deßhalb so klein vor, weil sie gar so weit von uns entfernt ist. Die Sonne ist von unserer Erde über 20 Millionen Meilen entfernt, und man hat berechnet, daß eine Kanonenkugel, die doch in einer Sekunde 600 Schuh weit läuft, wenn man sie nach der Sonne abschöße, und sie in gleicher Schnelle ununterbrochen fortliefe, 25 Jahre brauchen würde, bis sie dort ankäme.

Die Sonne bleibt immer an demselben Ort stehen, obgleich es uns scheint, als ob sie täglich auf- und niedergehe. Allein nicht die Sonne, sondern die Erde bewegt sich, und dreht sich mit allen ihren Bewohnern in 24 Stunden um sich selbst, wodurch Tag und Nacht entstehen, und in einem Jahre, oder 365 Tagen und 6 Stunden bewegt sie sich um die Sonne. Wie uns die Sonne zu gehen, die Erde aber stille zu stehen scheint, ebenso scheint es jenem, der auf einem Schiffe fährt, als ob das Ufer und die Bäume vorübereilten, das Schiff sich aber nicht bewege, obgleich umgekehrt das Ufer stille steht, und das Schiff von den Wellen des Wassers schnell hinweggetragen wird.

Solche Sonnen, wie die unsrige ist, gibt es noch sehr viele in dem weiten Himmelsraume. Ein jeder Stern, den wir zur Nachtszeit am Himmel erblicken, ist eine Sonne, wie die unsrige, und mancher Stern übertrifft sie noch an Größe. Man nennt diese Himmelskörper Fixsterne, d. i. solche Sterne, die ihre Stellung gegen einander niemals ändern, und ihr eigenes Licht haben.

Die meisten Sterne, die wir am nächtlichen Himmel erblicken, gehören zu den Fixsternen. Sie sind ungeheuer groß und außerordentlich weit von einander entfernt, wie denn schon der Fixstern, der unserer Sonne am nächsten steht — der Sirius — 400,000 Mal so weit von uns entfernt ist, als die Sonne.

Um die Fixsterne leichter von einander unterscheiden zu können, hat man die in einzelnen Haufen beisammenstehenden schon in alten Zeiten in gewissen Figuren oder Bilder vertheilt, und sie Sternbilder genannt. Die vorzüglichsten derselben sind: Der große Bär oder der Himmelswagen, der kleine Bär, das Siebengestirn und die zwölf Bilder des Thierkreises, d. i. eines Kreises von Sternbildern in der Richtung, in der wir unsere Sonne erblicken. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütze, der Steinbock, der Wassermann und die Fische.

Planeten oder Wandelsterne werden jene Weltkörper genannt, die sich in kreisförmigen Bahnen um einen Fixstern bewegen, wie sich unsere Erde um die Sonne bewegt. Sie haben kein eigenes Licht, sondern sie empfangen Licht und Wärme von dem Fixsterne, zu dem sie gehören. Man unterscheidet Hauptplaneten und Nebenplaneten oder Monde, und versteht unter den letztern solche, die sich ebenso um die Hauptplaneten bewegen, wie diese um den Fixstern, dem sie angehören.

Die Kometen oder Schweifsterne gehören auch zu den Wandelsternen; sie machen ihren Weg um die Sonne in länglichrunden Kreisen. In ihrer Gestalt haben sie das Eigenthümliche, daß sie mit einem langen Schweif hinter sich versehen sind, der sich allemal von der Sonne abkehrt. Ihre Erscheinung bedeutet so wenig etwas Böses, als der übrigen Sterne, sondern sie verkünden uns nur die Macht und Weisheit Gottes.

Der Mond gehört ebenfalls unter die Wandelsterne und ist der beständige Begleiter unserer Erde. Er ist nur 51,000 deutsche Meilen von ihr entfernt, weßhalb wir ihn auch weit größer sehen, als viele andere ungleich größere Himmelskörper. Er ist nämlich wohl 50 Mal kleiner, als unsere Erde, um die er sich in 27 Tagen 7 Stunden und 43 Minuten bewegt, und mit welcher er zugleich den Weg wie unsere Erde von der Sonne zurücklegt. Der Mond erhält sein Licht, wie unsere Erde, von der Sonne, und das Ab- und Zunehmen dieses Lichtes im Monde kommt von der verschiedenen Stellung des Mondes gegen die Erde und Sonne her. Dadurch entstehen die verschiedenen Gestalten des Mondes oder der Mondwechsel.

Wir haben daher Neumond, wenn er uns die dunkle Seite zukehrt, das erste Viertel, wenn wir einen Theil seiner erleuchteten Seite, Vollmond, wenn wir sie ganz, und das letzte Viertel, wenn wir nur wieder einen Theil davon sehen. Eine jede dieser Veränderungen tritt immer innerhalb 7 Tagen ein. Wenn bei dem Umlaufe des Mondes um die Erde der Mond in gerader Linie zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommt, so verdeckt er unserer Erde das Licht der Sonne. Diese Erscheinung nennt man eine Sonnenfinsterniß. Da aber der Mond kleiner ist, als die Sonne, so kann er dieselbe nicht ganz verdunkeln, und es bleibt daher bei einer Sonnenfinsterniß noch immer etwas hell, zuweilen ist freilich die Verdunklung so groß, daß man die Sterne am Himmel sehen kann. Eine solche Finsterniß dauert natürlich nur so lange, bis der Mond bei der Fortsetzung seiner Bewegung aus seiner Stellung

zwischen der Sonne und der Erde wieder herausgetreten ist. Bedeckt der Mond jedoch nur einen Theil der Sonne, so nennt man diese Verfinsterung eine theilweise (partiale). Sieht man aber das Bild der Sonne gar nicht, so nennt man das eine gänzliche (totale) Verfinsterung. Eine ringförmige Sonnenfinsterniß findet statt, wenn die Sonne in der Mitte verfinstert ist, mit dem Rande aber hell hervorstrahlt. Es kann endlich auch der Fall eintreten, daß die Erde dergestalt zwischen die Sonne und den Mond tritt, daß sie diesem einen Theil des Sonnenlichtes oder dasselbe ganz entzieht. Diese Erscheinung heißt Mondfinsterniß. Die Gelehrten, welche sich mit der Sternkunde befassen, wissen sowohl die Sonnen= als Mondfinsternisse viele Jahre vorher zu berechnen und anzugeben.

34. Gottes Herrlichkeit.

Wie so groß und unermeßlich ist die Schöpfung! Wer kann die Werke deiner Allmacht, o Herr! erforschen und die Tiefen deiner Weisheit ergründen? deine Herrlichkeit strahlt am Gewölbe des Himmels, an dem schönen blauen Firmamente. Die aufgehende Sonne verkündet den Tag, sie ist deiner Hände wundervolles Werk. Zur Mittagszeit trocknet sie die Erde, und wer kann vor ihrer Hitze bleiben? Sie brennt die Berge und Hitze gehet aus von ihr; sie gibt so hellen Glanz von sich, daß er die Augen blendet. Du hast ihr, o Herr! ihre Bahn angewiesen, von der sie in ihrem schnellen Laufe nie abweicht. So muß auch der Mond scheinen des Nachts in aller Welt, und die Monate unterscheiden und das Jahr. Es ist ein Licht, das ab= und wieder zunimmt. Es wächst der Mond und verändert sich wunderbar. Es leuchtet auch das ganze himmlische Heer am Firmamente und die hellen Sterne zieren den Himmel. Also hast du sie, Ewiger! in der Höhe geheißen die Welt erleuchten. Durch dein Wort halten sie ihre Ordnung und machen sich nicht müde. — Und wie schön und herrlich ist die ganze Erde eingerichtet! Millionen und Millionen Menschen wohnen und leben auf ihr. Du, lieber Vater im Himmel, sorgst für sie mit unaussprechlicher Weisheit und mit schrankenloser Güte! Wer vermag die Vögel in der Luft, die Fische in dem Wasser zu zählen? Wer angeben die zahmen und wilden Thiere auf dem Erdenrunde; wer die Insekten und die Würmer, die sich im Staube wälzen! — Ja wahrlich! bei der Betrachtung deiner herrlichen Werke, o Gott! kann der Mensch nur staunen, niederfallen und deinen großen Namen preisen.

der du alles, was in den Höhen und in den Tiefen ist, aus dem Nichts hervorgezogen, und Alles so schön und weislich eingerichtet hast. — Und doch weit mehr, als Alles dieses ist der Mensch, den du, o Gott! nach deinem Ebenbilde erschaffen, den du den Engeln angereiht und zum Herrn dieser Erde auserkoren hast!

Herr! wenn ich die Werke deiner Allmacht, des Himmels weiten Raum, die Sonne, den Mond und das Sternenheer betrachte, so muß ich mich fragen: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und ihn so hoch erhoben hast? Dank, Ehre, Lob und Anbetung sei dir dafür von Ewigkeit zu Ewigkeit!

V. Zur allgemeinen Geschichte.

Alte Geschichte.

Die ältesten bekannten Völker, welche vor Erschaffung der Welt bis auf Christum, also in einem Zeitraume von etwa 4000 Jahren, auf der Erde gelebt haben, sind: 1) in Asien: die Indier, Chinesen, Assyrer, Babylonier, Meder, Phönizier, Hebräer und Perser; 2) in Afrika: die Aegypter und Karthager; 3) in Europa: die Griechen und Römer.

Asiatische Völker.

1. Die Indier.

Das älteste Volk der Welt sind die Indier, im jetzigen Hindostan; aber von der Geschichte derselben wissen wir sehr wenig. Sie waren in 3 Hauptstämme eingetheilt: 1) die Braminen oder die Priesterkaste, welche den Stand der Gelehrten ausmachte; 2) die Kriegerkaste, aus welcher die Fürsten erwählt wurden; 3) die dienende Kaste, welche jene beiden Stände ernähren mußte und aus Ackerbauern, Kaufleuten und Handwerkern bestand. — Die Indier verehren eine Menge von Göttern, an deren Spitze Brama, der Erschaffer, Wischau, der Erhalter, und Schiwa, der Zerstörer, standen. Brama schuf nach den indischen Weisen die Welt und aus dem Ei (Chaos der Griechen), das auf den Wogen schwamm, die Alles bedeckten. Vom Gelben, dem Dotter, stammen Menschen und Thiere. Die Wiege jener ist an der nördlichen Grenze Indiens, auf Himalaja, dem höchsten Gebirge der Erde. Von der Geschicklichkeit dieser Völker in der Baukunst sind

noch Denkmäler vorhanden; die merkwürdigsten sind: die Grotten von Ellore und die Felsenstadt von Mavalipuram. Die berühmten Grotten von Ellore finden sich in der Mitte Indiens in den Gebirgen. Man denke sich ein Felsengebirge in der Gestalt eines Hufeisens, dessen beide Enden eine halbe Meile von einander liegen. In diesem Gebirge finden sich Grotten an Grotten. Die größte ist so groß, daß mehrere unserer größten Kirchen darin Raum finden. Alles, was die Baukunst an Pracht und Größe über der Erde hervorzubringen im Stande ist, sieht man hier unter der Erde. Nach der Erzählung der heutigen Braminen sollen diese Grotten fast 8000 Jahre alt sein. — Die in Felsen gehauene Königsstadt Mavalipuram, 6 Meilen südlich von Madras, gewährt einen seltsamen Anblick. Da sieht man die sonderbarsten Formen: Thürme, Löwen, Elephanten, Göttergestalten 2c. von ungeheuerer Größe. Leider kennen wir davon nur das Aeußere; denn in das Innere, welches von Schlangen und Tigern bewohnt wird, hat sich noch kein Reisender gewagt.

Außer diesen dürftigen Geschichtsquellen gibt es nur wenige Schriften in der Sanskritsprache, die aber nur wenige Europäer kennen. Sie besteht allein aus 16 Vokalen und 38 Konsonanten. In dieser Sprache sind zwei große Heldengedichte geschrieben, wovon wir aber bis jetzt noch keine vollständige Uebersetzung besitzen.

2. Die Chinesen.

Sie wohnten nördlich von den Indiern und sollen schon frühzeitig Schrift, Papier, Kompass, Webereien, Buchdruckereien, Ackerbau und Schiesspulver gekannt haben. Auch die Musik soll 2700 v. Chr. Lyng-Lün durch Vogelgesang geführt worden sein. Die Chinesen, verschmitzt, aber ohne wahre Geistesgrösse, haben zwar Erstaunliches geleistet, doch lauter Werke des kalt berechnenden Verstandes, ohne Gefühl und Phantasie. Berühmt sind vorzüglich auch die chinesischen Bauwerke, besonders die grosse Mauer (seit 240 v. Chr.) ein 600 Stunden langes Bollwerk gegen die Hunnen. Die vornehmsten Schriften der Chinesen sind die 5 King und die 4 Schu, jenes ihrer ältesten und heiligsten Bücher. Weil aber die Chinesen gänzlich abgeschnitten von der übrigen Welt leben, so stehen sie noch auf der nämlichen Bildungsstufe, auf der sie schon vor

Jahrtausenden standen. Volksreligion ist die des Fo; die Religion der Vernünftigen, die des Confucius, der etwa 550 Jahre v. Chr. Geburt lebte, und die höchsten Staatswürden niederlegte, um wandernd seine Lehre zu verbreiten.

3. Die Babylonier, Assyrer und Meder.

Die Bewohner des Landes zwischen dem Euphrat und Tigris lebten eine lange Zeit in Friede und Ruhe, Ackerbau und Viehzucht treibend, da fiel Nimrod, ein Enkel Chams, mit einer wilden Horde aus Arabien kommend, in Babylonien ein und eroberte das Land mit List und Gewalt. Dies bewog einen Theil der Bewohner, aus dem Stamme Assur, das Land zu verlassen. Sie zogen über den Tigris, 2100 v. Chr., und gründeten dort das Reich Assyrien, das jetzige Kurdistan, über welches Ninus die Herrschaft errang. Er gründete die Stadt Ninive und eroberte bald auch das benachbarte Babylonien.

Nach seinem Tode herrschte seine Gemahlin, die durch Muth und Klugheit ausgezeichnete Semiramis, über beide Länder. Sie verschönerte Babylon durch die großartigsten Bauten. Die Mauern der Stadt hatten 12 Meilen im Umfang, waren 100 Ellen hoch und so dick, daß auf denselben 3 Streitwagen neben einander fahren konnten. Hundert Thore, die von 250 Thürmen beschützt waren, führten in die Stadt, und der Tempel des Sonnengottes Baal wird als eines der prachtvollsten Gebäude der alten Welt geschildert.

Die folgenden Regenten waren meistens zu träge und verweichlicht, um sich der Regierung mit Kraft anzunehmen, deßhalb brach unter Sardanapal, dem letzten und elendesten Beherrscher Assyriens, ein Aufruhr aus und er wurde von seinen eigenen Kriegern in der Hauptstadt Ninive eingeschlossen. Zu muthlos, um kräftig zu handeln, verbrannte er sich in der Verzweiflung selbst, nebst seinen Weibern und Schätzen, und das Reich wurde 880 in drei Staaten getheilt, welchen Neuassyrien, Neubabylonien und Medien genannt wurden.

Der bekannteste unter den neuassyrischen Königen ist Salmanassar, welcher dem Reiche Israel ein Ende machte (722) und die Israeliten zum Theil aus ihrem Lande führte, auch Babylonien wieder mit seinem Reiche verband, was jedoch nicht langen Bestand hatte, indem die bisher vereinigte Herrschaft

bald dem Scepter der Medier sich unterwerfen mußte, deren große Hauptstadt Ekbatana hieß.

Neu-Babylonien wurde unter seinem Herrscher Nabucadnezar am wichtigsten. Er dehnte seine Eroberungen bis an das Mittelmeer aus, unterwarf sich Phönizien und löste das Reich Juda auf (588). Die Juden wurden von ihm in die sogenannte babylonische Gefangenschaft geführt und die Städte Tyrus und Jerusalem (sammt Salomo's Tempel) in Aschenhaufen verwandelt. — Bald darauf zerfiel auch Neu-Babylonien, und die dazu gehörigen Länder kamen unter die Botmäßigkeit der Perser. Auch der Blick auf die Schicksale dieser Reiche lehrt uns, daß alle irdische Größe vergänglich ist, und daß die Völker nur da sicher wohnen, wo sie und die Throne durch Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit der Regenten geschützt sind.

4. Die Perser. Cyrus.

An der Nordküste des persischen Meerbusens wohnte ein den Medern unterworfenes Volk, welches in seinen Gebirgen für die Welt keine Bedeutung zu haben schien, die Perser nämlich. Ein einziger Mann, Cyrus, machte sie der gesammten alten Welt wichtig.

Dem medischen Könige Astyages träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier wie in Aegypten sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: Mandane solle einst einen Sohn bekommen, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrack darüber so sehr, daß er seine Tochter nach der kleinen, unbedeutenden Landschaft Persis schickte und sie dort an einen Perser von guter Geburt, Kambyses, verheirathete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus, (Kores d. i. Sonne) nannten. Kaum hatte der König dies erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen, und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehle, es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde, anstatt es zu tödten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgend wohin in einen Wald lege und da es seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus wuchs heran und wurde schön und stark. An einem Tage, als er mit andern Kindern spielte, wählten ihn diese zu ihrem Könige. Eines von den Kindern

wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und dieser, ein vornehmer Mann, forderte vom Könige, daß er den Hirtenknaben Cyrus bestrafe. Der König ließ ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm und sagte mit Freimüthigkeit, er sei von den Knaben im Spiele zum Könige erwählt worden und habe sich seines Rechtes bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten; der gestand Alles. Doch hatte Astyages den Knaben liebgewonnen und schickte ihn zu seiner Tochter nach Persien; an dem Hofmanne aber, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er eine blutige Rache. Er ließ den Sohn des Harpagus tödten, zerhauen und einige Stücke davon kochen, die er dem Vater zu essen gab. Nach der Mahlzeit entdeckte er dem Hofmanne, was er gegessen habe, und sagte ihm dabei, dieß sei die Strafe seines Ungehorsams. Der beleidigte Vater verbarg seine Wuth und schwieg; aber er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, sich zu rächen.

Den Astyages beruhigten indeß die Traumdeuter durch die Erklärung, sein Traum sei dadurch erfüllt, daß Cyrus von den Knaben zum Könige erwählt worden sei; und nach einigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus, in der strengen, kriegerischen Lebensweise der Perser aufgezogen, konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er an dem Hofe des Astyages Alles so weibisch geputzt sah. Astyages saß auf einem prächtigen Throne; seine Backen, Lippen und Stirne waren bemalt, Augenbraunen und Haare gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Händen. Cyrus sprang, als er in das Zimmer trat, auf den geputzten Alten zu, fiel ihn um den Hals und rief: „O, was ich für einen schönen Großvater habe!“ Seine Mutter fragte ihn lächelnd, ob er denn schöner wäre als sein Vater. „Unter den Persern,“ antwortete Cyrus, „ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, wie mein Großvater.“ — Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tische mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Dem Cyrus, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, daß man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu; endlich sagte er zu dem alten Könige: „Aber, lieber Großvater, du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen mußt.“ Astyages lachte und sprach:

„Glaubst du denn nicht, daß dies hier viel besser sei, als eure persischen Mahlzeiten?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete Cyrus, „aber wir werden viel geschwinder und leichter satt als ihr. Uns ist Brod und Fleisch genug, um satt zu werden; ihr aber, ach, was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt.“ — Mit Erlaubniß des Alten vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener; nur dem Mundschenken Sakas gab er nichts. Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherz: „Warum gibst du denn diesem nichts, den ich so lieb habe?“ „Und warum hast du ihn lieb?“ fragte Cyrus. „Siehst du nicht,“ antwortete der König, „wie schön er den Wein eingießt und kostet und mir zureicht?“ — „O,“ rief Cyrus, „das kann ich so gut als er und noch besser, denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er.“ Darauf nahm er den Becher, goß aus der Schale Wein ein und reichte ihn dem Könige. „Aber,“ sprach der Alte, „du mußt auch den Wein kosten.“ „Das lasse ich wohl,“ rief der Kleine; „denn ich weiß, es ist Gift darin. Ich habe das neulich wohl bei deinem Gastmahle gesehen.“ „Wie das?“ rief der Alte. — „Wißt ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, sobald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm? Wie habt ihr durcheinander geschrieen und gelacht! Die Sänger schrieen sich die Kehlen heiser, kein Mensch verstand sie, und doch rieft ihr alle: Wunder! So lange ihr saßet, sprach Jeder von seiner Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über euere eigenen Füsse. Ihr wußtet Alle nicht mehr, was und wer ihr seid; du nicht, daß du König bist, und die nicht, daß sie Unterthanen sind.“ — „Aber,“ sprach Astyages, „wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie?“ — „Nie!“ — „Und was macht er denn?“ — „Er hört auf zu dürsten, sonst nichts.“

Durch diese und ähnliche niedliche Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages ließ ihn reiten, jagen und erlaubte ihm, was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen Andern hervorgethan hatte, wurde er der Abgott des ganzen Volkes.

Harpagus sah dies gerne. Er gewann sich die Freundschaft des Cyrus und entdeckte ihm endlich, welche grausame Absichten sein Großvater mit ihm gehabt hätte. Er wußte das Gemüth des Jünglings so aufzureizen, daß, da die Perser zugleich auf Abfall von Medien dachten und den Cyrus zurückwünschten, dieser nach Persien zurückging und sich an die Spitze seines

Volkes stellte. Astyages, vielleicht schon vorher mißtrauisch und kalt gegen Cyrus, hieß, wie er diesen Aufstand erfuhr, Alle tödten, die ihm die Erhaltung des Cyrus gerathen hatten. Nur den Harpagus ließ er leben, ja er stellte ihn an die Spitze des Heeres gegen Persien. Harpagus zog aus, wie er aber den Cyrus traf, ging er mit dem ganzen Heere zu ihm über, und Cyrus ward König von Persien und Medien. Seinen Großvater behielt er als Gefangenen bei sich. So gründete denn Cyrus das große persische Weltreich, 560 v. Chr. Eroberung folgte nun auf Eroberung, und ganz Asien zitterte.

5. Krösus und Solon.

Um die Zeit (etwa 540 v. Chr.) herrschte in einem sehr fruchtbaren Lande, welches Lydien hieß und in Kleinasien lag, ein Fürst, der so unermeßliche Reichthümer besaß, daß sein Name späterhin zum Sprichwort geworden ist; um einen Reichen zu bezeichnen, der hieß Krösus. Unter dessen Regierung hatte das Land seine höchste Blüthe erreicht und war so berühmt geworden, daß mehrere Weise aus andern Ländern, die sich etwas in der Welt versuchen wollten, auch hieher kamen, um sich von dem Ansehen der lydischen Herrschaft und den Dingen, die sie davon gehört hatten, zu überzeugen, unter andern auch ein weltberühmter Weiser aus der Stadt Athen in Griechenland, mit Namen Solon. Derselbe ward von Krösus auf das Leutseligste und Gastfreundlichste empfangen und darauf in allen Schatzkammern des Schlosses herumgeführt zur Bewunderung der königlichen Glücksgüter. Als er nun alle Herrlichkeiten gesehen hatte, hob Krösus an: Gastfreund von Athen, du bist ein weiser Mann, hast vieles erfahren und viele Länder und Menschen in deinem Leben gesehen, — sage mir nun aber, wen hältst du von allen, die du kennst, für den glücklichsten?" Denn er glaubte, Solon werde ohne Weiteres zu seinem Lobe ausbrechen, wie niederträchtige Hofschmeichler zu thun pflegen. Solon aber redete, wie er es meinte und antwortete: „Tellos von Athen." Darüber sich wundernd, fragte Krösus: „Warum denn dieser?" Darauf erzählte Solon: „Tellos hatte so viel, als er nothwendig zum Leben brauchte, hatte gesunde, brave Kinder und Kindeskinder, starb in einer Schlacht fürs Vaterland und erhielt nach seinem Tode von seinen Mitbürgern ein Ehrendenkmal." — Und wen hältst du denn nach diesem für den glücklichsten?" fragte Krösus weiter, in der Erwartung, daß er doch wenigstens als der zweite genannt werde. „Kleobis und Biton," war die Antwort. „Diese

waren zwei brave griechische Jünglinge, von gesunden und starken Gliedmaßen, welche in einem Kampfspiele als Sieger gekrönt wurden; aber die schönste That ihres Lebens war folgende. Bei einem Feste der Juno sollte ihre Mutter, die eine Priesterin war, auf einem Wagen nach dem Tempel fahren; aber die Stiere kamen nicht zur rechten Zeit aus dem Felde zurück; da spannten sich die Jünglinge selbst in das Joch und zogen den Wagen an zwei Stunden weit bis zum Tempel. Als sie hier anlangten, priesen die Anwesenden die trefflichen Jünglinge, die so gut waren, und auch die Mutter, die sie geboren hatte. Sie aber legten sich ermüdet nieder und schliefen im Tempel ein. Während dessen opferte die Mutter, dann bat sie die Göttin Juno, ihren Söhnen, die ihr so hohen Ruhm bereitet hatten, doch das schönste Glück zu schenken, das einen Sterblichen treffen könnte. Und siehe, als sie sich aber zur Abfahrt zurecht machte und die Söhne wecken wollte, fand sie dieselben todt. Welch' ein Glück, nach der schönsten That zu sterben!" Aber nun stieg der Unwille des Krösus aufs Aeußerste, und er versetzte: „Mein Glück verachtest du also ganz, da du mich auch diesen nicht einmal gleichstellen willst?" — „O Krösus!" sprach Solon, „der Tage des menschlichen Lebens sind viele, und was sie mit sich bringen, liegt in der trügerischen Hand des Schicksals. Ich sehe wohl, daß du reich bist, werde dich aber nicht eher glücklich preisen, als bis ich gesehen habe, daß dein Ende glücklich ist. Nicht Ehre und Reichthum, sondern Zufriedenheit mit seinem Zustande macht glücklich." Krösus aber verachtete Solon als einen Mann ohne Welt und Erfahrung und ließ ihn von sich.

So redete ein Weiser seiner Zeit. Wären doch alle Menschen von diesen Worten durchdrungen! Aber da sieht man sie gemeiniglich jagen nach Reichthum und Ehre: diese sind das höchste Ziel ihres Lebens; man sucht das Glück — aber in Gold und Silber, in glänzenden Schlössern und Palästen, und doch findet man es nicht. Nur im Herzen, welches sich nach einer jenseitigen himmlischen Heimath sehnt, die Erde nur als eine Pflegemutter betrachtet und kindlich liebend umfaßt, und sich mit den Gütern der Tugend und Weisheit bereichert: nur in ihm wohnt ein dauerndes Glück oder wahre Glückseligkeit.

Krösus wollte den Eroberungen des Cyrus Einhalt thun, und führte daher ein zahlreiches Heer gegen ihn aus. Aber ein kurzer Krieg lieferte auch ihn und sein Reich in Cyrus Hände, wonach der Scheiterhaufen sein Leben endigen sollte. Schon war er auf demselben festgebunden, da rettete ihn der Ausruf: „O Solon! Solon! Solon!" und die Erklärung, dieser griechische

Weise habe einst zu ihm gesagt: „Niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen.“ Cyrus dachte an den möglichen Wechsel auch seines Glückes und behielt den Krösus als Freund und Rathgeber bei sich.

Auch Cyrus mußte bald die Wahrheit der Worte Solons erfahren, daß kein Mensch vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Durch sein bisheriges Glück übermüthig, faßte er den Entschluß, auch die im Norden Asiens wohnenden Scythen zu unterwerfen; er wurde aber von einem Stamme derselben, den Massageten, besiegt und verlor selbst in der Schlacht das Leben. Die Massageten-Königin Tomyris ließ ihm das Haupt abschneiden und tauchte es in einen mit Blut gefüllten Schlauch, indem sie rief: „Hier, Unersättlicher! magst du dich endlich einmal satt trinken!“

Cyrus Nachfolger war sein Sohn Cambyses, ein Tyrann, der sogar seinen Bruder Smerdis tödtete, um auch über Baktra zu herrschen, welches der Vater diesem zum Erbtheil bestimmt hatte. Cambyses starb 622, und die persischen Großen wählten den Darius Hisdaspes zum Könige. Dieser führte eine prachtvolle und verschwenderische Hofhaltung ein und begann einen unheilvollen Krieg mit den europäischen Griechen, den auch sein Nachfolger Xerxes fortsetzte, welcher aber in mehreren Schlachten schmachvolle Niederlagen erlitt.

Nun begann das große Reich zu zerfallen. Einzelne Provinzen rissen sich los; Haß und Zwietracht in der Königsfamilie und unter den Großen hatten überhand genommen. Darius III. oder Kodomann war der letzte König der Perser. Er besaß mancherlei schätzbare Eigenschaften, aber nicht die Kraft, das morsche Staatsgebäude aufrecht zn erhalten, und darum war es Alexander dem Großen, König von Macedonien, ein Leichtes, das persische Reich, um 333 v. Chr., seiner Herrschaft zu unterwerfen.

6. Kulturzustand der Perser.

Die Perser sollen zuerst die wohlthätige Einrichtung der Postanstalten getroffen haben. Bei ihnen wurden indeß nur Regierungsbefehle befördert, während zu unserer Zeit die Posteinrichtung dem Publikum offensteht. Ihre größte Sorgfalt ging auf die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder. Vom fünften Jahre an übergab man die Kinder ganz den Lehrern, wo sie auch gemeinschaftlich speisten, aber nichts als Brod, Kresse und Wasser erhielten. Sie wurden frühzeitig in

körperlichen Geschicklichkeiten geübt. Man gewöhnte sie zur Mäßigkeit, zur Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Geduld und zu andern Tugenden, doch mehr durch Beispiele als durch Vorschriften. Kein persisches Kind setzte sich aus Ehrfurcht in Gegenwart seiner Eltern nieder. Ein Undankbarer wurde sehr hart bestraft, denn sie glaubten, daß ein Mensch, der gegen Wohlthaten gleichgiltig ist, auch Gott, seine Eltern, sein Vaterland und seine Freunde verachte.

Der Stifter ihrer Religion hieß Zoroaster, dessen Lehren in einem Buche, welches man Zendavesta oder das lebendige Wort nennt, enthalten sind. Die Hauptlehren der Zendavesta sind: die Seele des Menschen ist unsterblich; der Tod ist eine Folge der Sünde der ersten Menschen; es gibt nach dem Tode ein Gericht und nach demselben entweder Belohnung oder Bestrafung in einem zukünftigen Leben; die Todten werden wieder auferstehen; es werden einst Alle, selbst Achriman (der Urheber alles Bösen) gut werden und endlich nach langem Kampfe (12,000 Jahre) von Ormuz (dem Urheber alles Guten) besiegt, und in sein Reich des Lichtes aufgenommen werden. Ihr Göttesdienst war Sabaismus (Sterndienst). Ihre Priester hießen Magier.

7. Die Phönizier.

Die Phönizier bewohnten einen schmalen und gebirgigen Küstenstrich am mittelländischen Meere, der zwischen Paläſtina und Kleinasien lag und nur 25 Meilen lang und 3—4 Meilen breit war. Dieses thätige Volk richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf Fabriken und Handel, und erfand zuerst die Kunst, das Metall zu stempeln und Münzen zu prägen. Der Handel ging entweder zu Lande, mittelst der Karavanen, oder auch zur See; die Phönizier bauten zuerst Handelsschiffe. Gegenstände des Handels waren hauptsächlich Weihrauch und Myrrhen, Zimmt, Edelstein und Elfenbein aus Arabien; Eisen, Stahl und Pferde aus Armenien; Sklaven, Kupfer und Putzwaaren aus Persien und Babylon; Baumwollenzeuge aus Aegypten; Gold und Silber aus Spanien; Zinn von den brittischen Inseln, und Bernstein, welcher damals höher als Gold geschätzt wurde, von der Nordküste Deutschlands. So erhoben die Phönizier ihren Handel um 1200 v. Chr. zum Welthandel der damaligen Zeit; in ihrem kleinen Lande, an dessen Meeresküste die prachtvollen und reichen Städte Tyrus und Sidon, welche durch ihren Glanz

alle übrigen Städte der Gegend verdunkelten, stolz hervorragten, sah man Völker von fast allen Nationen der Welt zusammen, um Waaren zu bringen und zu holen. Da ihnen indessen Seekarten und Kompaß abgingen, so konnte ihre Schifffahrt lange nicht so sicher sein, als zu unserer Zeit. Sie mußten sich ängstlich längs den Küsten halten und errichteten deßwegen mehrere Kolonien an der Meeresküste, von denen Karthago die bedeutendste war. Auch in Erfindungen zeichneten sich die Phönizier aus. Einmal landeten phönizische Kaufleute an der Küste Spaniens, um ihre Speisen zu kochen. Statt der Steine nahmen sie große Stücke Salpeter, die sie auf dem Schiffe mit sich führten und unterstützten damit ihre Kessel. Der Salpeter schmolz mit dem Quarzsande und der Potasche zusammen, und gab eine durchsichtige Masse, die zuerst zu Schmucksachen und später als Glas zu Fenstern verwendet wurde. Durch einen ähnlichen Zufall soll auch die Purpurfarbe entdeckt worden sein. Ein Schäferhund hatte eine Purpurschnecke zerbissen, und kam mit rother Schnauze zu seinem Herrn zurück. Dieser, in der Meinung, der Hund sei von einem andern Thiere gebissen worden, wischt ihm das Maul mit einiger Schafwolle ab, und siehe da, die Wolle war schön purpurroth gefärbt. Der Schäfer forschte weiter nach, fand die zerbissenen Schnecken, und die Entdeckung der Purpurfärberei war gemacht.

Die Buchstabenschrift wurde von Taut ungefähr 2000 v. Chr. erfunden; Kadmos brachte sie um 1500 nach Griechenland. — Die Phönizier ehrten Sonne und Mond und brachten Menschenopfer.

Im Jahre 717 wurde von dem neuassyrischen Könige Salmanassar Sidon erobert und Tyrus belagert; fand aber hier seinen Tod. Später zerstörte der babylonische König Nebukadnezar Sidon und nahm auch nach einer 13monatlichen Belagerung Tyrus ein. (590 v. Chr.) Aber der vermeintliche Sieger fand nur leere Häuser, denn die Einwohner hatten sich mit ihrer Habe auf eine nahe Insel geflüchtet und daselbst Neu-Tyrus gegründet, welches in der Folge an Blüthe und Reichthum Alt-Tyrus noch übertraf. Aber auch diese Stadt wurde später (332 v. Chr.) durch Alexander von Macedonien nach einer 7monatlichen Belagerung zerstört, und damit ging Phönizien unter.

8. Die Hebräer.

Die Hebräer, Israeliten oder Juden bewohnten das Land Kanaan, das gelobte Land, welches man jetzt Palästina nennt. Palästina liegt zwischen Arabien und Syrien gegen Westen am mittelländischen Meere; es wird vom Jordan bewässert, der dem Berge Libanon entströmt und durch den See Tiberias ins todte Meer fließt.

Palästina war zur Zeit Christi in vier Provinzen eingetheilt: 1) Galiläa, worin die Städte Tiberias, Capernaum und Nazareth sind; 2) Samaria, mit den Städten Samaria und Sichem; 3) Judäa, mit Jerusalem, Jericho und Cäsarea; 4) Peräa, das östlich von Juda, jenseits des Jordans liegt.

Der Stammvater der Israeliten ist Abraham, der Patriarch oder Hirtenfürst, der ungefähr im Jahre 2000 vor Christus aus dem Lande Mesopotamien nach Kanaan zog. Abraham war ein gerechter und frommer Mann, welcher der Anbetung und Verehrung des einzig wahren Gottes treu blieb; ihn wählte darum auch Gott vor Allen aus, um durch ihn und seine Nachkommen die wahre Erkenntniß Gottes auf Erden zu erhalten und das Menschengeschlecht aus seiner Thorheit und Abgötterei wieder zurückzuführen.

Jakob, der Sohn Isaaks und Enkel Abrahams verließ Kanaan und zog mit den Seinigen nach Aegypten, während welcher Zeit sie zu einem großen Volke heranwuchsen. Durch Moses, der sie wieder aus Aegypten führte, gab Gott ihnen verschiedene Gesetze.

Die aus Aegypten geführten Israeliten durften nach dem göttlichen Willen nicht das Land der Verheißung betreten, auch Moses nicht; sondern ihre Kinder, als ein neues Geschlecht, sollten unter Anführung Josuas Kanaan in Besitz nehmen. Josua theilte die neue Heimath in 12 Theile, nach den 12 Stämmen, in die das ganze Volk geschieden war. Der Stamm Levi aber, aus welchem die Priester gewählt wurden, bekam keinen Theil, sondern wohnte, durch alle Stämme vertheilt, in 48 Städten. Die Israeliten geriethen oft in Krieg mit den umwohnten heidnischen Völkern. Ihre Feinde waren vornehmlich die Philister, Moabiter und Ammoniter. Anfangs wurden sie durch Richter, später durch Könige regiert. Der letzte ihrer Richter, der Prophet Samuel, salbte den Saul zum ersten König.

Unter den Königen David und Salomon erhob sich das jüdische Volk zu einer bedeutenden Macht. Da es aber nach Salomon's Tode sich in zwei Reiche theilte, Zwietracht und Haß

die beiden Staaten immer mehr trennten, und die Ermahnungen und Drohungen der Propheten nicht gehört wurden, da nahte sich der Untergang. Salmanassar, König von Assyrien, bezwang das Reich Israel (720 v. Chr.), und versetzte die Einwohner nach Assyrien, und Nebukadnezar, König von Babylon, führte (588 v. Chr.) das Volk des Reiches Juda in seine Staaten.

Aber auch nach ihrer Heimkehr aus ihrer Verbannung waren die Juden fast immer fremden Völkern unterworfen. Endlich kamen sie unter die Herrschaft der Römer. Von den Statthaltern unterdrückt, empörten sie sich, aber vergebens. 70 Jahre nach Christus wurde die Hauptstadt erobert, Stadt und Tempel zerstört, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sklaven in alle Länder zerstreut. Noch leben sie verbannt aus ihrer ursprünglichen Heimath, zerstreut unter alle Völker der Erde, als Zeugen der Wahrhaftigkeit dessen, den sie an's Kreuz geschlagen, und der sie diesem Strafgerichte übergeben hat.

Afrikanische Völker.

9. Die Aegypter.

Aegypten ist ein schmales, an manchen Stellen nur 3—4 Meilen breites Thal, im Nordosten von Afrika, durch welches der Nil strömt, der durch seine regelmäßigen Ueberschwemmungen dem Lande eine solche Fruchtbarkeit gibt, daß der Landmann nichts weiter zu thun hat als säen und ärnten und sich im Jahre einer zwei- oder dreifachen Ernte zu erfreuen hat. Er steigt vom April an und erreicht seine größte Höhe im August. Der zurückgelassene Schlamm dingt die Erde. Außer Korn und Reis wuchsen hier in ältester Zeit besonders Papyrus und Byssus.

Das ägyptische Volk schied sich in erbliche Stände. War der Vater ein Soldat oder Hirt, so mußte auch der Sohn Soldat oder Hirt werden, wenn er auch gar keine Lust, gar kein Geschick dazu hatte. Diese Stände hießen Kasten und man zählte ihrer sieben. Die geehrteste war die Priesterkaste; aus ihr gingen die Erzieher und Rathgeber des Königs hervor. Nach ihnen kamen die Krieger. Diesen beiden waren alle untergeordnet, Die Verachtetsten waren die Hirten.

Die Hauptgottheiten Aegyptens waren Osiris (Sonne) und Isis (Mond). Außer denselben verehrte man die Planeten und die Zeichen des Thierkreises. Neben diesem

Sterndienst bestand Thierdienst. Dem storchartigen Schlangenvertilger Ibis, dem Krokodil, das die Nachbarn nicht über den Nil ließ, seinem Feinde, dem Ichneumon, der Katze, — besonders aber einen seltsam gezeichneten Ochsen (Apis) ward göttliche Ehre erwiesen.

Die alten Aegypter wußten eben so gut, daß in diesem unsern sterblichen Leibe ein unsterblicher Geist wohne; aber daß dieser Geist zu Gott komme, wenn der Leib stirbt und begraben wird: das wußten sie nicht. Sie meinten dagegen: Wenn ein Mensch stirbt, so fährt seine Seele in einen Thierleib, die Seele des Muthigen in einen Löwen, des Unreinlichen in ein Schwein, des Listigen in einen Fuchs u. s. w. Aber in diesem neuen Leibe, meinten sie ferner, bliebe natürlich die Seele nicht ewig, sondern wandere immer und immer wieder in einen andern, bis sie nach 3000 Jahren in ihren alten, ersten Leib zurückkehre. Sie nannten das die Seelenwanderung. — Aber wie dann, wenn bei der endlichen Rückkehr der Seele der alte Leib nun schon vermodert war? — Daß es einen allmächtigen Gott gebe, der den verwesten Leib wieder frisch und schön machen könne und wolle, das wußten sie nicht. Sie suchten sich also auf andere Weise zu rathen und zu helfen. Wenn Jemand starb, so nahmen sie demselben das Gehirnmark aus dem Kopfe und die Eingeweide aus dem Leibe, weil diese Stücke am leichtesten faulen. Dann salzten sie den übrigen Leichnam mit Salpeter oder andern scharfen Salzen tüchtig ein — 40—70 Tage lang — füllten nun die leere Leibeshöhle mit wohlriechendem Balsam aus, und überzogen außen die Haut mit durchsichtigem Firniß. Solche einbalsamirte Leichname heißen Mumien, und man hat deren viele aus Aegypten weggeholt und hie und da zur Schau ausgestellt. Sie sehen aber gar nicht schön aus, solche zusammengedörrte Menschenleiber, sondern braun und häßlich. — Die alten Väter: Israel und Joseph sind auch einbalsamirt worden.

Weil nun der Mensch länger im Grabe liegt, meinten die Aegypter, als er auf Erden lebt, so muß auch sein Todtenhaus schöner und dauerhafter sein, als das, welches er bei seinen Lebzeiten bewohnte. Und wer darum irgend konnte, ließ sich eine schöne Grabeshöhle aushauen im Felsgebirge; — und manche ließen sich gar noch bei ihren Lebzeiten einen großen, viereckigen Steinberg aushauen, der unten breit und oben spitzig und mitunter gegen 800 Fuß hoch war. Und wenn sie nun starben, wurden ihre Mumien in Särge gelegt und in den finstern Keller jener Steinberge oder Pyramiden hineingesetzt.

Wer noch jetzt nach Aegypten kommt, staunt über die ungeheuern Bauwerke und bedauert die armen ägyptischen Leute, die ihren harten Königen jene aufführen mußten. Wenn er aber hört, daß an den größten jener Pyramiden 36,000 Mauerer 20 Jahre gearbeitet und für ungefähr 2 Millionen Thaler Zwiebeln und Knoblauch dabei aufgegessen haben, so kann er sich die Sache schon besser erklären. Wie klein sind doch dagegen die höchsten und größten Bauwerke, die wir gesehen haben! Die Alten wollten Alles gerne groß und gewaltig haben und sich dadurch, wie in Babel, einen großen Namen machen — der doch eitel ist.

Von den Mumien merkt auch noch das Eine. Wenn die lebendigen Aegypter bei irgend einem Mahle fröhlich beisammen saßen, so wurden auch die Todten herbeigebracht und mit in die Reihe gesetzt. Und wozu das? Dabei sollten sich die Gäste erinnern, daß sie auch einmal sterben müßten. Und es wäre wohl gut, wenn wir Christenleute hier von den Heiden etwas lernten, und das Gebet Mosis: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden," öfter und inniger nachbeteten.

Cyrus, der König der Perser, unterwarf Aegypten der persischen Herrschaft; nachher eroberte es Alexander. Im Jahre 29 vor Christus brachten es die Römer unter ihre Botmäßigkeit.

10. Die Karthager.

Der habsüchtige Pygmalion, Stadtfürst von Tyrus, hatte seinen Schwager, Sichaus ermordet, um dessen Reichthümer an sich zu bringen. Dido, seine Schwester, floh deßhalb mit mehreren Mißvergnügten und landete mit diesen in Afrika in der Gegend des heutigen Tunis. Sie erbat sich von den Einwohnern daselbst so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut umfassen könnte. Die Bitte wurde gewährt und das listige Weib zerschnitt nun die Ochsenhaut in so schmale Riemen, daß sie eine große Strecke Land damit umspannen konnte, worauf sie eine Stadt erbaute, die sie Karthago nannte (888).

Eine weise Verfassung und ausgezeichneter Gewerbefleiß machte Karthago bald zum mächtigsten Handelsstaat des Alterthums. Die Karthager legten auf Corsika, Sardinien und Sizilien Kolonien an und erweiterten ihre Macht und ihren Einfluß nach und nach so, daß sie hiedurch die Eifersucht der Römer erregten und mit denselben in Kriege verwickelt wurden, die in der römischen Geschichte näher dargestellt werden, und welche nur mit der Zerstörung Karthago's ihr Ende erreichten.

Europäische Völker.

11. Die Griechen.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Griechen das gebildetste Volk. Ihr Land lag im südöstlichen Theile von Europa und bestand aus vielen Inseln im ägäischen Meere. Es machte seit dem 15. Jahrhundert den südlichen Theil der europäischen Türkei aus. Jetzt aber bildet es wieder ein eigenes Königreich, dessen König gegenwärtig Otto I. ist.

Die Griechen stammen von den Nachkommen Japhets ab, und waren anfangs (zwischen 1800 und 1000 v. Chr.) rohe Volksstämme, bis Einwanderer aus gebildeten Nationen sich bei ihnen niederließen, und einige Bildung unter ihnen verbreiteten. So soll Kadmus aus Phönizien die Buchstabenschrift zu ihnen gebracht, und Cekrops aus Aegypten sie den Ackerbau und Oelbau gelehrt haben.

Mittlerweile entstanden auch eine Menge kleiner Freistaaten, die oft einander feindlich bekriegten, jedoch wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprunges und ihrer herrlichen Sprache immer mit einander verbunden blieben. Unter diesen Staaten machte sich besonders Athen und Sparta geltend. In Sparta der Hauptstadt Lakoniens, entstand durch Lykurg um das Jahr 880 v. Chr. die erste dauernde gesetzliche Einrichtung, welche die Spartaner zu einem abgehärteten und kriegerischen Volke bildete. Es wurden daher die Kinder in öffentlichen Anstalten erzogen, und alle Spartaner mußten gemeinschaftlich speisen. Die Städte durften nicht mit Mauern umgeben werden. Der Aufenthalt in Sparta wurde keinem Fremdlinge gestattet, und keinem Spartaner war es erlaubt, in andere Länder zu reisen, damit sie nicht durch das Beispiel zu einer andern Lebensweise hingezogen würden. Leibliche Abhärtungen, Muth und Tapferkeit, Aufopferung für's Vaterland zeichneten den Spartaner von den übrigen Griechen aus, dabei blieb er aber roh, und Wissenschaft udd Kunst kümmerten ihn wenig.

Athen, die erste Stadt von Attika, erhält durch Cekrops (1550 v. Chr.) aus Aegypten die erste Bildung. Daher waren auch die Athener in vielfacher Beziehung das Gegentheil der Spartaner. Zwar wurden von ihnen leibliche Kraft, Muth und Tapferkeit geachtet, allein sie schätzten auch Künste und Wissenschaften, und kein Volk der ältern und neuern Zeit hat vortrefflichere Baumeister, Bildhauer, Dichter und Geschichtschreiber aufzuweisen, als Athen.

Auch die Athener bedurften guter Gesetze. Drako fertigte ein Gesetzbuch, aber seine Gesetze waren so strenge, das selbst das kleinste Vergehen hart bestraft wurde. Solon entwarf daher mildere Gesetze, und er that es mit so vieler Weisheit, daß sich andere Völker dieselben zum Muster nahmen.

Doch wanderten fortwährend theils wegen Bedrängniß und Hader, theils wegen Uebervölkerung oder Handelsvortheile ganze Schaaren von Griechen aus, um sich, nah und ferne, an allen Küsten des Mittelmeeres niederzulassen. Der Aufstand der Jonier gegen die Perser, von den Athenern unterstützt, nahm zwar ein unglückliches Ende, gab indessen aber Veranlassung zu dem glorreichen Kampfe Griechenlands mit dem großen persischen Reich. Dieser Kampf brachte Griechenland unter den tapferen Anführern Miltiades, Leonidas, Pausanias &c. auf den Gipfel irdischen Glanzes.

Allein die Eifersucht zwischen Sparta und Athen wegen der obersten Leitung von ganz Griechenland wurde nach diesem Kriege immer erbitterter, und immer mehr steigerte sich nach so bewunderungswürdigen Ereignissen ihr gegenseitiger Uebermuth, und brachte es dahin, daß sich beide Theile bekriegten. Sie kämpften gegen einander mit abwechselndem Glück, und stürzten in dem peloponesischen Kriege das gemeinsame Vaterland in Weh und Unglück aller Art. Jetzt war Athens Herrlichkeit und Größe für immer dahin, und Sparta mußte, trotz den Siegen, welche Agesilaus in Persien erfochten hatte, den Thebanern die Oberherrschaft überlassen. Die allgemeine Noth ward durch innere Zwistigkeiten noch vergrößert, so daß die Griechen sich zur Schlichtung derselben genöthigt sahen, den König Philipp von Macedonien herbeizurufen; dadurch aber bahnten sie diesem den Weg zu ihrer eigenen Unterjochung an. Philipp war arglistig und ehrgeizig, auch mit griechischer Bildung und Kriegskunst genugsam vertraut, und benützte jedes Mittel sein Reich mächtiger zu machen. Seine Zeit verstehend, erfocht er mit seinem Heere den Sieg über die Griechen, und ließ sich vorerst zum obersten Feldherrn aller Griechen gegen Persien ernennen. Auf ihn folgte sein Sohn Alexander. Als dieser, ein Werkzeug in Gottes Hand, getrieben von unkundigem Ehrgeiz, an seines Vaters Stelle zum Oberfeldherrn ernannt war, zog er, erfüllend die Weissagungen der Propheten Israels, in den Kampf gegen das große persische Reich, und unterwarf sich siegreich dasselbe, legte überall Städte griechischen Namens an, und starb dann, wo er eine halbe Welt sein nennen konnte, wegen übermäßiger Anstrengung und sinnlicher

Genüsse unerwartet zu Babylon in einem Alter von 33 Jahren. Nach seinem Tode theilten sich, wie der Prophet vorausgesagt hatte, seine Feldherrren und Statthalter, in die von ihm eroberten Länder. Sie wurden aber, wie die meisten übrigen, eine Beute der Römer.

11. Leonidas und seine Heldenschaar.

Xerxes, der mächtige König von Persien, grollte den Griechen, vor allen den Athenern und Spartanern; hatte diese Hand voll Leute ja gewagt, in freudiger Begeisterung für Vaterland und Freiheit seine Aufforderung zur Unterwerfung stolz zurückzuweisen, ja ein vor 10 Jahren von seinem Vater abgesandtes Heer, ungeachtet ihrer weit geringern Zahl, zu vernichten, das mußte er züchtigen, und er beschloß daher, ein Heer aufzustellen, wie die Welt noch keines gesehen haben sollte. 56 Völkerschaften waren ihm unterthan; und sie alle sandten ihm ihre Schaaren aus dem kalten Norden, wie aus dem heißen Süden. Als er das Heer versammelt hatte, waren's ihrer so viele, daß es zu schwierig schien, sie alle zu zählen. Er ließ daher nur 10,000 Mann abzählen, und diese dicht mit einer Art Hürde umgeben; dann mußten sie heraustreten, und andere füllten die Umzäunung, die auf diese Weise 170mal gefüllt und geleert wurde. So erfuhr er, daß er 1,700,000 Mann beisammen habe. Dazu kam noch ein ungeheuerer Troß von Knechten, Weibern, Kindern und Krämern. Man erzählt, daß, als das Heer längs eines kleinen Flusses sich gelagert, es diesen ausgetränkt hätte. Ueber die Meerenge, welche Asien von Europa scheidet und heut zu Tage die Dardanellen heißt, früher aber der Hellespont genannt wurde, zog das Heer 7 Tage und 7 Nächte lang, und der Troß brauchte mehrere Wochen. Als Xerxes von einem hohen Gerüste herab das ungeheuere Heer und die zahlreiche Flotte überschaute, da schwoll ihm das Herz vor Freude und Stolz, daß er der Herr so vieler Tausende sei, die alle seines Winkes gewärtig wären. Dann aber traten ihm die Thränen in die Augen, als er bedachte, daß in weniger als hundert Jahren kein einziger dieser kräftigen Menschen mehr am Leben sein würde. Der Zug wälzte sich nach Griechenland hin.

Hier war die Bestürzung allgemein. Auch die Muthigsten fingen an zu verzagen, ob es möglich sei, einer so ungeheuern Macht Widerstand zu leisten.

Nur einer verzagte nicht; es war Themistokles, der Athener. Ihm gelang es, die Griechen noch zusammenzuhalten

und zu entschlossenem Widerstande zu begeistern. Oben im Norden Griechenlands machte ein hohes, steiles Gebirg die Grenze; seine ungeheuern Felswände ragen in die Wolken, und nur ein einziger Engpaß führte durch sie hin. Vor dieser Schlucht — die Griechen nannten sie von einem benachbarten Städtchen Thermopylä — stellten sie 8000 Griechen unter dem tapfern Spartanerkönig **Leonidas** auf. Xerxes kam an und wunderte sich nicht wenig, daß man es wage, sich ihm zu widersetzen. Er schickte einen Kundschafter ab, die Größe des feindlichen Heeres zu erforschen. Der brachte die Nachricht, es sei ein kleines Häuflein; einige davon sängen, andere flechten ihre Haare, andere stellten Kampfspiele an. Der persische König staunte über die Furchtlosigkeit und Ruhe. Er schickte einen Herold und ließ ihnen die Waffen abfordern. „Komm und hole sie," war die Antwort. Er schickte abermals, und lud den Leonidas unter großen Versprechungen ein, zu ihm überzugehen. „Die Spartaner," antwortete dieser, „sind nicht gewohnt Ehre durch Verrath zu verkaufen." — Ein Grieche, der die unübersehbaren Schaaren der Perser aus der Ferne erblickt hatte, kam erschrocken zurück und rief: „Wir werden die Sonne nicht sehen vor ihren Pfeilen!" Ein Spartaner antwortete ganz gelassen: „Desto besser, dann werden wir im Schatten fechten." Die Perser zogen in den Hohlweg ein; aber so viele hineinkamen, so viele sanken unter den Schwertern der Griechen. Kein Grieche wich. So oft die Perser eindrangen, so oft wurden sie über die Leichen der Ihrigen zurückgetrieben. Xerxes befahl seiner Leibwache, „den Unsterblichen," wie er sie nannte, vorzudringen — aber mit eben so wenig Erfolg. Nun wollte kein Perser mehr angreifen, und die Soldaten mußten mit Peitschen in den Hohlweg hineingetrieben werden.

Schon hofften die Griechen, den Persern alle ferneren Versuche verleidet zu haben, als Ueberläufer ihnen die schreckliche Nachricht brachten, daß ein Haufe Perser sie umgangen hätte, und sie bald von hinten angreifen würde.

Ein nichtswürdiger Grieche nämlich, Ephialtes, hatte dem Xerxes angeboten, einen Theil des Perserheeres auf einem wenig betretenen Fußpfade über das Gebirg zu führen. Noch war Zeit, sich zu retten. Aber des Leonidas edle Seele war schnell gefaßt. Ein Orakelspruch hatte verkündigt, in diesem Kampfe würde entweder Sparta oder einer seiner Könige fallen. Leonidas pries sich glücklich, jetzt durch seinen Tod den Fall des Vaterlandes abwenden zu können. Er entließ den größeren Theil seiner Leute, damit sie sich dem Vaterlande retteten.

Seine 300 Spartaner behielt er bei sich; die braven Thespier aber sagten, sie würden ihre Brüder nicht verlassen; so blieben in allen 1400 Mann zurück.

Am nächsten Morgen, als die Sonne feurig über die Berge heraufstieg, brachte Leonidas das letze Opfer den Göttern dar. Seine Tapfern hatten sich festlich geschmückt, als ginge es zu einem Reigen, und nicht zum Tode. Darauf stürzten sie sich durch das Thor den Hohlweg hinab durch die feindlichen Massen. Es war keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten. Als ihre Lanzen gebrochen waren, hieben sie nur noch mit den Schwertern drein, und diejenigen, welchen auch diese unbrauchbar geworden, würgten die Feinde mit den Händen. Endlich jedoch fiel ihnen der Verräther Ephialtes mit seinem Haufen in den Rücken. Leonidas stürzte, nach einem löwenkühnen Kampfe, von vielen Lanzen getroffen. Das Häuflein zog sich in die frühere Stellung auf einen Hügel zurück. Hier starben alle nach verzweifelter Gegenwehr, jeder ein Held.

Der Verräther freute sich seines Sündenlohnes nicht. Er wurde erschlagen, und sein Name nur mit Abscheu genannt.

Das dankbare Vaterland, durch des Themistokles herrlichen Sieg bei der Insel Salamis (840) gerettet, setzte, um das Andenken des Leonidas und seiner Edlen zu ehren, an die Stelle, wo sie gefallen, ein Denkmal, nämlich einen großen steinernen Löwen, und auf sein Fußgestell die Inschrift:

Wanderer, kommst du nach Sparta, gib Kunde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.

12. Die spartanischen Frauen.

Als ein spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter den Schild mit den Worten: „Mit ihm, oder auf ihm!“ Das heisst, kehre aus der Schlacht zurück nicht anders, denn als Sieger mit deinem Schilde, oder todt auf demselben. Als eine andere Spartanerin die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erhielt, fragte sie nur: „Hat er gesiegt?“ Und als man dies ihr bejahte, fuhr sie fröhlich fort: „Dazu habe ich einen Sohn geboren und erzogen, dass einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüsste.“ Als sie hernach hörte, dass der andere feigherzig entflohen sei, rief sie mit Unwillen aus: „Er war also nicht mein Sohn!“ Welch' eine heldenmüthige Denkart dieser Frauen.

13. Demosthenes.

Durch oftmals wiederholte Streiche
Fällt auch zuletzt die stärkste Eiche.

Demosthenes war der größte Redner unter den Griechen. Er hatte seinen Vater verloren, als er kaum sieben Jahre alt war. Als Knabe hörte er einst einen Redner und war ganz entzückt von der schönen Rede. Er faßte sogleich den Entschluß, auch einmal ein solcher Redner zu werden. Von der Zeit an nahm er an keinem Spiele mehr Theil, sondern alle Zeit verwandte er auf Lesen, Schreiben und Sprechen. Als er nun erwachsen war und eine schöne Rede ausgearbeitet hatte, hielt er diese vor dem versammelten Volke. Aber er wurde ausgepfiffen, und alle Mühe schien vergeblich gewesen zu sein. Betrübt schlich er nach Hause. Ein Freund aber ermunterte ihn zu einem zweiten Versuche. Diesmal arbeitete er viel sorgfältiger und übte die Rede geläufiger ein. Aber ach! er wurde wieder ausgelacht; das Gesicht in seinen Mantel hüllend, ging er wie vernichtet nach Hause. Darauf besuchte ihn ein anderer Freund und machte ihn aufmerksam auf seine Fehler beim Reden Demosthenes hatte aber als Redner drei Hauptfehler: erstlich sprach er zu leise, weil er eine schwache Brust hatte; dann sprach er undeutlich, denn einige Laute konnte er gar nicht hervorbringen, z. B. das R; endlich hatte er die üble Gewohnheit, daß er mit der Achsel zuckte, so oft er einen Satz ausgesprochen hatte. Wie sollte er aber solchen Gebrechen abhelfen? Demosthenes verzweifelte nicht. Was der Mensch will, das kann er. — Um seine Brust zu stärken, ging er täglich die steilsten Berge hinan, oder er trat an das Ufer des Meeres, wo die Wogen ein großes Gebrause machten, und suchte mit seiner Stimme das Getöse zu übertönen. Um das R und einige andere Laute herauszubringen und der Zunge die rechte Lage zu geben, legte er kleine Steine unter die Zunge und so sprach er. Das häßliche Achselzucken sich abzugewöhnen, hängte er ein Schwert über der zuckenden Achsel auf, welches ihn jedesmal verwundete, wenn er in die Höhe fuhr. Dann ließ er sich die Haare kurz abscheeren, damit er eine Zeit lang gar nicht ausgehen durfte, sondern alle Zeit auf seine Kunst verwenden mußte. Nach solchen Vorbereitungen trat er endlich wieder auf und hielt eine so schöne Rede, daß das griechische Volk ganz entzückt war und seinen Ohren nicht trauen wollte. Demosthenes wurde nun mit Lob und Beifallsbezeigungen überschüttet, und dadurch auf-

gemuntert, fuhr er nur noch emsiger fort. Oft hat er mehr gewirkt, als der beste Feldherr! — Steter Tropfen hält den Stein.

14. Sokrates.

Er war der weiseste unter den Griechen. Sein Vater war Bildhauer, und er selbst trieb eine Zeit lang diese Kunst; doch seine liebste Beschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Sokrates lebte äußerst mäßig; er aß und trank nur das Allergewöhnlichste, trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, ging immer barfuß und konnte ohne Beschwerde eine Nacht wachen. Sein Grundsatz war: Nichts bedürfen ist göttlich, und am wenigsten bedürfen, nähert der Gottheit am meisten.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt, und kam an einem Brunnen, so trank er nicht sogleich, sondern füllte mehrmals einen Eimer und goß ihn langsam wieder aus, theils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, theils um sich in der Beherrschung seiner Begierden zu üben.

Sokrates grüßte einst einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorbeiging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch," sagte Sokrates, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir Einer begegnete, der häßlicher wäre, als ich. Warum ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist, als ich!"

Einmal beschwerte sich ein Athener über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er so eben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates? „O ja." „Trug er etwas?" „Ein großes Bündel." „Der ist wohl recht müde?" „Nein, ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage fortgeschickt." „Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes, er hat vor dir Vorzüge der Natur."

Die Frau des Sokrates, Xantippe, war oft übler Laune und dann sehr zänkisch. Eines Tages war sie wieder sehr böse und schalt tüchtig auf ihn. Er aber blieb ganz gelassen. Da sie immer heftiger war, stand er endlich auf und ging fort. Dies erbitterte sie noch mehr. Sie nahm ein Gefäß mit schmutzigem Wasser und goß es ihm durch's Fenster nach. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrates, „auf ein Donnerwetter pflegt ein Regen zu kommen."

Es war vorauszusehen, daß sich Sokrates durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend bei dem großen Haufen seiner

verdorbenen Mitbürger, deren Sittenlosigkeit er mit Worten strafte, Haß und Neid zuziehen mußte. Sie verläumdeten ihn also, verklagten ihn öffentlich, er glaube nicht an die Götter der Vaterstadt und die ungerechten Richter verurtheilten ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Todesurtheil mit der größten Ruhe. Er verzieh Allen, die ihn verurtheilt hatten, und freute sich, bald zu den Geistern der edlen Männer aus der Vorzeit hinüber zu wandeln. Dann wurde er in's Gefängniß geführt. Seine Jünger klagten: „Ach, wenn du doch nur nicht so unschuldig sterben müßtest!" Sokrates antwortete: „Wolltet ihr denn lieber, daß ich schuldig stürbe?" Und als die Jünger sagten: „Wir haben die Wächter bestochen, entflieh' aus dem Gefängniß, du unschuldiger Mann!" entgegnete er: „Ich will aber nicht, sondern will dem Gesetze des Vaterlandes gehorchen! — und trank ruhig den ihm dargereichten Giftbecher, 400 Jahre vor Christi Geburt.

15. Alexander, der Große.

Alexander, der Sohn Philipp's, des Königs von Macedonien, verdankte seine Bildung dem berühmten griechischen Philosophen Aristoteles. Schon als Knabe hatte Alexander für alles Ruhmwürdige einen regen Sinn. So oft er die Nachricht von einem Siege seines Vaters erhielt, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig lassen!" Einmal bekam sein Vater ein wildes Pferd, Bucephalus genannt. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, aber er ließ keinen aufsitzen. Da bat Alexander seinen Vater, ihm einen Versuch zu gestatten. Nach vielen Bitten erhielt er endlich die Erlaubniß. Nun ergriff er das Pferd beim Zügel und führte es gegen die Sonne; denn er hatte bemerkt, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute. Er streichelte es, und plötzlich schwang er sich pfeilgeschwind hinauf. Das Pferd flog in wildem Galopp mit ihm davon, und sein Vater fürchtete für sein Leben. Als er aber umlenkte, und das unbändige Roß sicher tummelte, da erstaunten Alle, und Philipp rief voll Freuden: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist zu klein für dich!" —

Alexander war kaum 20 Jahre alt, als sein Vater starb. Zuerst unterwarf er sich Griechenland. Hier lernte er den berühmten Maler Apelles kennen. Er verweilte oft mit Vergnügen in seiner Werkstatt, und sah ihm zu, wenn er arbeitete. Da geschah es dann zuweilen, daß Alexander über die Malerei,

von der er doch nichts verstand, urtheilen wollte; dann führte ihn Apelles immer tüchtig ab. So ließ sich Alexander sammt seinem Bucephalus — denn das treue Thier mußte überall mit — von ihm malen, hatte aber, als das Bild fertig war, allerhand an der Zeichnung zu tadeln. Das ärgerte den stolzen Künstler; er ließ das Pferd zur Vergleichung holen, und siehe da! als es sein Bild sah, fing es an laut zu wiehern. „Nun sieh einmal!" sagte Apelles, „dein Pferd versteht sich besser auf die Malerei als du!" — Ein andermal schwatzte Alexander über die Kunst der Malerei, über Gemälde und Farben; da stieß ihn endlich Apelles an, und sagte: „Höre doch endlich davon auf, Alexander; sieh nur einmal, wie dort die Jungen, welche die Farbe reiben, schon lachen!" Alexander, der solche Wahrheiten ruhig hinnahm, und Apelles, der sie zu sagen wagte, sind wahrlich beide zu loben. — In Korinth besuchte Alexander auch den berühmten Weisen Diogenes.

Nach Unterwerfung Griechenlands begann Alexander die Eroberung des persischen Reiches. Von Europa setzte er nach Asien über den Hellespont. Hier traf er mit den Persern am Flüßchen Granikus zusammen. Seine Feldherren widerriethen es, im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; aber Alexander antwortete: „Der Hellespont würde sich ja schämen, wenn wir dieses Flüßchen fürchteten." Mit diesen Worten stürzte sich der kühne Jüngling in den Fluß, seine Macedonier folgten, und glücklich wurde das jenseitige Ufer erreicht. Sogleich begann auch der Kampf, und fast hätte Alexander hier sein Leben verloren; denn zwei persische Führer sprengten auf ihn los, hieben ihn auf den Kopf, daß der Helm zersprang, und schon hob der Eine den Arm empor, um ihm den Kopf zu spalten; da, in dem gefährlichen Augenblicke, sprengte Alexander's Feldherr Klitus herbei und schlug mit einem Streiche dem Perser den rechten Arm herunter, daß Schwert und Arm zugleich herabfielen. Alexanders Leben war gerettet.

Die Eroberung Kleinasiens war die Frucht dieses Sieges. Im Südosten dieser Halbinsel lag die Stadt Tarsus, welche von dem Codmus durchflossen wird. Hier kam Alexander bei großer Hitze, mit Staub und Schweiß bedeckt, an. Das klare Wasser des Flusses lud ihn zum Bade ein. Aber kaum war er einige Minuten darin, so überfiel ihn ein heftiges Fieber; leichenblaß und zitternd an allen Gliedern mußte er aus dem Bade getragen werden. Die Krankheit verschlimmerte sich bald so, daß die Aerzte ihn aufgaben, und keiner mehr etwas verordnen wollte. Und doch war Alexanders Genesung jetzt sehr nöthig;

denn der persische König, Darius Codomannus, war mit einem großen Heere im Anmarsche. Da entschloß sich sein treuer Arzt Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel anzuwenden. Während er damit beschäftigt war, den Trank zu bereiten, erhielt Alexander von seinem treuen General Parmenio einen Brief, worin dieser ihm schrieb: „Alexander, wenn dir dein Leben lieb ist, so trau dem Philipp nicht, denn er ist von Darius bestochen, daß er dich vergifte!" — Alexander legte den Brief unter sein Kopfkissen. Philipp trat herein mit ruhiger, freier Miene; mit fester Hand reichte er Alexander den Becher, und dieser nahm ihn mit der einen Hand, während er mit der andern dem Philipp den Brief reichte. Während Philipp las, trank Alexander ruhig die Arznei. Der Arzt war entrüstet über diese Verläumdung; doch Alexander suchte ihn zu beruhigen mit den Worten: „Der Ausgang wird dich rechtfertigen." Wirklich wurde Alexander's Vertrauen durch eine schleunige Genesung belohnt; denn schon am dritten Tage stand er wieder an der Spitze seines jubelnden Heeres.

Unterdessen war Darius Codomannus mit einem Heere von einer halben Million herangerückt. Bei dem Städtchen Issus trafen die Heere auf einander; aber trotz der großen Ueberzahl wurden die Perser von den Macedoniern geschlagen. Schrecklich war das Gemetzel; über 100,000 Perser blieben in der Schlacht. Darius sprang aus seinem Wagen, ließ Mantel, Schild und Bogen zurück, warf sich auf sein Pferd und jagte, ohne anzuhalten, Tag und Nacht fort. Seine Mutter, seine Frau, zwei Töchter und ein Sohn, das ganze Lager, voll von den größten Kostbarkeiten, fielen den Siegern in die Hände. Die gefangene Familie des Darius brach in lautes Wehklagen aus, weil sie glaubte, daß Darius erschlagen sei. Alexander aber tröstete sie und gab ihnen die Versicherung, daß Darius noch lebe. Er behandelte die hohen Gefangenen mit der größten Güte, als wäre die Familie eines Freundes zu ihm auf Besuch gekommen. Darauf zog er längs der Meeresküste weiter, eroberte Tyrus, die berühmteste Handelsstadt der alten Welt, dann Palästina, ging nach Aegypten, eroberte es und legte an der Mündung des Nils eine Stadt an, die er nach seinem Namen Alexandrien nannte.

Jetzt erst wandte sich Alexander wieder nach Asien, um Darius zu verfolgen und die Eroberung des persischen Reiches zu vollenden. Er traf das persische Heer zwischen den Städten Arbela und Gaugamela (in Assyrien). Die macedonischen Feldherren, erschrocken über die ungeheuere Macht der Perser, riethen

am Abende vor der Schlacht Alexandern, den Feind lieber in der Nacht anzugreifen. Alexander aber antworeete: „Nein, stehlen will ich den Sieg nicht!“ und legte sich sorglos zur Ruhe. Am andern Morgen weckte ihn Parmenio und sprach: „Du schläfst ja so fest, als wenn du schon gesiegt hättest!“ „Glaubst du denn nicht,“ antwortete Alexander; „daß wir schon so gut wie gesiegt haben, da wir den Darius vor uns haben?“ Der Kampf war sehr hitzig; die Perser fochten wie Verzweifelte; doch Alexanders Kriegskunst siegte. Durch diesen Sieg wurde er Herr des großen persischen Reiches.

Der unglückliche Perserkönig war geflohen; aber Alexander verfolgte ihn unablässig. Da kam er einst durch eine große Wüste, wo nirgends ein Tropfen Wasser war. Endlich hatte ein Soldat etwas Wasser aufgefunden und brachte es in seinem Helm dem Alexander. Als der König sah, daß seine Soldaten, ebenso wie er, vor Durst lechzten, sprach er: „Soll ich der Einzige sein, der trinkt?“ und goß das Wasser auf die Erde. Als die Soldaten solche Enthaltsamkeit ihres Königs sahen, riefen sie voll Verwunderung aus: „Auf, führe uns weiter, wir sind nicht müde, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher König uns führt!“

Der flüchtige Darius wurde endlich von seinem eigenen Statthalter Bessus gefangen genommen und tödtlich verwundet. Alexanders Reiter fanden den unglücklichen König in den letzten Zügen. Er bat sie um einen Trunk Wasser, welchen ein Macedonier ihm reichte. Erquickt sprach der sterbende König: „Freund, das ist mein größtes Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann; doch Alexander wird sie dir vergelten; und dem Alexander werden die Götter die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Gattin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte.“ Der Macedonier ergriff sie und Darius verschied. Gleich darauf kam Alexander. Er war sehr bewegt bei dem Anblicke, zog sein Oberkleid aus und breitete es über den Leichnam, den er mit großer Pracht beisetzen ließ.

Jetzt eilte Alexander an der Spitze seines jubelnden Heeres siegend von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Doch bald änderte sich der Sinn der Macedonier. Sie wurden unwillig und murrten laut. Denn als dem Alexander das große persische Reich fast ganz unterthan war, veränderte er seine Tracht und Sitten. Er heirathete eine schöne Perserin, kleidete sich selbst wie ein Perser und verlangte von seinen Soldaten und Freunden, daß sie nach morgenländischer Sitte vor ihm niederknieen

sollten. Einst bei einem Schmause erhoben Schmeichler die Thaten Alexanders über die Thaten der berühmtesten Helden der Vorzeit. Nur Klitus, der dem König am Granikus das Leben gerettet hatte, stimmte nicht ein, sondern setzte die Thaten Philipp's des Vaters Alexander's, über die Thaten des Sohnes. Da erhob sich Alexander finster von seinem Sitze; sein Auge funkelte vor Zorn; alle zitterten für das Leben des Klitus und führten ihn eiligst hinaus. Doch er trat wieder in den Saal und behauptete noch heftiger seine Aussage. Da gerieth Alexander in Wuth, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand und erstach den, der ihm das Leben gerettet hatte.

Kaum aber war die blutige That geschehen, so kam er wieder zur Besinnung. Er entsetzte sich, weinte laut, lag drei Tage und drei Nächte in seinem Zelte ohne Speise und Trank und rief unaufhörlich den Namen Klitus. Die Soldaten wurden unruhig. „Wer wird uns aus diesem feindlichen Lande nach Hause führen, wenn Alexander nicht mehr ist?" so jammerten sie. Seine Feldherren aber trösteten ihn, und so kam er denn endlich wieder hervor zu seinem Heere. Doch seine Reue war nur von kurzer Dauer. Darum folgten ihm seine Macedonier nur mit Unwillen.

Hierauf eroberte Alexander noch das reiche Indien. Als er aber damit noch nicht zufrieden war und bis an das Ende der Welt vordringen wollte, wurden seine Soldaten unmuthig und empörten sich. Nicht einen Schritt wollten sie weiter vorwärts. Alexander versuchte noch einmal, sie zu weiteren Siegen zu ermuntern, aber vergeblich! Da mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Er theilte das Heer in zwei Theile: die eine Hälfte machte den Weg zu Wasser unter einem geschickten Admiral; die andere Hälfte führte Alexander zu Lande zurück. Unter unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen kam er zu Babylon an, das er znr Hauptstadt seines Reiches machen wollte. Allein mitten in seinen großen Plänen ereilte ihn hier der Tod. Ein hitziges Fieber, die Folge seiner Anstrengungen, aber noch mehr der Schwelgereien, denen er sich überließ, überfiel ihn, und bald war alle Hoffnnng zur Genesung verschwunden. Die Feldherren standen wehmüthig um sein Lager und reichten ihm die Hände. Zuletzt fragten sie ihn, wen er zu seinem Nachfolger bestimme. Er antwortete: „Den Würdigsten." Hierauf verschied er in einem Alter von 33 Jahren. Sein großes Reich theilten seine Feldherren unter sich. — Hier, an Alexander dem Großen, haben wir einen sprechenden Beweis, wie nichts Irdisches von Dauer ist und wie schnell oft alle Herrlichkeit der Welt gleich Seifenblasen zerrinnt.

16. Die Römer.

Die Stadt Rom liegt mitten in Italien, und wurde im Jahre 751 gegründet. Zwei Brüder Romulus und Remus waren der Sage nach die ersten Erbauer derselben. Bald vermehrte sich die Zahl der Einwohner, zumal ein Jeder, der sich dort ansässig machen wollte, gerne aufgenommen wurde. Romulus, von dem die Stadt den Namen erhielt, war ihr erster Beherrscher oder König, und machte auch die ersten Einrichtungen in dem noch jungen und kleinen Staate. Nach ihm regierten noch sechs Könige, die fast alle mit den umwohnenden Völkerschaften Krieg führten. Diese wurden besiegt und ihre Besitzungen für römisches Gebiet erklärt. Aus der Alleinherrschaft entstand hernach ein Freistaat (Republik). Die Regierungsgeschäfte besorgten nun zwei Consuln, welche auch in den beständigen Kriegen die Anführer waren, und mit jedem Jahre neu gewählt wurden.

In einem Zeitraume von etwa 500 Jahren, nämlich von 501 bis 30 v. Chr. erhoben sich die Römer zur höchsten und glanzvollsten Macht. Sie machten große Eroberungen in Europa, Asien und Afrika, so daß fast alle damals bekannten Länder der Erde unter ihre Botmäßigkeit kamen. Dies war eine Folge ihrer Tapferkeit, welche ihnen über alles galt, und von ihrer Ausdauer bei den Beschwerden des Krieges. Ihr Körper war ungemein abgehärtet. Sie begnügten sich mit einfachen Nahrungsmitteln. Ihre Wohnungen waren von Lehm erbaut, und die Straßen der Stadt nicht gepflastert oder mit Steinen belegt. So waren die Römer in den ersten Jahrhunderten ihrer Republik. Dieß aber änderte sich, als sie später ungeheuere Beuten, die sie in andern Ländern eroberten, mit nach Hause brachten. Dadurch geschah es, daß sich viele Familien mächtig emporschwangen. Diese führten nun prachtvolle Gebäude auf Sie besassen die herrlichsten Landgüter und hielten sich Tausende von Sklaven oder Menschen, die von ihnen willkürlich abhingen. Uebermuth, Stolz und Genußsucht nahmen unter ihnen überhand, und von den guten alten Sitten verlor sich allmälig jede Spur. Die Reichen wendeten nunmehr ihre Reichthümer auch dazu an, die Armen zu bestechen, und dadurch die ansehnlichsten Aemter des Staates und alle Macht an sich zu reißen. Es entstanden Parteien und blutige Bürgerkriege, welche großes Elend im Gefolge hatten. Die Republik ging ihrem Ende entgegen, und der Mächtigste unter den Mächtigen — Augustus, wußte sich zum Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches zu

machen. Es umfaßte damals das heutige Portugal, Spanien, Frankreich bis an den Rhein, Holland, England nebst dem nördlichen Schottland, die Schweiz, den südlichen Theil Deutschlands bis zur Donau, die europäische Türkei, die Krimm, Tscherkessien, das ganze Kleinasien, Syrien, Phönizien, Palästina oder das jüdische Land, Aegypten, Algier, Tunis, Tripolis, Fez und Marokko und die sämmtlichen Inseln des Mittelmeeres. Unter August wurde Jesus Christus, unser Heiland, geboren.

Dieses große römische Reich wurde im Jahre 395 n. Chr. in zwei Theile geschieden, in das morgenländische und abendländische Kaiserthrm; dort war Konstantinopel (früher Byzanz genannt), hier Rom die Hauptstadt. Innere Empörungen und äußere Kriege schwächten und untergruben die Macht dieser beiden Reiche immer mehr. Jetzt stürzten sich von Zeit zu Zeit mächtige deutsche Volksstämme auf das abendländische Kaiserthum und so zerfiel es endlich, nachdem der letzte römische Kaiser, Romulus Augustulus, abgesetzt worden war, in mehrere kleine Staaten, und in Rom herrschten Deutsche (im Jahre 476). Dieses Ereigniß schließt den Zeitraum der alten Geschichte.

17. Hannibal's Uebergang über die Alpen.

Die berühmte Stadt Karthago lag auf der Nordküste Afrika's, der Insel Sicilien gegenüber. Mit den Karthagern haben die Römer blutige Kriege geführt. Der berühmteste Feldherr der Karthager war Hannibal. — Nachdem der Krieg zwischen Rom und Karthago beschlossen war, erwarteten die Römer einen Angriff zur See; aber ehe man sich's versah, stand Hannibal mit Elephanten, afrikanischen Reitern und Fußvolk in Italien. Von Spanien aus war er über den Ebro, die Pyrenäen und die Rhone gegangen und stand im November am Fuße der Alpen.

Bisher hatte das Heer alle Mühseligkeiten willig ertragen, jetzt aber, beim Anblick der himmelhohen Alpen, verloren Alle den Muth; denn ringsum starrte Alles von Eis und Schnee; zackige Felsenspitzen ragten bis in die Wolken; keine Stadt, kein Dorf, kein gebahnter Weg über das entsetzliche Gebirge! Aber Hannibal verzagte nicht. Er gab Befehl, die steilen mit Eis bedeckten Anhöhen hinanzuklettern. Viele stürzten zurück; oft griffen verborgene Feinde an oder wälzten Baumstämme gegen die Karthager, daß ganze Reihen mit Pferden und Gepäck in die Abgründe stürzten. Endlich nach neuntägigem Klettern,

erreichte Hannibal den Gipfel und ließ hier auf den Eis- und Schneefeldern sein Heer zwei Tage ruhen. Jetzt meinten sie die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben; aber das Hinabsteigen war fast noch schwieriger, als das Hinaufklettern. Viele stürzten die steilen Anhänge hinunter; oft rissen sich große Schneeballen los und begruben ganze Schaaren unter sich. Endlich, nach Verlauf von fünfzehn Tagen, hatten die vor Hunger und Anstrengung abgezehrten Krieger die Ebenen Italiens erreicht. Aber wie erschrack Hannibal, als er sein Heer musterte! Von seinem über 50,000 Mann starken Heere hatte er nur noch die Hälfte; von den 40 Elephanten war nur noch ein einziger vorhanden. Doch das Alles konnte seinen Muth nicht beugen und seinen Haß gegen die Römer nicht mindern.

Die Römer schickten jetzt eiligst ein Heer nach Ober-Italien unter Anführung des ältern Scipio. Dieser traf mit Hannibal am Ticinus, einem Nebenflusse des Po, zusammen, wurde völlig geschlagen und kam kaum mit dem Leben davon. Nun ging Hannibal über den Po und schlug noch in demselben Jahre das römische Heer an der Trebina. Mit dem Frühlinge des folgenden Jahres drang er in das mittlere Italien. Hier war der Arno aus seinem Ufer getreten und hatte die Gegend überschwemmt; das hielt den Hannibal nicht auf. Drei Tage und drei Nächte mußten die Soldaten im Wasser waten; die Lastthiere blieben im Schlamme stecken; Hannibal selbst verlor durch eine Augenentzündung, die er nicht abwarten konnte, ein Auge. Kaum war er auf dem Trocknen, so rückte ein großes Heer gegen ihn an. Aber Hannibal schlug das römische Heer so, daß 15,000 Römer ihren Tod fanden und 6000 in Gefangenschaft geriethen. Das Blutbad war so entsetzlich, daß noch jetzt die Ebene davon das Blutfeld heißt.

18. Muhamed.

Muhamed wurde in der arabischen Stadt Mekka geboren. Von Jugend auf zeigte der Jüngling Geist und feurige Einbildungskraft und eindringliche Beredsamkeit, war mitleidig, aber auch reizbar und heftig und in Gestalt und Antlitz voll der morgenländischen Würde und von einnehmenden Zügen. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters kam er in das Haus seines Oheims, des geistlichen und weltlichen Fürsten von Mekka, wo sein Gemüth für göttliche Dinge eingenommen und sein Geist zum ernsten Nachdenken geweckt wurde. Darauf übergab ihm eine reiche Wittwe ihre Handelsgeschäfte, und er machte Reisen in alle Weltgegenden. Als er zurückkehrte, reichte sie ihm

ihre Hand, und er lebte in glücklicher Muße und überdachte Alles, was er auf Reisen gesehen und erfahren. Er nahm sich vor, die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu begründen, welches von den alten Sitten abgefallen und in Aberglauben und Laster versunken war. Seine Mutter war eine Jüdin, und von ihr hatte er vernommen, daß ihr Volk auf den Messias warte; von einem christlichen Mönche hatte er die Lehre Jesu kennen gelernt. Der sagte ihm, daß Jesus allen denen, die ihn lieben, einen Tröster senden werde. Nun erfaßte den jungen Mann die feurige Einbildungskraft mit aller Gewalt, und er bildete sich bald ein, daß er den verheißenen Tröster, der wahre und letzte Prophet Gottes sei, der die Menschen leiten müsse in alle Wahrheit. Alsobald begab er sich in die Einsamkeit und brütete seinen schwärmerischen Träumen nach. Darauf trat er öffentlich auf und redete mit dichterischer Begeisterung von dem Glauben an Einen Gott, den er Allah nannte. Seine Reden machten viel Volk gläubig; aber die Vornehmsten in Mekka schimpften ihn einen Thoren und Betrüger. Wohl hat ihn die Bosheit der Feinde genöthigt, in der Folge durch List und Täuschung sein Werk auszuführen, allein in Redlichkeit hat er es angefangen, nnd er selbst nur ward getäuscht durch seine zügellose Phantasie. Muhamed mußte aus der Stadt fliehen und kam nach Medina, wo man ihn und alle Gläubigen (Moslemin oder Muselmänner) willig aufnahm. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) nach Medina ward der Anfang einer neuen Zeitrechnung (Hegira, Hedschra). Es begann nun eine neue Fehde, in welcher Muhamed mit bewaffneten Schaaren über Mekka herfiel. Auch sandte er in alle benachbarte Völker Gesandte, sie zu seinem Glauben, dem Islam, einzuladen. Viele wurden gläubig, andere antworteten trotzig und so kam es zu neuen Kriegen, in denen, bei Sieg und Niederlage, Muth und Kraft der Moslemin wuchs. Siegreich zog er in Mekka ein, verzieh seinen Feinden und wallte in frommer Ehrfurcht zur heiligen Kaabe, welches ein schwarzer Stein ist, den die Araber verehren, und wohin sie wallfahrten und Geschenke bringen. Muhamed weihte den Stein für immer als ein Heiligthum der Moslemin. Von nun an sandte er in alle Theile der Halbinsel, um alle Araber gläubig zu machen; wo er Widerstand fand, da zog er aus mit großem Kriegsheere, und so bereitete er sich nicht nur ein geistliches, sondern auch ein weltliches Reich, denn er wurde bald Gebieter von ganz Arabien. In Mekka starb er 633 n. Chr. Seine Lehre ist nach seinem Tode in dem Buche Koran aufgezeichnet worden.

VI. Zur deutschen Sprache.

Satzlehre.

I. Das Satzgefüge.

Mehrere Glieder eines Satzes können nicht bloß durch Wörter, sondern durch ganze Sätze ausgedrückt werden. Solche Sätze nennt man Nebensätze, und sie sind dem Hauptsatze untergeordnet. Durch Nebensätze können ausgedrückt werden: 1) das Subjekt eines Satzes. Z. B. der Stolze verachtet Andere. Wer stolz ist, verachtet Andere. 2) Die Ergänzung in einem Satze. Der Faule verdient Strafe. Der Faule verdient, daß er gestraft werde. 3) Die Beifügung in einem Satze. Ein unaufmerksamer Schüler lernt nichts. Ein Schüler, welcher unaufmerksam ist, lernt nichts. 4) Die verschiedenen Umstände in einem Satze: a) Umstand des Ortes. Bei Einigkeit wohnt Gott. Wo Einigkeit ist, da wohnt Gott. b) Umstand der Weise. Mancher Schüler schreibt unleserlich. Mancher Schüler schreibt so, daß man es nicht lesen kann. c) Umstand der Weise. Der Thau fällt während der Nacht. Der Than fällt, während es Nacht ist. d) Umstand des Grundes. Man heizt den Ofen nur wegen des Wärmens. Man heizt den Ofen nur, damit er wärme. Der Stein sinkt wegen seiner Schwere im Wasser unter. Der Stein sinkt in dem Wasser unter, weil er schwer ist.

Diese Nebensätze können vor, nach und zwischen dem Hauptsatze stehen. Im letzten Falle nennt man sie Zwischensätze. Geht der Nebensatz dem Hauptsatze voran, so heißt er Vordersatz, und der Hauptsatz Nachsatz. Der Nebensatz wird durch einen Beistrich von dem Hauptsatze, der Zwischensatz durch zwei Beistriche von den Theilen des Hauptsatzes getrennt.

Arten der Satzgefüge.

Lehrstoff.

1. Subjektivsätze.

Wer zufrieden ist, der ist glücklich. = Der Zufriedene ist glücklich. Wer fromm ist, ist Gott angenehm. Wer säet, der erntet. Wer lügt, der stiehlt auch leicht. Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. Wie hoch der Thurm sei, kann gemessen werden.

Daß man mäßig ist, ist der Gesundheit zuträglich. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth. Wer Nichts hören will, muß fühlen. Es freut die Eltern, wenn die Kinder artig sind. Derjenige, welcher sanftmüthig ist, wird geliebt. Dasjenige, was bleibend ist, hat großen Werth. Es macht den Eltern Verdruß, wenn die Kinder sich schlecht aufführen.

* Der Subjektivsatz vertritt die Stelle des Subjektes im Hauptsatze; er ist ein zum Satze erweitertes Subjekt. Bindewörter: daß, ob, wenn; Fürwörter: welcher, wer, was, derjenige, diejenige, dasjenige; wodurch, woraus, worüber; Umstandswörter: wo, woher, wohin, wenn, wie, warum? &c.

Uebungsstoff.

Aufgaben.

1. Aufg. Verwandelt folgende Subjekte in Subjektssätze:

Der Geizige ist nie zufrieden. Der Gutes Thuende hat frohen Muth. Die Abwechslung von Tag und Nacht ist kein Zufall. Das Wahre und das Gute kann nicht untergehen. Das Geschehene kann man nicht ungeschehen machen. Die Sittsamkeit der Kinder erfreut die Eltern. Das Glück der Unterthanen macht den guten Regenten Freude. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist sehr tröstlich. Der Sanftmüthige wird geliebt. Die morgige Abreise meines Bruders ist noch nicht entschieden.

2. Aufg. Setzet zu folgenden Hauptsätzen passende Subjektivsätze:

Es ist erlaubt, —. Es ist hübsch, —. Es ist Pflicht, —. Es ist Gebrauch, —. Es ist gewiß, —. Es ist wahr, —. Es ist zweifelhaft, —. Es ist von großem Nutzen, —. Es ist verboten, —. Es macht den Eltern Freude, —. Erfreulich ist es, —. Traurig ist es, —.

3. Aufg. Bildet 10 Satzgefüge, in welchen der Subjektivsatz durch die unbezüglichen Fürwörter: „wer, was“ eingeleitet ist!

Wer einen falschen Eid schwört, wird hart bestraft. Was wahr ist, besteht ewig.

4. Aufg. Bilde aus folgenden einfachen Sätzen Satzgefüge, mit Subjektssätzen; dieselben seien eingeleitet mit „daß, ob, wenn, wo, wann.“

Eine gute Erziehung macht die Kinder glücklich. = Daß die Kinder gut erzogen sind, das macht sie glücklich. Die Vergänglichkeit alles Irdischen ist unzweifelhaft. Der andächtige Gesang

einer ganzen Gemeinde ist erhabend. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist löblich. Der frühzeitige Verlust der Eltern ist beklagenswerth. Meine Abreise nach München ist noch ungewiß. Der Bau einer Eisenbahn ist noch unentschieden.

5. Aufg. Suchet Denksprüche mit einem Subjektivsatze!

2. Beifügesätze.

Der Mensch, der zufrieden ist, lebt glücklich. = Der zufriedene Mensch lebt glücklich. Die Schüler, welche fleißig sind, werden gelobt. Der Mensch, der ernstlich strebt, gelangt zu hohen Zielen. Einem Menschen, dem nicht zu rathen ist, ist auch nicht zu helfen. Ein Baum, welcher keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Der Mensch entdeckt mit seinem Verstande viele Dinge, welche großen Nutzen bringen. Es gibt noch viele Gegenden auf der Erde, wohin noch kein menschlicher Fuß gekommen ist. Ein Fluß, welcher sich in das Meer ergießt, heißt Strom. Die Zeit, welche so schnell entflieht, wird von Vielen unbenützt gelassen. Die Lokomotive eilt mit einer Schnelligkeit dahin, welche unglaublich scheint.

* Der Beifügesatz ist im zusammengesetzten Satze das, was die Beifügung im erweiterten einfachen Satze ist. Fürwörter: welcher, welche, welches; der, die, das; Umstandswörter: wo, wodurch, wozu, woran, wenn, wie, da; Bindewörter: daß, ob. Verwandelt diese Beifügesätze in Beifügungen!

Aufgaben.

1. Aufg. Verwandelt die Beifügung der folgenden Sätze in einen Beifügesatz!

Kein Mensch weiß die ihn von dieser Erde abrufende Zeit. Viele uns unbekannte Dinge werden unsere Nachkommen wissen. Die am Meere und an Flüssen wohnenden Nationen verlegen sich auf Schifffahrt und Handel. Es gibt über die Wolken hervorragende Berge. Wie groß ist die Weisheit des allregierenden Gottes. Die Schule ist eine für die Menschheit sehr nützliche Anstalt. Die Früchte der Tollkirsche enthalten ein tödtliches Gift. Der bescheidensten Tugend gebührt das meiste Lob. Rühme dich nicht Schande bringender Thaten!

2. Aufg. Bestimme den Satzgegenstand in folgenden einfachen Sätzen genauer durch einen Beifügesatz!

Die Trauben sind ungenießbar. Der Mensch rühmt sich beständig. Deutschland ist unser Vaterland. Gott liebt die Menschen. Preußen ist ein deutscher Bundesstaat. Die

Hyäne ist ein blutdürstiges Thier. Die Schrift ist ein unentbehrliches Mittel zum Gedankenausdruck. Die Erde bewegt sich um die Sonne. Herrmann befreite die Deutschen von römischer Herrschaft. Bonifacius verbreitete in Deutschland das Christenthum.

5. Aufg. Schreibet aus Lektion — alle Satzgefüge ab, welche Beifügesätze enthalten, und unterstreicht letztere!

4. Aufg. Suchet Denksprüche, welche einen Beifügesatz enthalten.

Z. B. Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt.

Der Zu- oder Beisatz.

Oft bezieht sich der Beifügesatz nicht auf ein einzelnes Hauptwort, sondern auf die ganze Aussage des Hauptsatzes, z. B. Manche Schüler sind unartig, was den Lehrer sehr betrübt. Einen solchen Beifügesatz nennt man Zu- oder Beisatz. Der Zusatz wird eingeleitet durch was, wozu, wodurch &c., nie aber mit welchen, welche &c.

Beispiele.

Der ägyptische Joseph diente seinem Herrn treu und redlich, was ihm dessen unbedingtes Vertrauen erwarb. Dieser Knabe will ein Maler werden, wozu er viel Talent hat. Der Christ hofft mit Zuversicht ein ewiges Leben, was für ihn sehr tröstlich ist. Doktor Jenner hat die Einimpfung der Blattern erfunden, wodurch er ein wahrer Wohlthäter der Menschheit wurde. Heinrich wurde beim Examen um Verschiedenes gefragt, worauf er gar nicht antworten konnte. — Bilde ähnliche Sätze!

3. Ergänzungssätze.

Was man verspricht, das muß man halten. = Man muß sein Versprechen halten. Thue stets das, was recht ist. Fliehe den, der dich verführen will. Jeder freut sich dessen, was er rechtlich besitzt. Gott verzeiht dem, der reuig ist. Copernikus behauptete, daß sich die Erde um die Sonne drehe. Gott will, daß alle Menschen selig werden. Eine Feuersbrunst entsteht zuweilen dadurch, daß der Blitz einschlägt. Jedes Geschöpf freut sich, daß es lebt. Der Angeklagte ist geständig, daß er das Verbrechen begangen habe. Der Dankbare dankt dem, der ihm Wohlthaten erwiesen hat. Das Christenthum gebietet uns, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Wenige achten mit Ernst darauf, wie schnell die Lebenszeit vergeht.

* Der Ergänzungssatz entspricht der Ergänzung; er umschreibt dieselbe. Er wird eingeleitet durch die Wörter: wer, was; daß, ob, (wenn); wo, woher, wohin, wann, wie, warum; wozu, wodurch; womit 2c. — Verwandle obige Ergänzungssätze, die sich leicht in Satztheile umbilden lassen, in Ergänzungen!

Aufgaben.

1. Aufg. Bildet aus folgenden Sätzen Satzgefüge, indem ihr an die Stelle der Ergänzung jedesmal einen Ergänzungssatz setzet!

Ich wünsche gutes Wetter. Ich bitte um Antwort. Niemand' weiß die Art seines Todes. Er verspricht Besserung. Gott weiß unsere Gedanken. Ein unartiges Kind verdient Strafe. Ich hoffe ein ewiges Leben. Wir bitten Gott um das tägliche Brod. Ich halte mein Versprechen. Gott beschloß den Untergang des ersten Menschengeschlechtes. Joseph weissagte dem Könige Pharao eine siebenjährige Theuerung. Dem einmal Lügenden glaubt man nicht. Ich wundere mich über die weise Einrichtung der Natur.

2. Aufg. Bilde 15 Satzgefüge, in welchen die Ergänzungssätze durch die bezüglichen Fürwörter „was, woher, warum" eingeleitet sind!

Z. B. Ich habe das Gelesene wieder vergessen. = Was ich gelesen habe, das habe ich wieder vergessen. Ich kann es nicht unterscheiden, woher der Wind weht.

3. Aufg. Bilde 10 Satzgefüge, deren Ergänzungssätze durch die unterordnenden Bindewörter „daß, ob" eingeleitet sind!

4. Aufg. Schreibet aus Lektion — alle Satzgefüge ab, welche Ergänzungssätze enthalten, und unterstreichet letztere!

5. Aufg. Suchet Denksprüche, welche einen Ergänzungssatz enthalten!

Z. B. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

Der Anführungssatz.

Ein Anführungssatz ist ein solcher, in welchem angeführt wird, was eine Person aussagt oder meint. Die Rede einer Person kann wörtlich (direkt) oder blos erzählend (indirekt) angeführt werden. In beiden Fällen kann der Nebensatz vor oder nach dem Hauptsatze stehen. Steht er nach dem Hauptsatze, so wird vor ihm ein Doppelpunkt gesetzt, in allen übrigen

Fällen wird der Anführungssatz blos durch ein Komma von seinem Hauptsatze getrennt. Der Anführungssatz gehört zu den Ergänzungssätzen.

Beispiele.

a. Wörtlich angeführte Sätze.

Gott fragte den Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?“ „Wo ist dein Bruder Abel?“ fragte Gott den Kain. Jesus sprach: „Liebet eure Feinde!“ Ein Sprichwort sagt: „Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß!“ Salomo sagte: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang.“ Paulus ruft den Kindern zu: „Ihr Kinder seid gehorsam euern Aeltern!“ Das Sprichwort sagt: „Neue Besen kehren gut.“ Merke dir den Spruch: „Besser arm in Ehren, als reich mit Schande!“ Laß dir das Sprichwort: „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig,“ immer zur Richtschnur dienen! „Liefere die Waffen aus!“ schrieb der mächtige Perserkönig Xerxes an den Spartaner Leonidas: „Komm, und hole sie!“ war die Antwort.

b. Erzählend angeführte Sätze.

Gott fragte den Kain, wo sein Bruder Abel sei. Gott fragte den Kain, ob er seinen Bruder Abel nicht wisse. Solon sagte zu Krösus, daß er Niemand vor seinem Tode glücklich preisen könne. Die Pharisäer fragten Jesum, ob es recht sei, dem Kaiser Steuer zu geben. Gott befahl dem Noe, daß er eine Arche bauen solle. Sirach sagte, daß Gott lieben, die allerhöchste Weisheit sei. Der Lehrer ermunterte die Kinder, daß sie sich überall anständig betragen sollten.

Aufgaben.

1. Verwandelt die direkten Anführungssätze in indirekte und umgekehrt!

2. Bildet Satzgefüge mit Anführungssätzen, welche Aussprüche biblischer Personen des alten und neuen Testamentes enthalten!

4. Umstandssätze.

a. Umstandssätze des Ortes.

Wo Glück aufgeht, da geht Demuth unter. = **Beim Aufgange** des Glückes geht Demuth unter. Wo man Liebe säet, da wächst Freude. Wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursache sein. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Wo Nichts

ist, da kommt Nichts hin. Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt. Wo Nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren. Da, wo die Pflicht ruft, muß unser Vortheil schweigen. Wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, da hört der innere Werth auf. Wohin ich blicke, redest du mit Wohlthat und Güte mir zu. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. Wo dein Herz ist, da ist auch dein Gott.

* Die Umstandssätze sind im Satzgefüge das, was der Umstand im erweiterten einfachen Satze ist. Die Verbindung geschieht bei den Umstandssätzen des Ortes mit den Wörtern: wo, woher, wohin, denen im Hauptsatze die Wörter da, daher, dahin entsprechen. — Bringt obige zusammengesetzte Sätze auf einfache zurück!

Aufgaben.

1. Aufg. Bildet aus folgenden einfachen Sätzen zusammengesetzte!

Am Orte der Noth soll man helfen. Die ersten Menschen wurden aus dem Orte ihres ersten Aufenthaltes vertrieben. Stelle jede Sache an ihren gehörigen Ort! Die Aeltern Jesu begaben sich nach dem Tode des Herodes an ihren frühern Aufenthaltsort. In großen Wäldern ist Wildpret nicht selten. An dem Orte eines Aases sammeln sich die Adler.

2. Aufg. Setzet zu folgenden Vordersätzen passende Nachsätze der Ortsbestimmung!

Wo man nicht säet, da —. Der Wanderer geht dahin, woher —. Wo kein Glaube ist, da —. Wo die Tugend die Herrschaft hat, dort —. Die Wolken ziehen daher, woher —. Wohin die Heiligen gelangten, dorthin —. Der Ordnungsliebende stellt Alles dahin, wohin —. Wo des Himalaya-Gebirges höchste Spitzen sind, dahin —. Wo viele Köche sind, da —. Wo die Noth am größten ist, da —.

b. Umstandssätze der Zeit.

Als Gott die Welt erschuf, zeigte er sich schon den Menschen als liebevoller Vater. = Bei Erschaffung der Welt zeigte sich schon Gott den Menschen als liebevoller Vater. Wann die Sonne untergegangen ist, dann erscheinen die leuchtenden Sterne. Während Jesus am Oelberge betete, schliefen seine Jünger. Wie der Frühling kommt, kehren auch die Störche wieder. Nachdem Judas seinen Herrn verrathen hatte, erhängte er sich.

Kaum war der Blitzstrahl herabgefahren, so erfolgte schon der Donner. Bevor du händelst, überlege! Ehe die Welt war, war Gott. Der Leichtsinnige wird nicht eher klug, bis ihn großer Schaden trifft. Seitdem die Eisenbahnen gebaut sind, wird eine Reise ungefähr um das Achtfache ihrer früheren Dauer beschleunigt. Räthsel: Während du mich ausgesprochen, hast du mich auch schon gebrochen.

* Die Umstandssätze der Zeit werden eingeleitet durch die Wörter: da, als, wie, während, indeß, wann, wenn, indem, seit, seitdem, nachdem, schon, kaum, sobald, bis, eher, bevor. Diesen Bindewörtern entspricht das im Hauptsatze ausgedrückte (oder hinzugedachte) Wort: da; dem wann entspricht das Wort: dann. Das im Nebensatze Gesagte kann mit dem, was im Hauptsatze ausgesagt wird, 1) gleichzeitig sein, oder 2) demselben vorangehen, oder 3) demselben nachfolgen.

Aufgaben.

3. Aufg. Löset folgende einfache Sätze in zusammengesetzte auf!

Beim Aufgang der Sonne stieg ich auf den Berg. Beim Höhersteigen der Sonne wird es immer wärmer. Beim Donnern schlägt es nicht immer ein. Beim Kranksein des Hauptes trauern die Glieder. In seinem zwölften Lebensjahre ging Jesus mit seinen Aeltern in den Tempel. Gott gibt seinen Freunden im Schlafe. Der Fleißige arbeitet vor Tagesanbruch. Es irrt der Mensch durch sein ganzes Leben. Im Unglücke verzage nicht! Im Glücke werde nicht übermüthig. Man muß den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben.

4. Aufg. Setzet zu folgenden Hauptsätzen passende Nebensätze der Zeitbestimmung!

Loth saß eben unter dem Thore von Sodoma, als —. Jakob drang so lange in Esau, —. Joseph prüfte seine Brüder vorher, —. Der Herr sprach: —, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Nacht und Tag. —, ging Noe mit den Seinen aus der Arche. —, kamen die Brüder Josephs nach Aegypten, Getreide zu kaufen. —, verwirrte der Herr ihre Sprache. —, drangen die Engel in Loth, die Städte zu verlassen. Abraham war hundert Jahre alt, —. Jakob sprach zum Herrn: Ich entlaß dich nicht, —. Das Scepter weichet nicht von Juda, noch der Fürst von seinem Geschlechte —.

5. Aufg. Bildet ähnliche Satzgefüge mit Umstandssätzen der Zeit und nehmet den Stoff dazu aus der biblischen Geschichte des neuen Testamentes!

c. Umstandssätze der Weise.

Der aufrichtige Mann spricht, wie er überzeugt ist. = Der aufrichtige Mann spricht nach seiner Ueberzeugung. Wie man in den Wald ruft, so ruft es heraus. Wie wir Andern ausmessen, so wird uns wieder eingemessen. Der Riese Goliath prahlte so, als ob er unüberwindlich wäre. Manche Käfer stellen sich beim Herannahen ihrer Feinde so, als ob sie todt wären. Jesus war so liebevoll, daß er sogar für seine Feinde betete. Der Schüler liest so gut, als er schreibt. Das liebliche Veilchen ist so wohlriechend, als die prachtvolle Rose. Je bescheidener ein vorzüglicher Mensch ist, desto achtungswürdiger erscheint er uns. Die Flügel des Straußes sind zu klein, als daß er seinen riesigen Körper damit emporschwingen könnte. Der Lehrer bildet seine Schüler, indem er sie unterrichtet. Saul gab sich selbst den Tod, indem er sich in sein eigenes Schwert stürzte.

* Die Umstandssätze der Art und Weise bestimmen die Aussage eines Hauptsatzes näher auf die Frage wie? Sie werden eingeleitet durch die Bindewörter: wie, als, daß, als daß, als ob, als wenn, je — desto.

Aufgaben.

6. Aufg. Bildet aus folgenden einfachen Sätzen zusammengesetzte!

Ein lernbegieriges Kind lernt nach Wunsch. Jesus segnete die Kinder durch Händeauflegen. Jesus heilte einen Blindgebornen durch Bestreichen der Augen mit Speichel. Manche Singvögel singen kaum hörbar. Mancher Schüler schreibt unleserlich. Judas verrieth Jesum durch einen Kuß. Nach der Art des Grüßens dankt man dir. Nach der Arbeit richtet sich der Lohn. Gute Kinder gehorchen nach dem Verlangen ihrer Aeltern. Arbeite zur Zufriedenheit!

7. Aufg. Füget zu folgenden Hauptsätzen passende Umstandssätze der Art und Weise!

Ein gutes Kind beträgt sich so, —. Kain sprach: Meine Sünde ist zu groß, —. Mancher Mensch lebt dahin, —. Der Aufrichtige spricht so, —. Flieh' die Sünde, —. Der Geizige ist so in sein Geld verliebt, —. Die Zahl der Sterne ist zu groß, —. Je mäßiger man lebt, —. An den Erdpolen ist es so kalt, —.

Die Aufgußthierchen sind so klein, —. Der Fromme lebt so, —. —, desto kürzer sind die Nächte. —, desto heißer wird es.

d. Umstandssätze des Grundes.

Man heizt den Ofen, damit er wärme. = Man heizt den Ofen wegen des Wärmens. Der Wind entsteht dadurch, daß sich die Temperatur der Luft plötzlich ändert. Das Getreide ist in diesem Jahre nicht gerathen, weil es zu naß war. Die Pharisäer gaben ihre Feindschaft gegen Jesus dadurch kund, daß sie ihn tödtlich haßten. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden! Dieses Land muß gut regiert werden, indem dessen Bewohner in Wohlstand und Zufriedenheit leben. Wenn man mäßig lebt, so wird man alt. Da du nicht hören willst, so mußt du fühlen. Der Fromme handelt darum recht gut, weil er Gott liebt.

* So wie bei dem Umstande des Grundes, so unterscheidet man auch bei den Umstandssätzen des Grundes eine Ursache, einen Beweggrund, einen Erkenntnißgrund und einen Zweck. Der Grund, welcher durch die Umstandssätze ausgedrückt wird, kann ein wirklicher oder ein möglicher sein. Die Umstandssätze, welche einen wirklichen Grund ausdrücken, werden eingeleitet durch die Bindewörter: daß, auf daß, damit, weil, da (indem). Die Umstandssätze, welche einen möglichen Grund ausdrücken, nennt man Bedingungssätze, weil sie angeben, unter welcher Bedingung etwas wirklich werden kann. Sie werden eingeleitet durch die Bindewörter: wenn, falls, wofern, wo, so. — Zuweilen enthält der Hauptsatz eine Behauptung, die nicht aus dem im Umstandssatze angegebenen Grunde gefolgert werden kann. In einem solchen Satzgefüge wird der Umstandssatz des Grundes Einraümungssatz genannt, weil er ein Einräumen oder Zugeben bezeichnet. Diese Nebensätze werden eingeleitet durch die Bindewörter: obgleich, obschon, obwohl, wiewohl, wenn gleich, wenn schon, wenn auch, ungeachtet.

Aufgaben.

8. Aufg. Bildet aus folgenden einfachen Sätzen zusammengesetzte!

Wegen Verspottung seines Vaters traf Ham der Fluch. Wegen Tödtung eines Aegypters floh Moses nach Medien. Bei redlicher Gesinnung wird es dir an innerem Frieden nie fehlen. Dieser Knabe wurde wegen immerwährender Störung seiner Mitschüler

aus der Schule entfernt. Durch die Empörung der Juden gegen die Römer ging das jüdische Reich zu Grunde. Wegen seines Geizes half der reiche Mann dem Armen nicht. Wegen Ermordung seines Bruders konnte Kain nirgends mehr ruhen. Den Vogel erkennt man an seinem Gesang.

9. Aufg. Füget zu folgenden Hauptsätzen passende Umstandssätze, welche einen wirklichen Grund bezeichnen!

Adam und Eva versteckten sich, —. Der Kranke nimmt die Arznei —. Gott läßt oft dem Sünder noch Zeit, —. Wir dürfen nicht fluchen, —. Ich will recht fromm und brav sein, —. Man öffnet das Fenster, —. Mancher ist dadurch arm geworden, —. Mancher muß viel leiden, —. Manches Kind thut nur das Gute, —. Kleide dich im Winter warm, —.

10. Aufg. Bildet Satzgefüge, in denen der Umstandssatz des Grundes eingeleitet wird durch: daß, auf daß, damit, weil da, (indem)!

11. Aufg. Füget zu folgenden Bedingungssätzen passende Hauptsätze!

Wenn ein Kind folgsam ist, —. Wenn wir Böses thun, —. Wenn wir Andern nicht verzeihen, —. So du gegen Andere *gefällig* bist, —. Falls der Lehrer ein Kind fragt, —. Wofern eine Uhr nicht aufgezogen wird, —. Wenn Gott für uns ist, —. Wenn Christus nicht auf die Erde gekommen wäre, —. Wenn du in deinem Amte treu bist, —. Wofern Gott die Stadt nicht behütet, —.

12. Aufg. Bildet ähnliche Satzgefüge mit Bedingungssätzen und leitet sie ein durch wenn, falls, wofern, so!

13. Aufg. Suchet Bedingungssätze im Lesebuche auf!

14. Aufg. Füget zu folgenden Einräumungssätzen passende Hauptsätze!

Obgleich der Strauß Flügel hat, —. Wiewohl Jemand unser Feind ist, —. Obgleich den Menschen unsere schlechten Thaten verborgen sind, —. Obschon der Pharisäer alle seine guten Werke aufzählte, —. Obwohl harte Leiden über Job kamen, —. Petrus sprach: „Wenn auch Alle an dir Anstoß nehmen, —.“ Wenn auch der Himmel mit Wolken überzogen ist, —.

15. Aufg. Bildet ähnliche Satzgefüge mit Einräumungssätzen und leitet diese ein durch: obgleich, obschon, obwohl, wiewohl, wenn gleich, wenn schon, wenn auch!

16. Aufg. Suchet Einräumungssätze im Lesebuche auf!

Verkürzung der Nebensätze.

Die Nebensätze werden häufig verkürzt, indem das Subjekt des Nebensatzes nebst dem Verbindungswort weggelassen wird, und das Prädikat des Nebensatzes sein Satzband oder seine Abwandlungsendung verliert. Alle Arten der Nebensätze lassen sich verkürzen.

a. Beifügesatz. Der Hahn, welcher ein wachsamer Vogel ist, kündigt uns durch sein Krähen den Tag an. = Der Hahn, ein wachsamer Vogel, kündigt uns durch sein Krähen den Tag an. b. Ergänzungssatz. Der Kranke wünscht, daß er wieder gesund werde. = Der Kranke wünscht, wieder gesund zu werden. c. Subjektivsatz. Es ist Pflicht der Kinder, daß sie ihre Eltern ehren. = Es ist Pflicht der Kinder, ihre Eltern zu ehren. d. Umstandssatz. Jesus setzte sich, da er müde von der Reise war, bei dem Brunnen nieder. = Jesus setzte sich, müde von der Reise, bei dem Brunnen nieder.

Aufgaben.

1. Aufg. Löset in jedem der folgenden Satzgefüge den verkürzten Nebensatz in einen vollständigen auf!

a. Die Nachtigall, ein kleiner, unansehnlicher Vogel, ist der beste Sänger unter allen Vögeln der Erde. Das Nest des Buchfinken, eines muntern Singvogels, steht gewöhnlich auf einer Astgabel. Der Sperling, ein dreister Bursche, ärgert manchen Gärtner. Die Gans, ein großer Vogel, trägt ein dichtes Gefieder. Die Tauben werden von dem Habichte, ihrem furchtbaren Feinde, oft bis in den Taubenschlag verfolgt.

b. Ein unartiges Kind verdient, gestraft zu werden. Er versicherte, nicht gelogen zu haben. Der Vater warnt das Kind, nicht aufs Eis zu gehen. Gott gebot den ersten Menschen, nicht von der verbotenen Frucht zu essen. Mancher glaubt besser zu sein, als Andere. Wir alle hoffen, noch lange zu leben.

c. Es ist häßlich, ein Lügner zu sein. Es ist Pflicht der Eltern, die Kinder zum Guten anzuhalten. Es ist ein schöner Gebrauch, beim Beginne des neuen Jahres sich gegenseitig Glück zu wünschen. Es ist rathsam, in Allem Ordnung zu halten. Es ist ein angenehmes Gefühl, Gutes gethan zu haben.

d. Der Lehrer straft das unartige Kind, um es zu bessern. Eva nahm, den Worten der Schlange glaubend, von der verbotenen Frucht. Man öffnet das Fenster, um frische Luft einzulassen. Ihr gehet in die Schule, um etwas Nützliches zu lernen

Kain, der Warnung Gottes nicht achtend, erschlug seinen Bruder. Noe wandelte, obgleich unter bösen Menschen lebend, gerecht vor Gott. Wir essen, um zu leben; aber wir leben nicht, um zu essen.

2. Aufg. Bildet Satzgefüge mit Beisätzen, und schaltet nach letzteren jedesmal den vollständigen Beifügesatz ein!

Z. B. Die Nelke, eine Gartenblume, (welche eine Gartenblume ist,) riecht sehr angenehm.

3. Aufg. Bildet Satzgefüge mit verkürzten Ergänzungs-, Subjektiv- und Umstandssätzen!

Wiederholende Zusammenstellung sämmtlicher Arten des zusammengesetzten Satzes.

Die zusammengesetzten Sätze lassen sich eintheilen in

I. Satzverbindungen,

oder beigeordnet zusammengesetzte Sätze, aus lauter Hauptsätzen bestehend:

1) zusammenstellend, 2) entgegenstellend, 3) begündend verbunden.

Ohne Bindewörter, mit Bindewörtern.

II. Satzgefüge,

oder untergeordnet zusammengesetzte Sätze, aus Haupt- und Nebensatz bestehend. Die Nebensätze können sein:

1. Subjektivsätze, 2. Beifügesätze, 3. Ergänzungssätze,
Zusatz, Beisatz. Anführungssatz.

4. Umstandssätze.

a. des Orts, b. der Zeit, c. der Weise und d. des Grundes.

Vollständig, verkürzt.

II. Mehrfach zusammengesetzte Sätze.

Ein zusammengesetzter Satz kann aus mehr, als zwei einfachen Sätzen bestehen. Es können drei, vier, fünf und noch mehr Sätze zu einem Satzganzen verbunden sein, und die Sätze sind entweder lauter Hauptsätze, oder theils Haupt- und theils Nebensätze. Bei solchen Sätzen werden im Allgemeinen die nämlichen Satzzeichen angewendet, wie bei den Satzverbindungen und Satzgefügen.

Beispiele.

a. Drei Hauptsätze.

Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee; geh' ohne Steuer nicht zur See; geh' ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort. Alles vergeht in der Zeit; nichts bleibt unverändert; überall schreiten wir auf Trümmern der Vorwelt. Wunderbar sind, Gott, deine Gerichte; dein ewiger Weg ist dunkel vor uns; du aber bleibest heilig und ewig dir selbst gleich. (Klopstock.)

b. Zwei Hauptsätze und ein Nebensatz.

Leidenschaften sind die Pferde am Wagen des Lebens; aber wir fahren nur gut, wenn der Fuhrmann Vernunft die Zügel lenkt. Die Vorsehung ist die beste Bekehrerin der Völker; sie ändert Zeiten, Denkarten, Sitten, wie sie Himmel und Erde ändert. (Herder.) Der Thor klagt über das, was nicht zu ändern ist; der Weise sucht durch Beweggründe es zu tragen. (Hippel.)

c. Ein Hauptsatz und zwei Nebensätze.

Das Schönste, was die Erde gebiert, ist in dem Augenblicke, wo es entsteht, dem Tode geweiht. (Jakobs.) Es ist leichter, die erste Bürde zu unterdrücken, als allen folgenden Genüge zu leisten. (Jean Paul.) Die gute Sitte arbeitet wie eine Feuerflamme, die volle Nahrung hat, immer vor sich hin, wenn auch kein Wind weht. (Klopstock.) Wer verräth, er bewahre ein Geheimniß, der hat schon dessen Hälfte verrathen. (Jean Paul.) Der fällt am meisten, der stolz genug ist, in seine Tugend kein Mißtrauen zu setzen. (Gellert.) Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen. (Schiller.) Wer auf sein Glück zu sehr pocht, ist der Gefahr sehr nahe, daß das Glück auf ihn pocht. So lange Unschuld und Tugend in uns wohnen, so lange lebendiger Glaube unser Herz erfüllt, so lange haben wir den Himmel in uns.

d. Vier Hauptsätze.

Die bessere Welt ist schön auf Erden; die Welt ist ihren Menschen gleich; nur laßt uns wieder kindlich werden; die Unschuld ist das Himmelreich. Dreifach ist der Schritt der Zeit: zögernd kommt die Zukunft hergezogen; pfeilschnell ist das Jetzt entflogen; ewig still steht die Vergangenheit. (Schiller.) Freundliches Geben ziert das Leben; schließe dem Dürftigen nimmer die Hand; frommes Erbarmen läßt nicht verarmen; Wohlthun ist

Quelle im brennenden Sand. (Usteri.) Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt; die Räder am Wagen entfliehen nicht so bald; gleich flammenden Blitzen enteilen sie hin; drum will ich sie nützen, so lange ich noch bin. (Gleim.) Schauer weht um das Grab, und fürchterlich erscheinen uns die Gebeine der Todten; aber doch ist er heilsam, der Gedanke an das Grab; denn er lehret uns Demuth. (Witschel.)

c. Haupt- und Nebensätze.

Jeder verständige Mensch fragt erst, ehe er Etwas übernimmt, wie er es anzufangen habe, damit ihm sein Unternehmen gelinge. Es ist ein großer Fehler, daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man werth ist. Gefühle sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten; aber die Vernunft ist eine Magnetnadel, die auch durch die Finsterniß den Weg sicher weiß. Der Mensch sei niedrig oder groß, Mühseligkeit ist Aller Loos; nicht Gold gibt Glück, nicht Rang, nicht Pracht, man ist, wozu das Herz uns macht. Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Einen Gott erkennen ist der Freude Anfang; einen Gott anbeten ist der Freude Wachsthum; einen Gott lieben, ist der Freude völlige Reife. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet. (Claudius.)

III. Gliedersätze oder Perioden.

Wenn der zusammengesetzte Satz in zwei Glieder zerfällt, welche sich zu einander als Vorder- und Nachsatz verhalten, und deren eines Hebung (die Steigung des Tones), das andere Senkung (den Tonfall) erfordert; so wird der ganze zusammengesetzte Satz ein Gliedersatz oder eine Periode genannt. Jeder Gliedersatz ist auch ein zusammengesetzter Satz, dessen Glieder entweder aus lauter Haupt-, oder aus Haupt- und Nebensätzen bestehen; aber nicht jeder zusammengesetzte Satz wird eine Periode genannt; denn ein solcher ist nur dann eine Periode, wenn sich die Sätze als Vorder- und Nachsatz zu einander verhalten und ein schöngebildetes Redeganze ausmachen, dessen Theile durch ihre verhältnißmäßige Länge Ebenmaß und durch den Wechsel von Hebung und Senkung Wohllaut enthalten. Man theilt die Gliedersätze nach der Zahl der Vorder- und Nachsätze ein, aus denen sie zusammengesetzt sind. Jeder

Vorder- und jeder Nachsatz wird als ein Glied der Periode gezählt; es gibt hiernach zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrgliederige Perioden.

Beispiele.

a. Wo Berge sich erheben zum hohen Himmelszelt, da ist ein freies Leben, da ist die Alpenwelt. Wenn du mit deinen Gefälligkeiten wartest, bis dich ein Freund anspricht: so erniedrigst du die Gefälligkeit zu einem Almosen und deinen Freund zum Bettler. (v. Kleist.) Manchen leidenden Gerechten rechtfertigt Gott schon hienieden: die meisten aber entschädigt er für ihre Leiden der Erde in jener besseren Welt. (Schubart.) Wie das Rad, welches am meisten Geräusch macht, das schlechteste an dem ganzen Wagen ist, so sind die Großsprecher gewöhnlich auch diejenigen, welche unter den übrigen Menschen am wenigsten tüchtig sind.

b. Je witziger Jemand ist, desto mehr Stolz wird er haben, und desto geneigter wird er sein, an andern wohl Fehler, gute Eigenschaften aber nicht zu bemerken. (Kleist.) Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung; wäre der Reiche billig: die Erde säh' keinen Bedrängten mehr. Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise; wenn zum Grabe wallen entnervte Greise: da gehorcht die Natur ruhig nur ihrem alten Gesetze, ihrem ewigen Brauch. (Schiller.) Wer nie sein Brod in Thränen aß; wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß: der kennt euch nicht, ihr Schicksalsnächte. (Göthe.)

c. Säng' nicht das Vöglein mit munterm Schall; blühten nicht Blumen allüberall; glänzte nicht nieder der Sterne Schein: möcht' ich auf Erden kein Wand'rer sein. Daß mein Geist das Unendliche denkt; daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinausgeht, ja mit dieser gar nicht verglichen werden kann; daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng zusammenhängt: — alles das beweist, daß nicht die engbegrenzte Welt die Heimath meines Geistes ist. (F. Jakobs.)

d. Je mehr wir mit Aeußerungen des Lasters umgeben sind; je öfter wir die Ausbrüche desselben vor Augen sehen; desto leichter vermindert sich der Abscheu dagegen; desto mehr gewöhnen wir uns an den schändlichen Anblick; desto geneigter werden wir, mitzumachen, was so häufig geschieht. (Fr. Reinhard.)

e. Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, und die Sterne des Himmels zuerst dir leuchteten; wo das erste Menschenauge sich liebend

über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooß trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: — da ist deine Liebe; da ist dein Vaterland. (Arndt.)

f. So oft der Mensch Wahrheit denkt; so oft er Gutes will und wirket; so oft er Ordnung und Schönheit findet und befördert; so oft er Liebe, Freude und Seligkeit um sich her verbreitet: so oft denket und will und wirket und empfindet und handelt er auf eine Gott ähnliche Art; so oft treibt er das Werk seines Schöpfers und Vaters; so oft befördert es die Absichten des obersten Wesens; so oft genießt er etwas von reiner, göttlicher Glückseligkeit. (Zollikofer.)

Aufgaben.

1. Aufg. Suchet Perioden in dem Lehrbuche auf und gebt ihre einzelnen Glieder an!

2. Aufg. Versuchet nach den Mustern neue Perioden zu bilden!

Uebersicht.

Sätze,

einfache, zusammengesetzte,

reine, erweiterte, zusammengezogene. Satzreihe, Satzgefüge, Periode.

Satzlehre.

Anhang.

Aehnlich lautende Wörter und ihr Schreibgebrauch.

A.

Das Aas, ein todter, faulender Körper; Aß, ein Gewicht und ein Kartenblatt; ich aß, ihr aßt, von essen; der Ast am Baume; abspielen, auf einem Instrument vortragen; abspülen, reinigen, abwaschen; abbringen, fortbringen, wegschaffen; abringen, mit Gewalt nehmen; abblasen, wegblasen; ablasen, von ablesen; ablassen, öffnen z. B. einen Weiher; abbeißen, wegbeißen; abeisen, das Eis wegschaffen; abbrechen, wegbrechen; abrechen; mit dem Rechen rein machen; abblatten, die

Blätter wegnehmen; abplatten, eben machen; Amen, der Schluß des Gebetes; ahmen, den Inhalt eines Fasses messen; nachahmen, nachmachen; Ammen, Mütter, welche fremde Kinder saügen, er ahmt; das Amt; anbacken, ankleben; anpacken, hart angreifen.

B und P.

Der Pathe, Taufzeuge; ein Pater, Ordensgeistlicher; der Bader, ein Barbier; gebären, hervorbringen; entbehren, vermissen; die Bahn, der Weg; der Bann, Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft; bald, frühzeitig; ballt z. B. die Faust; die Bälle, Tänze; bellen; Ballast, die unterste Ladung oder Last im Schiffe; Palast, ein großes prächtiges Gebaüde; die Barke, ein kleines Wasserfahrzeug; der Park, ein Lustwäldchen; passiren, reisen; unpaß, unwohl; der Bast, feine Baumrinde; berichtigt, bezahlt; berüchtigt, im übeln Rufe; Böden z. B. Getreideböden; begleiten, mit einem Andern gehen; bekleiden, anziehen; das Beil, Hacke; eine Beule, Wunde; bereit, fertig; er bereut, er empfindet Reue; biegen krümmen; pichen, mit Pech beschmieren; die Biene, ein Thier; die Bühne, eine Erhöhung, ein Schauspielhaus; der Bissen beim Essen; büßen, Buße thun; das Blatt am Baum, Papier rc. rc.; platt, eben; die Blüthe; er blühte; das Geblüt; der Boden, das Unterste z. B. des Wassers rc. rc.; die Boten, diejenigen, welche für einen gewissen Lohn abgeschickt werden; der Bogen zum Schießen; pochen, klopfen, trotzen; Bohle, sehr starkes Brett; die Pole, die äußersten Punkte der Erde gegen Süden und Norden; der Pole, ein Bewohner Polens; Brätchen, ein kleiner Braten; Brettchen, ein kleines Brett; Brödchen, ein kleines Brod; breit, nicht schmal; Bräute, von Braut; Briefe, schriftliche Mittheilungen an Abwesende; prüfen, untersuchen; Brillen, Gläser für Augen; das Brüllen, das Schreien der Rinder; Bricke, ein Fisch; Brücke, ein von Holz oder Steinen gebauter Weg über ein Wasser; Perücke, falsches Haar; bücken, beugen; picken mit dem Schnabel; Butter, das aus der Milch geschiedene Fett; Puder, ein feines Mehl zur Bestreuung der Haare; Puter, ein Hahn; ein Bückling, ein Kompliment; ein Pückling, ein geräucherter Fisch; der Band eines Buches; das Band zum Binden.

D und T.

Des Tags; der Dachs, ein Thier; die Taxe, Preis- oder Werthbestimmung; Dänen, Bewohner Dänemarks; dehnen, ausstrecken;

denen, ein Fürwort; tönen, einen Ton von sich geben; die Tenne, des Stadels; Tauben, Vögel; Dauben, zubereitetes Holz zu Fässern; taub, wer nicht hören kann; ein Deich, ein starker Damm; ein Dichter, Poet; dichter, von dicht; tüchtiger, von tüchtig; die Dicke, Ausdehnung; die Tücke, Hintergehung; ein Ding, eine Sache; dingen, Jemanden in Dienst nehmen; düngen, z. B. das Feld; dünken, schonen, sich einbilden; tünchen, die Wände mit Kalk, Gips und Farbe überweißen; er diente, von dienen; die Tinte, zum Schreiben; die Dotter, das Gelbe ihm Ei; Dogge, ein englischer Hund; Docke, eine Kinderpuppe; dort, ein Umstandswort; Tort, Nachtheil, Schaden; die Torte ein Backwerk; es dorrt, wird dürr; ein Drache, ein fabelhaftes Thier; die Trage, ein Geräth zum Tragen; der Drang; er trank; der Drath, aus Metall; er trat, von treten; dreuen, drohen; treuester, von treu; dreister, von dreist, nicht blöde; der dritte, ein Zahlwort; die Tritte, Fußtritte; die Drohnen, männliche Bienen; Throne, Sitze der Könige; Trift, worauf das Vieh getrieben wird; Trift, die Holztrift; er trifft, von treffen; trieft, tropft; der Trost; du drohst, von drohen.

E, Ae, Oe, Ei, Eu und Aeu.

Egge, Werkzeug der Bauersleute; die Ecke, die außere Fläche; die Ecker, die Frucht mehrerer Waldbaüme; die Aecker, angebaute Felder; die Elle, ein Längemaß; die Oele, fette flüssige Körper; ändern, anders machen; entern, ein feindliches Schiff auf der See mit Hacken und Seilen an sich ziehen, um es zu besteigen oder zu erobern; Eichenlaub, Blatt der Eiche; Eigenlob, ein Lob, das man sich beilegt; Eicheln, Früchte der Eiche; aügeln, mit den Augen Jemanden freundlich ansehen; eichen, messen; eigen, Besitz anzeigend; die Eidergans, ein Wasservogel; Eingeweide, z. B. Herz, Lunge, Gedärme; die eingeweihte Kirche; der Erbe (welcher erbt); das Erbe, Erbtheil.

F und V.

Der Fall; fahl, eine Farbe; fällen, niederhauen; die Fälle, Ereignisse; die Felle, Haüte der Thiere; fehlen, einen Fehler machen, abwesend sein; das Veilchen, der Veil, Blumen; feil, um Geld; die Fäuste, geballte Hände; feist, fett; fechten, mit Waffen 2c. 2c.; sie fegten, reinigten; die Feder, zum Schreiben; die Väter, vom Vater; der Vetter, ein Anverwandter; fetter, von Fett, feist; verleiden, zuwider

machen; verleiten, verführen; feiern; feuern; die Ferse, am Fuß; die Verse, Absätze oder Strophen z. B. eines Liedes; die Fiber, Faser; die Fieber, eine Krankheit; die Viper, eine Art Schlange; First, der oberste scharfe Theil eines Daches; Fürst, ein regierender Herr ꝛc.; du führst, von führen; fordern, verlangen; der vordere z. B. Theil, nicht der hintere; Flagge, eine Schiffsfahne; flach, eben, platt; die Flüge, der Vögel; die Flüche, Anwünschungen großer Uebel; die Fliege, ein Insekt; flügge, mit Federn versehen; frei, ledig; freu, von freuen; Freude empfinden; er freute sich; die Frist, eine bestimmte Zeit; frißt, von freßen; das Füllen, ein junges Pferd; füllen, voll machen; fühlen, empfinden; sie fielen, von fallen; viele, nicht wenige; der Vater; der Gevatter; fade, abgeschmackt; verdienen; verdünnen, dünner machen; verheeren, verwüsten; verhören z. B. einen Zeugen; vermiethen, z. B. ein Haus; vermieden, von vermeiden, zu entgehen suchen; verzehren, z. B. Geld; verzerren, das Gesicht; fällig, z. B. das Geld; gefällig, dienstfertig; völlig, vollständig, ganz; Vorrede, ein Vorwort; Vorräthe, z. B. an Speise; der Verdienst, Lohn; das Verdienst, das erworbene Recht auf Achtung.

G und K.

Garde, Leibwache; der Garten, z. B. Küchen-, Blumen- und Obstgarten; Karten, Spielkarten, Landkarten; die Kartendistel, zum Gebrauch für Tuchscheerer; geblüht, von blühen; das Geblüt, Blut; die Gefährde, Gefahr; der Gefährte, Reisebegleiter; gefällt, von gefallen; gefehlt, von fehlen; das Gefilde, von Feld, die Flur; gefüllt, von füllen; das Geläute der Glocken; das Geleite, die Begleitung; gelten, einen gewissen Werth haben; das Geld, Münze; die Gelde, ein kleines, hölzernes Gefäß; die Kälte, von kalt; die Kelter, Weinpresse; geliebt, von lieben; das Gelübde, Versprechen; der Geisel, Leibbürge im Kriege; die Geißel zum Schlagen; gemalt mit Farben; gemahlt auf der Mühle; gerade, nicht krumm; gerathen, gelingen; das Geräthe, z. B. Hausgeräthe; das Gerede, von reden; das Gericht, eine Speise, oder die Personen, welche über Recht und Unrecht entscheiden, oder der Ort, wo dies geschieht; das Gerücht, die Rede, welche im Umlaufe ist; gerügt, getadelt; gescheit, klug; gescheut, gefürchtet; das Gesinde, Knecht und Mägde; gesinnt, z. B. gut und schlecht; das Gewehr, eine Waffe;

die Gewähr, Bürgschaft; gewähren, eine Bitte erfüllen; die Glätte, von glatt; die Klette, ein Gewächs; das Grab, von graben; der Krapp, ein Färbekraut; gram, abgeneigt, sehr feind sein; die Griechen, ein Volk; die Krüge, Gefäß; der Grind, eine Gruste; die Gründe, Ursachen; grünte, von grün; das Glied, ein Theil des Körpers; glitt, von gleiten; glüht, z. B. das Eisen; der Grimm, ein hoher Grad des Zornes; die Krümme, von krumm; kehren, reinigen; die Chöre, z. B. Musikchöre; die Kerbe, der Einschnitt; die Körbe, zum Tragen: der Kiefer, Kienbaum oder Föhre, Kinnbacken; der Küfer, Büttner die Kiste, zur Aufbewahrung der Kleider; die Küste des Meeres; küßte, von küßen; kiesen, auswählen; Gießen, eine Stadt; gießen, eine Flüssigkeit ausfließen lassen; das Kissen des Bettes; Küsse, von Kuß; Keil, zum Holzspalten; Keule, eine Waffe der alten Deutschen; der Kragen; krachen; das Kraut; graut; die Künste; der kühnste; der Kunde, Handelsfreund; die Kunde, Nachricht.

H.

Der Hacken, zum Aufhängen der Dinge dienend; hacken, in Stücke zerhauen; behaart; er harrt; hart, Gegentheil von weich; die Haüte, z. B. der Thiere; heute, an diesem Tage; der Heide, ein Götzendiener; die Heide oder Haide, ein unbebautes, ebenes Feld; die Hefe, der Bodensatz flüssiger Körper; die Höfe, umschlossene, oben offene Plätze; die Häfen, Kochgeschirre; hell, das Gegentheil von finster; die Hölle, Aufenthaltsort der Verdammten; die Höhle, ein leerer Raum in einem Körper; hehlen, verheimlichen; Heller, eine Kupfermünze; das Hemd, ein Kleidungsstück; hemmt, von hemmen; der Hengst, ein Pferd; hängst, von hängen, hangen; die Henne, ein Vogel; die Hähne, von Hahn; höhnen, verspotten; hindern, abhalten; hinter, das Gegentheil von vor; der Hirte, z. B. der Schafe; die Hürde, ein beweglicher Zaun; der Hof; hoffen; das Hütchen, ein kleiner Hut; Hüttchen, eine kleine Hütte; die Hälfte, von halb; helft, steht bei.

J und L.

Der Inn, ein Fluß; innen, das Gegentheil von außen; ihnen, ihre, Fürwörter; irren, fehlen; der Irre, ein Mensch, der seines natürlichen Verstandes beraubt ist; ist, von sein; ißt, von essen; Jubel, Freude; Juwel, Edelstein; der Laib, Brod; der Leib, der menschliche Körper; Laich, Eier der Fische;

laichen, die Eier absetzen; die Leiche, der Körper eines Verstorbenen; der Laie, ein Nichtgeistlicher; leihen, borgen; längst, von lang; lenkst, von lenken, leiten; laüten, mit den Glocken; leiten, führen; die Leiden, Trübsale; die Leute, Menschen; Leyden, eine Stadt in Holland; Leiten, Bergabhänge; das Leid, Herzeleid; leiht, von leihen; das Leder, gegerbte Haüte; Lettern, die gegossenen Schriftzeichen der Buchdrucker; leer, Gegentheil von voll; die Lehre, eine Unterweisung; der Lehrer, von lehren; leicht, Gegentheil von schwer; die Leuchte, Licht; der Leuchter, der Halter des Lichts; die Liste, ein Verzeichniß; die Lüste, Begierden; die List, Schlauheit; liest, von lesen; ließ't, von lassen; lieh'st, von leihen; das Loos, Schicksal; los, frei; löthig, von Loth; ledig, frei.

M.

Das Maal, ein Flecken im Gesicht ꝛc.; das Mahl, Gastmahl; mal, wie oft eine Sache geschieht; mahlen, in der Mühle; malen, mit Farben; die Mark, Landesbezirk, die Grenze desselben; die Mark, ein Gold- und Silbergewicht; das Mark in den Knochen; macht, von machen; die Mähre, eine Fabel; die Mähre, ein altes Pferd; die Mandel, eine Frucht, auch Halsdrüse; das Mandel, 15 Stück; der Mantel, ein Kleidungsstück; die Märkte, von Markt; merkte, von merken; der Meiler, der Köhler; die Maüler, von Maul; die Meile, 2 Stunden; die Maüse, Saügethiere; die Meise, ein Vogel; Mine, ein Name; die Miene, Geberde; die Mine, eine Sprenggrube; die Miethe, z. B. einer Wohnung; die Mitte; z. B. eines Tisches; müde, entkräftet; miede, von meiden, das Moor, ein Sumpf; der Mohr, ein schwarzer Mensch; die Mumme, Larve, Maske; die Muhme, des Vaters oder der Mutter Schwester.

N, O, Qu.

Die Nacht; nagt; der Nacken, Genick; die Naht, der Ort, wo mehrere Stücke zusammen genäht sind; naht, kommt heran; die Nessel, ein Kraut; das Nässel, ein Gemäß; das Nest des Vogels; näßt, von naß; die Nüsse, Früchte; niesen, durch einen Reiz der Geruchsnerven verursacht; die Noth, ein bedrängter Zustand; die Note, ein Zeichen für die Töne; der Orden, eine Gesellschaft von Menschen; die Orte, Raüme; die Oper, Singspiele; ober, über; Quehle, ein Handtuch; die Quitte, eine Frucht; quitt, frei, los, ledig; Quittung, Bescheinigung.

R.

Die Rache, die Vergeltung des Bösen mit Bösem; ragen, hervorstehen; der Rachen, der Schlund; rächen, von Rache; rathen, Rath geben, muthmaßen, errathen; die Raten, Beiträge; die Ratten, Saügethiere; der Rain zwischen zwei Feldern; rein, sauber; der Rhein, ein Fluß; die Reihe, Zeile; Reihen, Gesang, Tanz; die Reue, schmerzliche Empfindung über begangenes Unrecht; der Rand, die äußerste Fläche eines Dinges; rannte, von rennen; rauben, mit Gewalt nehmen; die Raupe, ein Thier; räuchern, von Rauch; bereichern, von reich; die Raude, die rauhe Rinde auf einer Wunde; die Raute, eine Pflanze, viereckige Gestalt; die Rede, die Mittheilung der Gedanken durch Worte; die Rehde, die zum Aufenthalte der Schiffe dienenden Plätze im Meere unweit des Ufers; die Röthe, von roth; retten, von Gefahr befreien; das Reis, ein dünner Zweig; der Reiß, eine sehr nahrhafte Getreidart; Reusen, Fischkörbe; der Riese, eine Person von ungewöhnlicher Größe; das Ries, 20 Buch Papier; der Riß, eine Zeichnung, eine Oeffnung oder Trennung der Theile; rieseln, mit schwachem Geräusch fließen; der Rüssel, z. B. der Schweine; der Roggen, eine Getreideart; der Rogen, die Eier der Fische; der Rocken, zum Spinnen; die Rübe, ein Gewächs; rieb, von reiben; die Rippe, ein Theil des Körpers; der Ruhm, Ehre; der Rum, ein Getränk; die Ruthe, eine Gerte, auch eine viereckige Fläche von 10 Schuh Länge und Breite; ruhte, von ruhen.

S.

Der Saal, ein sehr großes Zimmer; die Saale, ein Fluß; sal, eine Endsilbe für Hauptwörter, z. B. Trübsal; die Saat, der ausgestreute Same; satt, genug; saht, von sehen; säen, Samen ausstreuen; die Seen, sehr große Weiher; sehen, mit den Augen; die Säle, von Saal; die Seele, das unsichtbare Wesen, welches den Körper belebt; die Saite für musikalische Instrumente; die Seite, die Fläche eines Körpers; die Seide, das Gespinnst des Seidenwurms; seit, das Vorwort, z. B. seit 3 Jahren; seid, Hilfszeitwort; seiht, von seihen, durchsickern lassen; Sätze, von Satz; setzen; der Saüfer, der unmäßig trinkt; die Seife, zum Waschen; saügen, saugen lassen; die Seuche, eine Krankheit; seicht, nicht tief; der Schall, das Hörbare; die Schale, ein Gefäß; schales, z. B. schales Bier; schalt, von schelten; schallt, von schallen; die Schärpe, ein Leibband; die Scherbe, ein Stück eines zerbrochenen

Gefäßes; die Scheide, z. B. des Degens; scheiden, trennen; scheute, von scheuen; fürchten; gescheit, klug; das Scheit, Holz; der Scheitel, der oberste Theil des Kopfes; die Schleiße, ein Span; die Schleuse, ein durch Flügelthüren verschließbarer Kanal, in welchen das Wasser ab- und zugelassen werden kann; schleißen, reißen; die Schneide, z. B. des Messers; schneite, von schneien; der Schooß des Menschen; der Schoß, ein junger Zweig; der Schoß, Steuer; schoß, von schießen; der Schwager, ein Anverwandter; schwach, ein schwacher Mensch; die Schwämme, von Schwamm; die Schwemme, das Bad für Thiere; die Schwiele in der Hand von vielen Arbeiten; die Schwüle, drückende beängstigende Hitze; die Söhne, von Sohn; die Sehne, Flechse; sich sehnen, nach Etwas verlangen; Senne, eine zahme Viehherde auf den Alpen; versöhnen, Beleidigungen verzeihen und das freundschaftliche Verhältniß wieder herstellen; der Sieger, der im Kampfe gewinnt; sicher, gewiß; ein siecher Mensch; sie, Fürwort; sieh, von sehen; die Sünde, das Böse; sind, von sein; sinnt, von Sinnen; die Sohle, Fußsohle, Salzsohle; sollen; der Sold, Lohn; sollt, von sollen; der Sparren, Balken; sparen, das Gegentheil von verschwenden; das Spiel, zur Unterhaltung; spülen, reinigen; die Sprünge, von Sprung; springen; die Stämme, von Stamm; stemmen, widerstehen: die Städte, große Wohnorte; die Stätte; Stelle; stät, langsam; der Stiel, z. B. der Birne, des Hammers; die Straüche, Gewächse; die Streiche, Schläge, Possen; der Sreit, mit Worten und Waffen; streut, von streuen, z. B. Samen; die Stränge, von Strang; streng, hart; die Strenge, Härte; das Stühlchen, von Stuhl; das Stielchen, von Stiel; spät, Gegentheil von bald; späht, von spähen, vorsichtig umhersehen; der Schotte, ein Einwohner Schottenlands; die Schote, Samengehaüse einiger Gewächse; der Schwulst im Reden; die Schwulst, Geschwulst am Körper; der Sprosse, Nachkömmling; die Sprosse an einer Leiter; die Steuer, Abgabe; das Steuer, Ruder am Schiffe.

U und W.

Ur, eine Vorsilbe in uralt, urbar, Urtheil, Ursache, Ursprung, Urgroßvater, Urquell, Urzeit, Urheber; die Wache, zur Sicherheit; die Wage zum Wägen; der Wagen zum Fahren; wagen, unternehmen, der Gefahr aussetzen; das Wachs von den Bienen; wag's, setze dich der Gefahr aus; die Wahl, die Bestimmung zu einer Sache unter

mehreren; der Wall, Erhöhung von Erde; wallen, wandern; walten, wirken; Gewalt, Macht; Anwalt, Advokat; der Wald, ein mit Baümen bewachsener Bezirk; Wehr, Vertheidigung; das Wehr, ein Damm durch einen Fluß; ihr wär't, von sein; der Werth, Preis eines Dinges; werden, entstehen; werth, theuer; die Weide, Hutplatz, Gewächs; der Waid, ein Färbekraut; der Weidmann, Jäger; die Welt, alles Erschaffene; wählt, von wählen; das Werg, der gröbere Theil des Flachses; das Werk, die That; der Widder, ein Schafhammel; wieder, abermals; wider, gegen; das Gewitter, eine feuerige Lufterscheinung; der Wüthrich, ein Tyrann; widrig, zuwider, entgegen; wich, von weichen, entfernen; der Wicht, ein schlechter Mensch; die Wörter, von Wort; der Wärter, Pfleger, z. B. der Kranken; das Wesen, die natürliche Beschaffenheit eines Dinges ꝛc.; wessen, Fürwort; das Wort; geworden; der Wirth, bei dem man einkehrt; wird, von werden; verwirrt, von verwirren, in Unordnung; die Wüste, eine unbebaute, öde Gegend; wüste, Eigenschaftswort; wüßte, von wissen.

Z.

Die Zehe, ein Glied am Fuße; zähe, biegsam; die Zehen; zehn, ein Zahlwort; die Zähne, zum Beißen; zählen, Zahlen in aufsteigender Ordnung an einander reihen: die Zelle, im Kloster, der Binnen; Zölle, Abgaben; zeugen, aussagen; der Zeuge, der Etwas aussagt; der Zeug, etwas Gewirktes; das Zeug, Werkzeug, Tischzeug, dummes Zeug; das Zelt, z. B. zum Vergnügen, im Kriege; zählt, von zählen; die Ziege, ein Saügethier; die Zieche, (Bettzieche); die Züge, von Zug; ziemen, sich schicken: ziemt, von ziemen; der Zimmt, ein Gewürz; die Zither, ein musikalisches Instrument; zittern, schnell und heftig hin- und herbewegen; Zwerg, eine ganz kleine Person; zwerch, quer.

Briefe und Geschäftsaufsätze.

A. Briefe.

I. Muster-Beispiele.

Freundschaftliche Briefe.

1. Lieber Bruder! (Nachricht.)

Freue Dich mit uns! Unsere guten Aeltern haben um eine Sorge weniger auf dem Herzen! Gestern kam unser reicher Onkel aus Frankfurt bei uns an. Nachdem er uns Kindern allen schöne Geschenke gegeben hatte, mußten wir uns neben ihn setzen und ihm Allerlei erzählen. Unser kleiner Bruder Oskar erzählte denn da recht flott weg, und dieß, so wie sein gutes Benehmen überhaupt, gefiel unserm Onkel so sehr, daß er die Aeltern bat, sie möchten ihm doch Oskar überlassen, er wolle ihn mitnehmen, ihn als sein eigenes Kind betrachten und erziehen. Die Aeltern wollten erst freilich nicht einwilligen; allein nach reiflicher Ueberlegung fühlten sie wohl, daß sie bei weitem nicht so gut für Oskar sorgen können, als der liebe Onkel, und sie sind es nun zufrieden.

Ist Dir's möglich, guter Karl, so komm morgen zu uns, denn übermorgen will der Onkel mit Oskar abreisen. Und gewiß wirst Du den guten Onkel und den muntern Oskar erst noch einmal sehen wollen. Aeltern und Geschwister grüßen Dich, so wie

Dein

N. am — 18—. treuer Bruder Hugo.

2. Heißgeliebte Schwester! (Nachricht.)

Nie ist es mir so schwer gefallen, an Dich zu schreiben, als in diesem Augenblicke. Du wirst hoffentlich Fassung genug haben, die erschütternde Nachricht zu vernehmen, daß unser guter Vater diesen Morgen seiner mehrwöchentlichen Krankheit erlegen und unserer seligen Mutter ins große Jenseits nachgefolgt ist! Sein Tod war sanft und ohne Schmerzen. Als er fühlte, daß der letzte Augenblick für ihn sich nahe, reichte er mir schweigend die Rechte und zeigte mit der andern nach oben. Dann verschied er! Denke Dir meinen Schmerz! Ach, wärst Du doch hier gewesen! Was haben wir an ihm verloren! Doch laß uns nicht kleingläubig klagen über Gottes Schickung. Er weiß ja am besten, was uns gut ist. Droben im Reiche der Seligen ist nun der Vater mit der so früh heimgegangenen Mutter vereinigt. Am nächsten Freitage wird die Beerdigung stattfinden; doch hoffe ich, daß Du schon früher kommen werdest. Ja, geliebte Schwester, komme sobald als möglich! Bei der entseelten Hülle unsers unvergeßlichen Vaters wollen wir es uns Hand in Hand geloben, in den Fußstapfen unserer seligen Aeltern zu wandeln! Dann wird gewiß Gottes Segen mit uns sein, und — obwohl wir Waisen sind —, der Allwaltende im Himmel wird unser rechter Vater bleiben und jeden unserer Schritte lenken.

Es erwartet Dich mit Ungeduld

Dein

tiefbetrübter Bruder

K. den —. N. N.

3. Werthgeschätzter Herr! (Bitte.)

Sie haben die Güte gehabt, mir auf meine Bitte 50 Thaler vorzuschießen, und ich habe Ihnen mein Wort gegeben, daß ich Ihnen das Geld den 15. d. M. mit allem Danke wieder zurückzahlen wolle. Dieser Tag nahet sich; es thut mir aber sehr wehe, daß ich das Versprechen, meine Schuld jetzt schon an Sie abzutragen, nicht erfüllen kann. Ich glaubte mit Zuversicht, von den vielen Kunden, denen ich Rechnungen über gefertigte Arbeiten zugesandt habe, wenigstens so viel Geld einzunehmen, daß ich Sie hätte befriedigen können; allein leider! ist meine Hoffnung vergebens gewesen, da ich kaum so viel Geld erhalten habe, als ich zur Bestreitung meiner dringendsten Ausgaben bedarf. Ich muß Sie daher inständigst bitten, mir wegen Bezahlung meiner Schuld noch einige Nachsicht zu schenken, und sich überzeugt zu halten, daß ich mir alle Mühe geben, und selbst die Gerichte zu Hilfe nehmen werde, um zu meinem ausstehenden Gelde zu gelangen und das Ihnen schuldige abtragen zu können.

Mit aufrichtiger Freundschaft bin ich

Ihr

ergebenster

L—. den —. N. N.

4. Theuerste Natalie! (Auftrag.)

Verzeihe, daß ich Dich mit einem Auftrage belästige! Meine Mutter soll nach dem Rathe des Arztes einige Wochen das Bad in N. gebrauchen und ist entschlossen, mit Anfang der nächsten Woche dahin abzureisen. Es würde ihr nun sehr lieb sein, wenn sie schon zuvor ein Logis bekommen könnte. Dafür wird meine liebe Natalie sorgen, sagte ich meiner Mutter; denn sie ist in N. wohl bekannt, und bewies sich stets gefällig gegen uns. — Wolltest Du wohl die Güte haben, Dich nach einem passenden Zimmer umzusehen und mir darüber zu schreiben? Erwünscht wäre es meiner Mutter, wenn die Wohnung nicht zu entfernt vom Curbrunnen liegt und die Miethe dafür möglich billig gestellt ist. Unter vielen Begrüßungen, und Deiner baldigen Antwort sehnlichst entgegensehend, verbleibe ich

Deine

treue Freundin

N. N.

5. Verehrter Freund! (Einladung.)

Nächsten Sonntag, also am 20. dieses Monats, ist mein Namenstag. Wie gewöhnlich werden sich an diesem Tage einige meiner vertrautesten Freunde bei mir einfinden, um mit mir einen Tag des Frohsinns und der Erholung zu verleben. Dürften dann, wenn meinem Hause ein so schöner Tag aufgeht, wohl Sie fehlen, theurer Freund? O gewiß nicht! Haben Sie also die Güte, Verehrtester, uns auf nächsten Sonntag mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen! Ich erwarte Sie bestimmt bis Vormittags 10 Uhr, da uns Mittags ein einfaches, aber von Liebe und Freundschaft gewürztes Mahl vereinen soll. Mit unveränderlicher Liebe und Hochachtung zeichnet

Ihr

alter Freund

(Datum.) N. N.

6. Innigstgeliebter Vater! (Glückwunsch.)

Zu wem nächst Gott könnte sich wohl mein Herz in den ersten Morgenstunden des neuen Jahres mächtiger hingezogen fühlen, als zu Dir,

theuerster Vater? Bist Du es nicht, der auch im vergangenen Jahre für mich und meine Geschwister so liebreich gesorgt, uns zu allem Guten ermuntert und angeleitet und vor allem Bösen gewarnt hat? Was wäre ich, was wären meine Geschwister ohne Deine aufopfernde, nimmer ermüdende Vaterliebe? So empfange denn für Deine große Güte, innigstgeliebter Vater, an diesem feierlichen Tage meinen größten und innigsten Dank! Sei auch ferner unser gütiger Vater! Ich werde mich gewiß mit allen Kräften bemühen, Dir Freude zu machen, und meine Geschwister wollen das nicht weniger.

Gott, der allliebende Vater, wolle Dich aber auch in diesem neubegonnenen Jahre in seinen besondern Schutz nehmen; er wolle die Arbeit Deiner Hände segnen, wolle Dir eine dauerhafte Gesundheit verleihen, Dich vor jedem Ungemache huldreich bewahren und Dir vorzüglich Freude und Ehre an mir und meinem Geschwistern erleben lassen!

Mit der kindlichsten Liebe und Anhänglichkeit verharre ich, innigstgeliebter Vater,

Dein

gehorsamer und dankschuldiger Sohn

(Datum.) N. N.

7. Liebe gute Mutter! (Gückwunsch.)

Zu Ihrem heutigen Namenstage meine besten Wünsche darbringend, habe ich Ihnen auch eine Freude machen wollen, und überreiche Ihnen von meinen Arbeiten einige Muster als ein kleines Zeichen meiner aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit. Nehmen Sie es mit Ihrer gewohnten Güte auf!

Möge Sie der liebe Gott stets gesund erhalten und Ihr ganzes Leben vor Unfällen bewahren, daß Ihnen nie Leides widerfahre! Ich aber will im Hinblick auf die vielen Wohlthaten, die ich Ihnen verdanke, immer recht fleißig sein, und mir durch gute Aufführung Ihre Zufriedenheit zu erwerben trachten. Alles, was ich jetzt lerne, ist ja zu meinem Besten und macht mich glücklich; und dieses Glück, das nicht alle Kinder in so reichlichem Maße genießen, verdanke ich bloß Ihrer Güte!

Lieben Sie mich ferner, wie Sie unaufhörlich lieben wird

Ihre

gehorsame Tochter

Anna.

8. Verehrter Freund! (Beschenkungsbrief.)

Längst schon war es mein innigster Wunsch, Ihnen einmal auf irgend eine Art beweisen zu können, wie gerne ich Ihnen eine kleine Freude, eine Ihnen vielleicht nicht ganz unangenehme Ueberraschung bereiten möchte. Da muß es sich zu meinem größten Vergnügen fügen, daß einer meiner Nelkenstöcke nicht nur eine ungewöhnlich große Anzahl Knospen angesetzt hat, sondern daß er auch Blumen von einer seltenen Größe und Farbe entfaltet. Da mir bekannt ist, daß Sie ein großer Liebhaber der Nelke sind, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen beifolgend diesen Nelkenstock als einen allerdings nur ganz geringen Beweis meiner Verehrung und Hochachtung zu übersenden. Unendlich glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie dieses Exemplar würdig fänden, Ihre schöne und große Nelkensammlung damit zu vermehren.

Schlüßlich aber bitte ich Sie herzlich, daß Sie nicht so sehr auf die Gabe, als auf das Bestreben sehen wollen, Ihnen Freude zu machen. Dieses aufrichtige Streben wird aber jederzeit erfüllen

Ihren

ergebensten Freund

(Datum.) N. N.

9. (Danksagung.)

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr Doktor!

Freudig ergreife ich jetzt nach meiner völligen Wiederherstellung die Gelegenheit, Ihnen nochmals auf diesem Wege den tiefgefühltesten Dank auszudrücken.

Wem anders, als nur Ihrer rastlosen Bemühung, Ihrer edlen Aufopferung habe ich nach Gott meine Genesung zu verdanken? Nie werde ich vergessen, was Ew. Wohlgeboren während meiner langwierigen Krankheit an mir gethan. Man muß selbst ernstlich krank gewesen sein, um den Werth eines sorgsamen Arztes schätzen zu lernen.

Wenn ich Ihnen hiemit das ausgesprochene Honorar ergebenst übersende, so ist dies nur der geringste Abtrag für Ew. Wohlgeborn wirksame Mühe; der liebe Gott möge Sie erst vollkommen lohnen, und Sie zum Wohle der leidenden Menschheit bis ins späteste Alter erhalten.

Genehmigen Sie nochmals die Versicherung der innigsten Verehrung und der steten Hochachtung von Seite

Ihres

dankerfüllten

Freising, den ꝛc. ꝛc. N. N.

10. Geliebter Freund! (Entschuldigung.)

Recht sehr muß ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich Dir Dein mir schon vor so langer Zeit gütigst geliehenes Werk „Grube's geographische Charakterbilder" bis jetzt noch nicht wieder zugestellt habe, und daß es auch heute noch nicht zurückfolgt. Fürchte aber deßhalb ja nicht, daß ich die Bücher etwa selbst nicht mehr in den Händen, sondern anderweit verborgt habe. O nein! das würde ich ohne Deine Einwilligung nicht wagen. Aber der gediegene Inhalt ist die Ursache, daß das Werk bis heute noch nicht in Deine Hände zurückgelangt ist; denn dasselbe will nicht bloß gelesen, es will studirt sein. Zugleich habe ich auch angefangen, mir kurze Auszüge daraus zu machen, und so schwindet natürlich eine Woche nach der andern hin, ohne daß ich die begonnene Arbeit zu Ende bringe.

Unter so bewandten Umständen wirst Du, verehrter Freund, gewiß Gnade für Recht ergehen lassen und mich gütigst entschuldigen. Ende dieses Monats wird Dir aber ganz bestimmt das Buch mit dem freundlichsten Danke wieder übersenden

Dein

(Datum.) treuer N. N.

11. Theuerster Freund! (Beileidbezeigung.)

Meine Aeltern wurden durch die Schreckensnachricht von dem Unglücke, das Sie betroffen hat, schmerzlich ergriffen. So ist denn Ihr schönes Haus mit dem größten Theile dessen, was es enthielt, ein Raub der Flammen geworden! Ach, so liegt oft, zwischen Glück und Unglück nur der Raum einer Stunde! Das haben auch Sie erfahren. Doch Sie müssen noch immer

Gott preisen, daß keines von Ihren Lieben bei diesem schrecklichen Brande umgekommen, oder beschädigt worden ist. Meine Aeltern lassen Sie dringend bitten, sich durch den erlittenen Verlust nicht zu sehr niederbeugen zu lassen; denn sie meinen, dieselbe Hand, die Ihnen eine tiefe Wunde schlug, würde sie wieder heilen können; es käme nur darauf an, daß in den ersten Augenblicken der Bestürzung schnell geholfen werde. Meine Aeltern sind dazu bereit, so weit es ihre Mittel erlauben. Vielleicht können dieselben Ihnen einstweilen mit Betten, Wäsche und Hausgeräthe aushelfen. Melden Sie uns recht bald, womit wir Ihnen dienen können. In der Hoffnung, baldige Nachricht von Ihnen zu erhalten, und mit dem Wunsche, daß Sie Gott mit den lieben Ihrigen fernerhin gesund erhalten und Ihnen Ihren Verlust bald wieder ersetzen möge, bin ich mit aller Hochachtung und Liebe

Ihr

N., den —. treuer Freund &c.

12. Lieber Ludwig! (Erzählung.)

Deine Erzählung von dem Blinden und dem vergrabenen Schatze hat mich sehr amüsirt. Ich will Dir dagegen von einer „Blindekuh" etwas mittheilen, die sich aber nicht so klug benahm, wie jener Blinde, und sich von ihren wähligen Kälbern gar arg übertölpeln ließ. — Etwa eine halbe Stunde von hier, im Wirthshause zu B. kamen des Vormittags sechs Studenten an. Im Beutel hatten sie wenig Geld, aber im Magen desto mehr Appetit. Sie bestellten daher ein gutes Mittagsessen und ließen dabei den besten Wein auftragen, den der Herr Wirth im Keller hatte. Durch den reichlich genossenen Wein wurden sie immer lustiger und der Wirth hatte seine große Freude darüber. Nach Tische fingen die Herren an, „Blindekuh" zu spielen und wußten die Sache so unterhaltend zu machen, daß der Wirth sich bereden ließ, mitzuspielen. Endlich kam die Reihe der Blindekuh auch an ihn! Mit verbundenen Augen tappte er einige Zeit im Zimmer umher; als er aber Niemand erhaschte und Alles um ihn her so still blieb, da schob er das vorgebundene Tuch etwas zurück und wunderte sich nicht wenig, als er bemerkte, daß er — ganz allein im Zimmer war. Die lustigen Kälber hatten sich in aller Stille davon gemacht und die brummende Blindekuh hatte das leere Nachsehen. — Doch das Ganze sollte nur ein Studentenscherz sein, denn nach drei Tagen empfing der mißmuthige Wirth einen Brief, in welchem einer der Herren zugleich im Namen der übrigen denselben wegen des losen Streiches um Verzeihung bat, und zur Bezahlung der schuldig gebliebenen Zeche ihm anliegend zehn Thaler übersandte. Jetzt war der Wirth mit seinen Gästen völlig wieder ausgesöhnt.

Was ich Dir sonst noch mitzutheilen habe, verspare ich bis zu Deinem Namenstage, wo ich Dich, wenn's irgend geht, besuchen werde.

Dein

A., den —. Freund &c.

13. Guter Wilhelm! (Beschreibung.)

Mit Vergnügen habe ich Deinen Wunsch, Dir ein Zimmer zu suchen, erfüllet und ich glaube, Du wirst mit meiner Wahl zufrieden sein.

Dasselbe befindet sich im Hause Nro. 3 der Tannenstrasse im dritten Stocke. Es hat einen eigenen Eingang und besitzt zwei Fenster. Seine Länge ist 10' und die Breite 12', die Höhe 11'. Der porzellanene Ofen ist niedlich geformt und gut heizbar. Deine braven Hausleute (es ist die Familie des Sekretärs N.) richteten das Zimmer vollständig ein und

versahen es mit allen Bequemlichkeiten, so daß Du wie ein kleiner Fürst wohnen kannst. Dafür ist der Preis mit Bedienung nur 8 fl. Und erst die Aussicht, mein Freund! die ist herrlich. Du erblickst vor Dir die Isaranhöhe, die Sternwarte, Bogenhausen, den englischen Garten, rechts zeigt das Auge hin nach Haidhausen und in blauer Ferne zeigen sich sogar die Spitzen des Alpengebirges. Aber, Theurer! Du bist, wie ich höre, kein Freund vom Frühaufstehen, und da wirst Du mit der Sonne zur Sommerszeit bald in Hader gerathen. Dieselbe guckt Dir schon um 4 Uhr Morgens recht freundlich in's Zimmer und stört Dich träger Schläfer. Ein so lieblicher Wecker wird aber gewiß bei Dir Gehör finden, und Du wirst ohne Zaudern das Bett verlassen, und bald das Sprichwort begreifen: „Morgenstunde hat Gold im Munde." Saüme also nicht, mein Lieber, komm unverzüglich; Alles ist zu Deinem Empfange in Bereitschaft; besonders erwartet Dich mit offenen Armen

Dein

ungeduldig harrender Freund

M., den —. N. N.

Geschäftliche Briefe.

14. (Bestellung.) Regensburg, den 2c.

Geehrtester Herr Huber!

Mein Vater gab mir so eben den Auftrag, wieder folgende Artikel bei Ihnen zu bestellen:

16 Pf. Seife, á 16 kr.,
20 Pf. Stearinkerzen, á 42 kr.,
40 Pf. Unschlittkerzen, á 26 kr.,
10 Pf. „ „ á 30 kr.,

Sie werden gefälligst den Betrag einstweilen in Rechnung bringen und diese Artikel nächsten Samstag durch die Eisenbahn uns zukommen lassen.

Ergebenst

Karl Wüst,
bürgl. Tafernwirth.

15. (Abbestellung.) (In einem ernsten Tone.)

Mein Herr!

Ein altes Sprichwort sagt: Was lange währt, wird gut. Ich erfahre aber nunmehr, daß man auch sprechen kann: Was allzulang währt, wird... gar nichts. Vor wie langer Zeit schon habe ich Tuch zu Beinkleidern und einem Ueberrocke zu Ihnen geschickt; wie oft schon habe ich Sie erinnert, diese Kleider zu fertigen; wie vielmals schon haben Sie mir versprochen, sie in vierzehn Tagen zu liefern; und leider! bis auf diese Stunde habe ich die Kleider noch nicht in Händen! Das ist doch zu arg! Nachsicht kann ich aber nunmehr keinen Tag länger haben, um so weniger, da es mir vorkommt, als ob Sie gar keine Zeit haben, für mich zu arbeiten. Daher ersuche ich Sie hiemit, nunmehr ihre Versprechungen und Ausreden zu sparen, und mir durch Ueberbringer dieses Briefes sofort mein Tuch nebst Zugehör zurück zu senden. Ich will es heute noch einem andern Schneidermeister übergeben.

Indem ich auf alle Fälle mein Tuch zurückerwarte, zeichnet

N— den —. Karl Hermann.

16. (Erkundigung.) G— den —.

Hochgeehrter Herr!

In dem bei Ihnen erscheinenden Wochenblatt las ich in Nr. 19, daß ein Capital von 3000 fl. zu verleihen, und das Nähere darüber bei Ihnen zu erfahren sei.

Dem zufolge bin ich so frei, mich bei Ihnen zu erkundigen, wer wohl die Person sei, die gesonnen ist, das Capital auszuleihen, in welchen Münzsorten dasselbe besteht, und zu wie viel pr. Cent es überlassen wird.

Wollten Sie mir gefälligst über diese Punkte Auskunft geben, so würden Sie dadurch zum herzlichsten Danke verpflichten

Ihren ergebensten
N. N.

17. (Mahnung.) W— den —.

Geehrter Herr!

Wüßte ich nicht ganz bestimmt, daß Sie bereits vor einem halben Jahre von Ihrem Herrn Vater das nöthige Geld zur Bezahlung meiner Rechnung erhalten haben, so würde ich es nicht wagen, hievon Erinnerung zu machen.

Statt aber diese Schuld zu tilgen und sich mit mir ins Benehmen zu setzen, haben Sie Sich seit dieser Zeit bei mir nicht mehr sehen lassen, und machen bereits Anstalt, in einigen Tagen abzureisen.

Deßhalb können Sie es mir nicht verargen, wenn ich mich um mein Guthaben kümmere und Sie dringend um Befriedigung ersuche.

Sollten Sie meiner Mahnung kein Gehör schenken, so werde ich, so unlieb es mir ist, Sie nicht mehr unter meinen Kunden zählen zu können, sogleich Ihre Aeltern davon in Kenntniß setzen.

Ersparen Sie also Sich und mir diese Unannehmlichkeit, dieß ist der wohlmeinende Rath Ihres

dienstfertigen
N. N.

II. Aufgaben zu Briefen.

Nachrichten.

1. Alois meldet dem ältesten Bruder, daß der jüngste Bruder bei der gestrigen Recrutirung frei geworden sei.

2. Der Lehrling N. gibt Nachricht, wie es ihm in der Lehre geht, schildert den Meister, dessen Frau, Gesellen und Lehrlinge, schreibt über die Zeit des Aufstehens, Niederlegens und über seine Arbeiten in und außer der Werkstatt, sagt, daß es ihm zwar gut gehe, daß er sich aber doch nach der Beendigung seiner Lehrzeit sehne.

3. Karl gibt seinen Aeltern Nachricht von einer Feuersbrunst.

Bitten und Aufträge.

4. Cäcilie bittet eine Freundin in der Stadt, ihr einige Bücher zum Lesen an den langen Winterabenden zu überschicken.

5. N. bittet einen wohlhabenden Mann, ihm die Summe von 50 fl. auf ein Jahr zu leihen, und verspricht, diese zu verzinsen.

6. Karl ersucht einen Instrumentenmacher, ihm sein Klavier zu stimmen.

Einladungen.

7. Max ladet seinen Freund zur Weinlese ein. Der Freund soll sich so einrichten, daß er bei M. übernachten kann, denn es soll Abends ein Feuerwerk abgebrannt werden.

8. Otto ladet einen Freund zu einer Wasserfahrt ein.

9. Karl, der eine Fußreise in das Gebirg machen will, ladet seinen Freund Adolph zur Theilnahme ein.

Glückwünsche.

10. Ein Sohn wünscht seinem Veter zur Genesung Glück.

11. Glückwunsch zu einer Reise, welche ein Freund unternehmen will.

12. Glückwnnsch an einen Verwandten, der eine bedeutende Geldsumme geerbt hat.

Beschenkungen und Danksagungen.

13. Johann macht seinem Freunde N. eine Käfersammlung, woran dieser eine große Freude hat, zum Geschenk.

14. Ein Knabe dankt einem Wohlthäter, der für ihn das ganze Lehrgeld bezahlte.

15. Anton dankt seinem Vater für einen neuen Beweis väterlicher Sorgfalt, den ihm derselbe durch Anschaffung eines neuen Rockes gegeben hat.

Entschuldigungen.

16. Der Schneider N. entschuldigt sich bei dem Assessor N., daß er die bestellten Kleider nicht früher abgeliefert habe.

17. N. entschuldigt sich bei seinem Freunde wegen nicht genommenen Abschieds.

Beileidsbezeigungen.

18. August, der in der Fremde lebt, drückt in einem Briefe an seinen Vater seinen großen Schmerz über den Tod seiner geliebten Mutter aus.

19. Karl tröstet einen Freund, der verleumdet worden ist.

Erzählungen und Beschreibungen.

20. Man schreibt stets gern an den Freund, noch viel lieber aber dießmal, da man ihm eine schöne Geschichte zu erzählen hat. Man hat sie in einer Zeitschrift gelesen. (Erzählung: sieh Lesebuch S. 88, Nr. 95.) Schluß: Bitte um Mittheilung einer ähnlichen Geschichte.

21. Ein Freund beschreibt dem andern ein Gesellschaftsspiel.

22. Ein Schüler beschreibt dem andern das Pfropfen der jungen Obstbaüme.

23. Ein Wirth bestellt bei einem Schreiner 2 Dutzend Stühle und 4 Tische, gibt genau an, wie er sie haben will, und fragt an, was dieselben kosten.

24. Ein Maler bestellt bei einem Materialisten mehrere Sorten Farben von vorzüglicher Qualität. (Ultramarinblau, Zinoberroth, Stahlgrün, Carmoisinroth.

25 Ein Galanteriewaaren händler in einer kleinen Stadt bestellt Kurz waaren ab.

26. Ein junges Mädchen erkundigt sich bei einem Kaufmann, ob sie nicht als Ladenmädchen bei ihm eintreten könne.

27. Ein Tischler mahnt einen Bekannten höflich an die Tilgung einer Schuld.

B. Geschäftsaufsätze.

1. Obligationen.

Eine Obligation ist nichts anderes, als ein Schuldschein, der noch mit Verpfändung irgend einer Sache verbunden ist, durch deren Werth das Darlehen hinlänglich gedeckt ist. Bei Abfassung einer Obligation ist das Nämliche zu berücksichtigen, was bei einem Schuldscheine vorkömmt; nur wird noch die deutsche Bezeichnung der Sache eingeschaltet, welche verpfändet wird.

Beispiele.

a. Obligation. (Außergerichtliche.)

Herr Karl Imhof, Baurath von hier, hat mir heute 1600 fl., sage eintausend sechshundert Gulden baar geliehen. Ich werde dieses Kapital mit 4 fl. vom Hundert verzinsen und nach Verlauf von fünf Jahren in guter Münze wieder heimzahlen. Zur Sicherheit des Herrn Gläubigers verpfände ich meine 6 Tagwerk große, schuldenfreie Wiese vor dem obern Thore.

Th— den — 18—. N. N.

b. Obligation.

Achthundert fünf und siebenzig Gulden in Vereinsthälern sind mir vom königl. Rechnungscommissär Herrn Hell dahier als ein zinsbares Darlehen heute baar und richtig vorgeschossen worden. Ich verspreche, dieses Kapital nach einer beiden Theilen freistehenden vierteljährigen Aufkündigung in gleichen Münzsorten richtig zurückzuzahlen, indessen aber mit 5% jährlich zu verzinsen. Um den Gläubiger gehörig sicher zu stellen, setze ich meinen gekauften Wald, welcher nach gerichtlicher Schätzung eintausend Gulden werth ist, zum Unterpfand ein.

Al— den — 18—. (L. S.) N. N.

2. Tilgungsscheine.

Ein Tilgungsschein (Amortisation) ist eine schriftliche Urkunde, wodurch ein zu Verlust gegangener Schuldschein für kraftlos erklärt wird.

Beispiel.

Herr Gustav Lößl, Ziegeleibesitzer dahier, hat mir die ihm vor zwei Jahren geliehenen fünfhundert Thaler Courant nebst den Zinsen am heutigen Tage baar und richtig zurückerstattet.

Da der Schuldschein, welchen mir Herr Lößl am 1. Oktober 1860 über das bemerkte Kapital ausstellte, abhanden gekommen, so erkläre ich hiermit, falls er sich wieder finden sollte, für ungiltig und nichtig zu halten ist.
K— den — 18—. N. N.

3. Bürgschaften.

Eine Bürgschaft oder Kaution ist eine schriftliche Urkunde, wodurch Jemand verspricht gegen einen Glaübiger die Verbindlichkeit eines Schuldners zu übernehmen, wenn dieser zur bedungenen Zeit nicht zahlen könnte oder wollte.

Steht ein Bürge einem Gläubiger für ein Darlehen gut, so stellt Ersterer eine Kaution aus, welche Letzterer bewahrt, damit er zu seiner Zeit den Bürgen zur Zahlung anhalten kann, wenn der Schuldner nicht zahlt.

Beispiele.

a. Bürgschaft.

Für diejenigen fünf und fünfzig Gulden (55 fl.), welche heute Herr Mathias Fink, bürgl. Siebmacher dahier, vom N. N. auf drei Monate aufgenommen hat, leiste ich volle Bürgschaft, so daß ich, wenn Herr Fink die genannte Summe Geldes zur festgesetzten Zeit nicht abtragen sollte, dieselbe ohne alle Einwendung sogleich bezahlen werde.
N— den — 18—. (L. S.) N. N.

b. Bürgschaft.

Für diejenigen dreihundert Gulden (300 fl.), welche heute Herr N. N. dahier, vom Herrn N. N., zu fünf Procent aufgenommen hat, leiste ich volle Bürgschaft, so daß ich, wenn Herr N. das aufgenommene Kapital sammt Zinsen nach vorhergegangener sechswöchentlicher Aufkündigung nicht abtragen sollte, ohne alle Einwendung die ganze Schuld sogleich, selbst mit Umgehung einer vorherigen Klage von Seite des Gläubigers gegen den Schuldner, bezahlen werde.
L— den — 18—. (L. S.) N. N.

4. Depositenscheine.

Ein Depositenschein ist ein schriftliches Bekenntniß, daß Jemanden eine Sache zur Verwahrung auf eine Zeit ohne Vergeltung übergeben worden ist. Uebernimmt also Jemand von einem Andern eine Sache zur Verwahrung, so hat der Erstere einen Depositenschein zu schreiben, welchen der Letztere behält, damit er die geschehene Hinterlegung nachweisen kann.

Beispiel.

Depositenschein.

Herr Samuel Rosenheimer, Handelsmann aus Sulzbach, hat mir heute vierhundert Gulden (400 fl.) zur Verwahrung übergeben.

Ich verspreche diese Summe Geldes, wie mein eigenes Vermögen, mit der größten Sorgfalt zu verwahren, und sie ihm auf sein Verlangen wieder zuzustellen, jedoch nur für den Fall einer erwiesenen Nachlässigkeit von meiner Seite zu haften.
O— den — 18—. (L. S.) N. N.

5. Abtretungsscheine.

Ein Abtretungsschein oder eine Zession ist eine schriftliche Urkunde, wodurch Einer dem Andern eine Schuldforderung oder vielleicht auch ein anderes Eigenthum abtritt. Will A eine Forderung, die er an B rechtlich zu machen hat, an C abtreten, und erklärt sich Letzterer damit zufrieden, so stellt A eine Zession aus, welche C erhält, damit er sich als neuer Glaübiger des B ausweisen kann.

Beispiel.

Zession.

Die Forderung von hundert Gulden (100 fl.), welche mir Herr Max Urban, k. Professor dahier, für gelieferte Arbeiten schuldig ist, trete ich nebst allen mir zustehenden Rechten dem Herrn Karl Spies, k. Realienlehrer dahier, ab. Uebrigens verspreche ich für die Güte und Richtigkeit der abgetretenen Schuldforderung jederzeit zu stehen.
A— den — 18—. (L. S.) N. N.

6. Reverse.

Ein Revers (eine Gegenverschreibung) ist eine schriftliche Erklärung, wodurch der Aussteller derselben sich verbindlich macht, daß er eine Gefälligkeit, die ihm ein Anderer aus gutem Willen erweiset, nicht als ein erworbenes Recht betrachten, und darauf verzichten wolle, wenn dieser Andere es wünscht. Erlaubt A aus bloßer Gefälligkeit dem B etwas zu thun oder zu gebrauchen, woraus mit der Zeit ein Recht entstehen könnte, so muß B einen Revers ausstellen, welchen A verwahrt, damit er seine Vergünstigung ohne Einspruch zurücknehmen kann.

Beispiel.

Revers.

Mein Nachbar, der Drechslermeister Herr Robert Schindler, hat die Gefälligkeit gehabt, mir auf meine freundliche Bitte den täglichen Durchgang durch seinen Hausgarten zu verstatten. Damit aber diese mir eingeräumte Freiheit in der Folge nicht als eine Schuldigkeit angesehen und gefordert werden kann, so verpflichte ich mich hiedurch, diese Erlaubniß keineswegs und niemals für eine Schuldigkeit zu erklären; es soll vielmehr meinem Herrn Nachbar Schindler frei stehen, die mir erstattete Erlaubniß, nach seinem Belieben, ohne Widerspruch zurück zu nehmen.
C— den — 18—. (L. S.) N. N.

7. Vollmachten.

Eine **Vollmacht** ist eine schriftliche Erklärung, durch welche Einer, (der Machtgeber oder Mandant) einem Andern (dem Bevollmächtigten oder Mandator) das Recht ertheilt, ein gewisses Geschäft in seinem Namen zu besorgen.

Beispiel.

Vollmacht.

Dem Herrn Kaufmanne Karl Wintermayer zu Regensburg ertheile ich hiemit die Vollmacht, mein daselbst in der Malerstraße befindliches Haus nebst Zubehör und dabei befindlichem Garten öffentlich zu verkaufen. Was derselbe in dieser Beziehung thun wird, verspreche ich, so anzusehen, als sei es von mir selbst geschehen.

B— den — 18—. (L. S.) N. N.

8. Kontrakte.

Ein **Kontrakt** (Vertrag) ist eine schriftliche Uebereinkunft zwischen zwei Personen oder auch zwei Parteien, unter genau bestimmten Bedingungen etwas zu geben, zu thun, oder zu unterlassen.

Beispiele.

1. Miethvertrag.

Zwischen dem Sekretär Bader und dem Schreinermeister Karl Bleier dahier ist heute folgender Hausmiethvertrag abgeschlossen worden:

1. Schreinermeister Karl Bleier vermiethet an Sekretär Bader den unteren Stock seines in der Wallerstraße Nr. 50 gelegenen Hauses, bestehend in fünf Zimmern, Küche, Magdkammer, Holzremise, und Antheil am Keller und der Waschküche nebst den zur Wohnung gehörigen Bequemlichkeiten, sowie die Hälfte des am Hause befindlichen Gartens vom 1. November d. J. an.

2. Sekretär Bader bezahlt an den Vermiether die Summe von zweihundert Gulden jährlich in vierteljährigen Raten. Dabei hat er aber keine Verpflichtung, daß er bei einem Auszuge irgend etwas im Hause wiederherstellen lassen müßte.

3. Es findet gegenseitige vierteljährige Aufkündigung Statt.

Gegenwärtiger Vertrag ist doppelt gefertigt, von Einer Hand geschrieben und von beiden Theilen unterzeichnet worden.

B— den — 18—.

Der Miether. Der Vermiether.
Joseph Bader, Sekretär. Karl Bleier, Schreinermeister.

2. Lehrkontrakt.

Unterzeichneter Schreinermeister N. ist entschlossen, seinen Sohn Wilhelm dem Unterzeichneten Schlossermeister P. in die Lehre zu geben, und deßhalb haben Beide folgenden Lehrvertrag mit einander verabredet und abgeschlossen:

1. Schlossermeister P. nimmt den Wilhelm N. in sein Haus und in die Lehre, und verpflichtet sich, demselben alle mögliche und ausführliche

Anleitung zu geben, damit er einst ein tüchtiger und geschickter Schlosser werde.

2. Die Lehrzeit des Wilhelm N. soll drei Jahre dauern, und derselbe soll während derselben zu keinem andern, als dem Handwerksgeschäfte eines Schlossers gebraucht, dabei aber zur Ordnung und zu guten Sitten angehalten werden.

3. Der Schreinermeister N. verpflichtet sich, das Lehrgeld für seinen Sohn mit 100 fl. (hundert Gulden) und zwar die eine Hälfte beim Antritt der Lehrzeit, die andere bei der Lossprechung baar zu bezahlen, auch seinen Sohn in Kleidung und Wäsche angemessen zu unterhalten. Kost und Wohnung nebst Bett übernimmt der Lehrherr.

4. Schlossermeister P. verstattet dem Wilhelm N. den regelmäßigen Besuch der Gewerbschule. Die Kosten des Unterrichts trägt der Vater des Lehrlings.

5. Ebenso tritt er für allen erweislichen Schaden und Nachtheil, den sein Sohn etwa seinem Lehrherrn zufügen sollte, in Bürgschaft.

Vorstehenden Vertrag haben beide Betheiligte in doppelter Ausfertigung unterzeichnet.

(Datum.) Karl N., Schreinermeister.
Max P., Schlossermeister.

Einige Aufgaben zu Geschäftsaufsätzen.

1. Verfasse Bürgschaften: a) über 350 fl., welche Jemand einem Kaufmann für erhaltene Waare schuldig ist; b) über 200 Preuß. Thaler, welche N. dem N. als Darlehen schuldet; c) über 120 fl., angewachsene Zinsen, welche N. an N. restirt.

2. Bearbeite Depositenscheine: a) über ein versperrtes Kistchen, welches angeblich Pretiosen enthält; b) über zwei silberne Taschenuhren — goldene Ringe — welche N. von S. zur Aufbewahrung erhalten hat; c) über eine dir übergebene Summe Geldes.

3. Verfertige Zessionen: a) über eine Forderung von 200 fl.; für gefertigte Arbeiten; b) über ein Fuhrrecht über einen Acker; c) über das Wasserrecht eines Brunnens; d) über eine bayerische Staatsobligation von 100 fl., welche einem Verwandten aus Erkenntlichkeit für die vielen geleisteten Dienste zugesichert wird.

4. 1) A. hat von B. die Erlaubniß erhalten, über dessen Hof so oft gehen und fahren zu können, als er will. A. versichert nun in einem Revers, daß er diese Gefälligkeit niemals als eine Schuldigkeit ansehen wolle ꝛc. 2) L. ist von M. gestattet worden, ein neues Fenster in seinem Wohnhause anbringen zu lassen, und L. verpflichtet sich, diese Vergünstigung stets als eine solche zu betrachten und keine Rechtsansprüche darauf zu gründen.

5) Verfasse Vollmachten: a) zum Verkaufe eines Hauses; b) zur Hebung einer Erbschaft; c) zum Abschlusse eines Pachtvertrages; d) zur Empfangnahme eines Kapitals sammt den Zinsen.

6. Kontrakte: a) Verpachtung eines Speichers oder Kellers; b) Vermiethung eines Klaviers auf 3 Jahre; c) Vertausch eines Weinberges gegen ein Gebäude; d) Verkauf eines einstöckigen Hauses mit einem 1 Tagwerk enthaltenden Gärtchen für 1000 fl. in 6 Wochen zu zahlen; e) Vertauschung eines Hauses gegen ein anderes. Einer der Contrahenten muß sich zu einer ausgleichenden Herauszahlung verbindlich machen.

Uebungsaufgaben für das mündliche und schriftliche Rechnen.

I. Der Zwei- und Dreisatz.

1. Aufgaben mit geraden Verhältnissen.

Kopfrechnen.

1. Wenn 1 Pfd. 18 kr. kostet; was kosten 6 Pfd?
2. Für 4 fl. erhält man 1 Elle; wie viel muß man für 15 Ellen bezahlen?
3. 1 Pfd. kostet 20 kr.; wie hoch kommen 35 Pfd.?
4. 7 Ellen kosten 56 kr.; was kostet 1 Elle?
5. 6 Stück zahlt man für $^1/_2$ fl.; wie viel kostet 1 Stück?
6. Wenn 3 Eimer 72 fl. kosten; was kosten 7 Eimer?
7. Was kosten 25 Pfd., wenn man für 3 fl. 2 Pfd. erhält?
8. Wenn 5 Metzen 9 fl. kosten; wie hoch kommen 6 Metzen?
9. 7 Pfd. kosten 4 fl.; wie hoch kommen 56 Pfd.?
10. 3 Ellen kosten 5 fl.; wie hoch kommen 6 Ellen?
11. 3 Eimer kosten 48 fl.; wie hoch kommen 8 Eimer?
12. 6 Ellen Tuch kommen auf 24 fl.; wie hoch kommt 1 Elle?
13. 5 Stück zu $^5/_8$ fl.; wie hoch kommen 46 Stück?
14. Wie hoch kommen $^4/_5$ Rieß Papier, wenn 9 Rieß 54 fl. kosten?
15. $^3/_4$ Ellen Tuch kosten 5 fl.; wie hoch kommen 23, 29, 36 42 Ellen?
16. 4 Messer kosten $^2/_3$ fl.; wie hoch kommen 15, 20, 28, 31, 36 Messer?
17. $^5/_6$ Schffl. Korn kosten 10 fl.; wie hoch kommen 7 Schffl. zu stehen?
18. Für 6 Pfd. zahlt man 48 kr.; wie viel für $^3/_4$, $^5/_8$, $^7/_8$ Pfd.?

---

19. $2^1/_2$ Pfd. zu 8 fl.; wie viel kosten 21 Pfd.?
20. Wenn 2 Ellen auf $5^1/_2$ fl. zu stehen kommen, wie theuer sind dann 8, 10, 5, 11 Ellen?
21. $5^5/_6$ Metzen Korn zu 7 fl.; was kosten 4, 10, 14, 18 Metzen?
22. Für $3^1/_2$ fl. kaufte Jemand $^7/_8$ Ztr. Waare; wie viel bekam er für 42 fl.?
23. 18 Pfd. Wachs kosten $27^3/_5$ fl.; was kosten 3 Pfd.?
24. Wie weit kann ein Fuhrmann eine gewisse Fracht für 20 fl. bringen, wenn er sie für 5 fl. $7^3/_4$ Meilen weit führt?

---

25. 8 Schffl. Korn kosten 60 fl. 36 kr.; wie hoch kommen $^2/_3$, $^3/_4$, $^5/_6$ Schffl.?
26. 4 Ellen kosten 48 kr.; wie theuer sind $^2/_3$ Ellen?
27. Um $2^1/_2$ kr. erhält man 5 Bogen Schreibpapier; wie viel Bogen um 5 fl. 30 kr.?
28. 3 Pfund kosten $4^1/_2$ fl.; wie hoch kommen 2 Ztr. 25 Pfd.?
29. Wie viel braucht Jemand zu seiner Unterhaltung in $24^1/_2$ Tagen, wenn er in 4 Tagen 2 fl. 40 kr. braucht?

Zifferrechnen.

1. Wenn 1 Eimer Most 9 fl. kostet; was kosten 65 Eimer?
2. 1 Ztr. kostet $72\frac{3}{4}$ fl.; was kosten $\frac{3}{5}$ Ztr.?
3. Jemand braucht wöchentlich $4\frac{4}{5}$ fl.; wie viel in 1 Jahre?
4. Was kostet eine Elle Tuch, wenn 126 Ellen auf 630 fl. kommen?
5. 8 Klafter hartes Holz zu 160 fl.; wie theuer kommt 1 Klftr.?
6. Mit 125 fl. gewinnt Jemand 16 fl. 40 kr.; wie viel beträgt der Gewinn an 1 fl.?

---

7. 4 Schffl. Gerste zu 26 fl.; wie theuer sind 29 Schffl.?
8. Wie hoch kommen 23 Ellen zu stehen, wenn 15 Ellen 33 fl. kosten?
9. 10 Maurer bekommen täglich 7 fl. Lohn; wie viel 46 Maurer?
10. Wenn 4 Eimer Wein 73 fl. kosten; wie hoch kommen 25 Eimer?
11. Ein Taglöhner verdiente in 8 Tagen 5 fl.; wie viel könnte er auf diese Weise in 28 Tagen verdienen?
12. Wie viel Mäntel können aus 308 Ellen Tuch gefertigt worden, da zu 4 Mänteln 28 Ellen nöthig sind?

---

13. 5 Eimer Bier kosten 25 fl.; wie viel kosten 7 Maß?
14. Wenn man für 45 kr. 4 Buch Papier erhält; wie viel erhält man dann für 5, 9, 21, 27, 35, 46 fl.?
15. Wie theuer müssen 40 Schäffel Korn bezahlt werden, wenn 3 Metzen 7 fl., 4 Metzen 9 fl., 5 Metzen 11 fl. kosten?
16. 5 Metzen Erdäpfel zu 2 fl.; wie hoch kommen 25 Schäffel?
17. In 24 Tagen braucht Jemand 20 fl.; wie viel wird er bei gleichem Bedarf in 8 Jahren brauchen?
18. Wenn 5 Ztr. einer Waare mit 200 fl. bezahlt werden; wie hoch kommen dann 29, 35, 42 Pfd., 16, 24, 29 Loth?

---

19. 4 Ellen kosten $\frac{2}{3}$ fl.; wie hoch kommen 45 Ellen?
20. 8 Pfd. einer Waare kosten $\frac{3}{4}$ fl.; wie theuer sind 56 Pfd.
21. In einer Haushaltung braucht man in 8 Tagen zur Beleuchtung $4\frac{5}{8}$ Pfd. Brennöl; wie viele Pfd. würde man in der Zeit von 36 Tagen brauchen?
22. 2 Klafter Holz kosten $16\frac{2}{3}$ fl.; wie hoch kommen $3\frac{7}{8}$ Klafter?
23. Wie viel Pfd. erhält man für $5\frac{1}{4}$ fl., wenn $16\frac{1}{2}$ Pfd. 3 fl. kosten?
24. Für 124 Ellen zahlt man 16,175 fl.; wie viele Ellen bekommt man für $2\frac{2}{3}$ fl.?
25. Wenn $\frac{6}{7}$ Pfd. 15 kr. kosten; was kosten 4 Pfd.?
26. In $\frac{6}{4}$ Jahren hat Jemand $520\frac{3}{4}$ fl. eingenommen; wie viel beträgt die Einnahme in $\frac{7}{12}$, $3\frac{1}{2}$ Jahren?
27. Für $25\frac{3}{4}$ kr. bekommt man $8\frac{1}{2}$ Loth; wie viel für $20\frac{1}{2}$ kr.?

---

28. 4 Arbeiter erhalten 15 fl. 36 kr.; wie viel 9 Arbeiter?
29. 7 Pfd. 12 Loth. kosten 3 fl. 50 kr.; wie hoch kommen 22 Pfd. 4 Lth.?
30. An 300 fl. gewinnt man 13 fl. 30 kr.; wie viel wird man an 1650 fl. gewinnen?
31. Wenn 2 Ellen Tuch 4 fl. 40 kr. kosten; wie viel kosten $14\frac{1}{2}$ Elle?
32. Eine Frau kauft $3\frac{1}{5}$ Ztr. Flachs, wovon 7 Pfd. 1 fl. $29\frac{1}{2}$ kr. kosten; wie viel muß sie bezahlen?
33. Ein Arbeiter verdient sich in 5 Tagen 7 fl. $12\frac{1}{2}$ kr.; wie viel wird er sich bei gleicher Anstrengung und Bezahlung in 17 Tagen verdienen?

2. Aufgaben mit umgekehrten Verhältnissen.

Kopfrechnen.

1. 6 Taglöhner brauchen zu einer Arbeit 9 Tage; wie lange brauchen zur nämlichen Arbeit 4 Taglöhner?

2. Um ein Werk in 24 Tagen zu vollenden sind 3 Arbeiter nöthig; wie lange brauchen 9 Arbeiter dazu?

3. Eine Arbeit wird von 10 Mann in 2 Tagen beendigt; wie lange haben, 4, 3, 6 Mann zu thun?

4. 9 Personen haben auf 6 Monate Lebensmittel; wie lange werden 4, 10, 12 Personen davon leben können?

5. 10 Pferde brauchen in 3 Wochen und 3 Tagen 20 Schffl. Haber; wie lange reichen damit 6, 8, 16 Pferde?

6. Eine Festung hat auf 6 Monate Vorrath für 1000 Mann; wie lange reicht man, wenn 500 Mann mehr kommen?

7. Zu einem Kleide braucht man 4 Ellen $^9/_4$ breites Tuch; wie viel Ellen werden von $^{10}/_4$ breitem nöthig sein?

8. 3 Maurer arbeiten an einer Gartenmauer 16 Tage; in wie viel Zeit würden 4 Maurer damit zu Stande gekommen sein?

9. Ein Garten wird von 6 Menschen in 4 Tagen bestellt; wie lange würden 4 Menschen dazu brauchen?

10. Ein Fuhrmann liefert für N. um eine bestimmte Summe 10 Ztr. Fracht 24 Stunden weit; wie viel Fracht darf N. aufladen, wenn bei gleicher Bezahlung dieselbe nur 8, 12, 16 Stunden weit geliefert werden soll?

Zifferrechnen.

1. Wie lange haben 7 Pflüge an einem Acker zu thun, über dem 10 Pflüge $15^1/_2$ Tag zubringen?

2. 15 Arbeiter können in 16 Tagen ein Feld bearbeiten; wie viel Tage brauchen hiezu 12 Arbeiter?

3. Aus einer Partie Garn kann der Weber 64 Ellen 6 Viertel breite Leinwand liefern; wie viele Ellen wird er liefern können, wenn dieselbe 7 Viertel breit sein soll?

4. Für 500 fl. erhält man 24 Ohm Wein; wie viel für $62^1/_2$ fl.?

5. Ein Fuhrmann fährt um eine gewisse Summe 18 Ztr. 30 Stunden weit; wie weit kann er für dieselbe Summe 14 Ztr. fahren?

6. Jemand hat eine jährliche Einnahme von 386 fl. Nun nimmt derselbe aber in diesem Jahre nur 344 fl. ein; wie lange nun wird er bei gleicher Ausgabe auskommen?

7. Wie viel Männer können in $37^1/_2$ Tagen so viel verdienen, als 25 Männer in $62^1/_2$ Tagen?

8. Zu beiden Seiten einer Straße sollen junge Bäume gepflanzt werden. Setzt man sie 10 Fuß von einander, so sind 2400 Stück erforderlich; man pflanzt sie aber 16 Fuß von einander, wie viel Bäumchen sind nun nothwendig?

9. 4 Schneider verfertigen 2 Röcke in 6 Stunden? wie viel solcher Röcke werden dieselben in Tag und Nacht fertig bringen?

10. Eine Wiese gibt 18 Pferden auf 7 Wochen Futter; wie lange können 42 Pferde darauf ernährt werden?

3. Vermischte Aufgaben.

1. Was kosten 40 Pfd. von einer Waare, wenn der Ztr. 36 fl. kostet?

2. 5 Arbeiter graben einen Garten in 4 Tagen um, wie lange haben 3 Arbeiter daran zu thun?

3. Ein Stück Zwillich von 55 Ellen kostet 11 fl. 41 kr. 1 Pfennig, was kosten $12^3/_4$ Ellen?

4. Wie viele bayerische Thaler erhält man für 924 fl.; wenn man für 12 fl. 5 bayerische Thaler erhält?

5. Was kosten 18 Pfd. 24 Loth; wenn 2 Pfd. 12 kr. 2 Pf. kosten?

6. Ein Frachtfuhrmann fährt um eine gewisse Summe Geldes 50 Ztr. 12 Stunden weit; wie weit kann er für dieselbe Summe 40 Ztr. führen?

7. Ein Kaufmann kauft 180 Ellen Tuch und zwar je 3 Ellen zu 8 fl. 24 kr., und verkauft dasselbe wieder je 5 Ellen um 14 fl. 50 kr. Was gewinnt oder verliert er?

8. $49^1/_2$ Ellen Halbtuch werden um $123^3/_4$ fl. bezahlt; wie hoch kommen hiernach $2^1/_3$ Ellen?

9. Eine Lokomotive durchläuft in $6^3/_4$ Stunden eine Strecke von $32^1/_2$ Meilen; wie viel in $5^1/_2$ Stunden?

10. Geht ein Bote täglich 10 Stunden weit, so kommt er in 12 Tagen an seinem Bestimmungsorte an; wann käme er an, wenn er täglich nur 8 Stunden zurücklegen würde?

II. Der zusammengesetzte Zwei- und Dreisatz. (Vielsatz.)

Kopfrechnen.

1. Wenn 1 Mann in 1 Tag 2 Pfd. Brod braucht; wie viel brauchen 10 Mann in 15 Tagen?

2. Jemand hatte 8 Arbeiter 9 Tage lang, und jeder hatte täglich 40 kr.; wie viel muß er ihnen im Ganzen bezahlen?

3. Wenn 1 Ztr. 1 Stunde weit zu führen $6^1/_4$ kr. kostet, wie viel kosten 20 Ztr. 12 Stunden weit zu führen?

4. 2 Personen verdienen sich in 5 Wochen 36 fl.; wie viel bekommt jede davon wöchentlich?

5. 5 Familien brauchen in 4 Jahren 104 Pfd. Reis; wie viel braucht durchschnittlich 1 derselben in 1 Jahre?

6. 4 Kinder ersparen sich in 3 Jahren 72 fl.; wie viel kommt auf jedes Kind in 1 Jahre?

7. Wenn 3 Pfd. Garn 15 Ellen 4 Viertel breite Leinwand geben; wie viel Ellen 6 Viertel breite werden 9 Pfund geben?

8. Wie viel verdienen 7 Arbeiter in 4 Tagen, wenn 6 Arbeiter in 8 Tagen 36 fl. verdienen?

9. 8 Tuchmacher verfertigen in 2 Tagen 80 Ellen Tuch; wie viel Ellen Tuch werden 6 Tuchmacher in 4 Tagen weben?

10. 4 Pferde brauchen in 6 Tagen 3 Schffl. Haber; wie viel Haber verzehren 9 Pferde in 12 Tagen?

Zifferrechnen.

1. Jemand hatte 25 Arbeiter $8^3/_4$ Tage lang; wie viel mußte er ihnen im Ganzen bezahlen, da jeder täglich 28 kr. erhält?

2. 4 Weber weben in $4^1/_2$ Tagen 144 Ellen; wie viel webt hiernach 1 Weber in 1 Tag?

3. 16 Mann verdienen in 9 Tagen $48^2/_3$ fl.; wie viel werden 20 Mann in 3 Tagen verdienen?

4. Wie lange müssen 24 Mann für 432 fl. arbeiten, wenn 4 Mann in $7^1/_2$ Tagen 36 fl. verdienen?

5. 2 Schuhmacher fertigen in $6^1/_2$ Wochen 40 Paar Schuhe; wie viel Paar Schuhe werden dann 26 Schuhmacher in $4^3/_4$ Wochen fertigen?

6. Wenn 24 Mann in 20 Tagen, täglich 10 Stunden arbeitend, 100 Klafter Holz machen können; wie viel Mann können in 15 Tagen, täglich 8 Stunden arbeitend, 90 Klafter machen?

7. 16 Personen brauchen in $3^1/_2$ Jahren 53 Schffl. 4 Mtz. Korn; wie viele Schäffel brauchen 12 Personen in $1^1/_2$ Jahren?

8. In einer Festung liegen 2000 Mann und haben 10 Monate Vorrath; nach 4 Monaten kommen noch 400 Mann dazu; wie lang können diese von dem noch vorhandenen Vorrathe leben?

9. Wenn man in ein Zimmer 36 Ellen $^3/_4$ breite Tapeten braucht; wie breit werden die Tapeten sein, wenn man zu 8 gleich großen Zimmern 256 Ellen braucht?

10. Wenn der Schffl. Korn 8 fl. 30 kr. kostet, so wiegt ein 12 Kreuzerlaib 10 Pfd. 16 Loth; wie schwer wird ein solcher Laib sein, wenn der Schffl. Korn 12 fl. 45 kr. kostet?

11. Wenn ein Wirth 1 Fuder Wein für 360 fl. zahlt, gibt er die Maß für 45 kr. ab; wie theuer wird er 15 Maß abgeben können, wenn er das Fuder Wein für 300 fl. bezieht?

12. Ein Fuhrmann erhält für 32 Ztr. auf 28 Meilen 80 fl.; wie viel wird er für 25 Ztr. auf 35 Meilen bekommen?

III. Einige besondere Rechnungsarten.

Kopfrechnen.

1. Wie groß werden die Zinsen von 700 fl. Kapital zu 3 Procent in einem Jahre sein?

2. Wie viel betragen 600 fl. Kapital sammt Zins bei 4%, wenn 6 Jahre kein Zins gezahlt wurde?

3. Wie groß ist das Kapital, das zu 5% in einem Jahre: 25, 40, 85 und 135 fl. Zinsen trägt?

4. Welches Kapital trägt in 1 Jahr zu $4^1/_2$% 45, 36, 54 fl.?

5. Zu wie viel Procent sind 1000 fl. ausgeliehen, wenn die einjährigen Zinsen 60 fl. betragen?

6. Wie groß ist der Zinsfuß, wenn man von 1500 fl. in 3 Jahren 180 fl. Zins erhält?

7. Wie lange haben 600 fl. gestanden, wenn sie zu 4% 240 fl. Zinsen getragen haben?

8. Wie lange hat ein Schuldner 400 fl. zu 4% benützt, wenn die Zinsen hievon 96 fl. betragen?

9. Wenn Jemand im Monat eine Einnahme von 50 fl. hat; wie viel kommt auf den Tag?

10. Jemand hat eine monatliche Einnahme von 85 fl.; wie viel beträgt dieß in 1 Jahre?

11. Wilhelm nimmt täglich 1 fl. 12 kr. ein, will aber monatlich 10 fl. davon sparen; wie viel darf er täglich ausgeben?

12. A und B sollen 60 fl. so theilen, daß A so oft 2 fl. erhält, als B 3 fl.; wie viel erhält jeder?

13. Drei Frauen kaufen zusammen ein Stück Seidenzeug für 100 fl. A nimmt davon 20 Ellen, B 30 Ellen, C 25 Ellen; wie viel Geld wird eine jede bezahlen müssen?

14. Zu einem Handel hat A 200 fl. auf 6 Monate und B 300 fl. auf 5 Monate hergegeben. Sie haben damit 90 fl. gewonnen; wie viel erhält jeder von dem Gewinne?

15. Zwei Landwirthe miethen eine Wiese für 32 fl. A läßt 8 Kühe 4 Wochen lang, B 6 Kühe 5 Wochen lang darauf weiden? was muß Jeder bezahlen?

Zifferrechnen.

1. Wie viel betragen die jährlichen Zinsen eines Kapitals von 3200 fl., dessen Zinsfuß $4^1/_2\%$ ist?

2. Wie groß ist ein Kapital, welches zu 4% in $1^7/_{12}$ Jahren 95 fl. Interessen brachte?

3. Ein Kapital hat zu 5% in 6 Jahren 240 fl. Zins getragen; wie hoch muß es ausgeliehen werden, um in 5 Jahren 152 fl. Zins zu tragen?

4. Wie viel Zinsen bringen 850 fl. Kapital zu 4% vom 1. bis 26. August?

5. Wie viel betragen die Zinsen in 5 Monaten zu $4^1/_2\%$ von 1000 fl., 600 fl., 480 fl., 740 fl. und 590 fl. Kapital?

6. Es hat Jemand eine monatliche Einnahme von 63 fl. und erspart jeden Monat $^1/_3$ derselben; wie viel erspart er sich in $8^1/_2$ Monaten?

7. C, D, und E handeln zusammen. C hat 1500 fl., D 800 fl. und E 1700 fl. eingelegt. Sie gewinnen 2500 fl.; wie viel bekommt davon Jeder?

8. A, B und C haben ein Vermächtniß von 1880 fl. zu theilen, wobei bestimmt ist, daß A $^1/_3$, B $^1/_4$ und C $^1/_5$ bekommen soll; wie viel erhält Jeder?

9. Ein Ackerfeld bringt im ersten Jahre 33 fl., im zweiten 41 fl., im dritten 52 fl. reinen Gewinn; wie viel im Durchschnitt jährlich?

10. Ein Kaufmann hat 2 Sorten einer Waare, von dem einen so viel, als von der andern. 1 Pfd. der erstern kostet $1^1/_3$ fl., 1 Pfd. von der zweiten $1^1/_5$ fl.; wenn er nun das Pfd. einer jeden Sorte gleich theuer verkaufen wollte, wie theuer müßte er sich das Pfd. bezahlen lassen?

11. Eine Mischung besteht aus 2 Bestandtheilen. Von dem ersten wurden 3 Pfd. à 45 kr., von dem zweiten 7 Pfd. à 56 kr. genommen; wie hoch kommt das Pfd. dieser Mischung?

12. Ein silbernes Gefäß wiegt $3^1/_4$ Mark und ist 13löthig; wie viel reines Silber und wie viel Zusatz enthält es?

IV. Der Proportionsansatz und dessen Anwendung in der Regeldetri und im reesischen Ansatze.

Einleitung.

Zwei Zahlen, z. B. 2 und 7, können auf zwei Arten gemessen werden, entweder a) durch die Einheit oder b) durch eine der beiden Zahlen selbst, wobei jedoch gewöhnlich die kleinste als Maaß genommen wird. Durch die Messung von a erfahren wir, daß die erste Zahl zwei Einheiten hat

oder 2 mal 1 enthält, die andere aber sieben Einheiten oder 7 mal 1. Diese Messung nennt man eine arithmetische, und sie überzeugt uns, daß 7 um 5 mal 1 größer ist, als 2, oder daß die erstere (2) um 5 mal 1 kleiner ist, als die andere (7). Durch die Messung von b erfahren wir, daß 2 in sich selbst nur 1 mal, in 7 aber $3^1/_2$ mal, oder mit 7 gemessen, diese in sich selbst 1 mal, in 2 aber $^2/_7$ mal enthalten ist. Dieses Vergleichen und Messen erzeugt in uns den Begriff von einem Zahlenverhältniß.

Die erste Messungsart (a) geschieht durch Addiren und Subtrahiren, die andere (b) durch Multipliciren und Dividiren; jene erzeugt den Begriff von einem arithmetischen, diese von einem geometrischen Verhältniß. Ist die erste Zahl (oder das erste Glied) kleiner als das zweite (das zweite Glied), so nennt man das Verhältniß ein zunehmendes, steigendes oder wachsendes; ist aber das erste Glied (die erste Zahl) größer als das zweite, so heißt es ein abnehmendes oder fallendes. 4 : 12 ist ein zunehmendes; 12 : 4 ein abnehmendes geometrisches Verhältniß. Die Zahl, welche anzeigt, wie oft das erste Glied im zweiten enthalten ist, heißt der Verhältnißanzeiger oder Exponent. Bei 3 : 9 ist 3 und bei 9 : 3 ist $^1/_3$ der Exponent. Wenn zwei oder mehrere geometrische Verhältnisse gleiche Exponenten haben, so sind sie einander gleich; 3 : 9, 5 : 15, $^1/_3$: 1 sind gleiche geometrische Verhältnisse. Wenn beide Glieder eines geometrischen Verhältnisses mit gleicher Zahl multiplicirt oder dividirt werden, so bleibt das Verhältniß unverändert. Beispiele: 3 : 12 mit 4 multiplicirt = 12 : 48, dieses Verhältniß mit 2 dividirt gibt 6 : 24. Der Exponent aller dieser drei Verhältnisse ist 4.

Zwei gleiche geometrische Verhältnisse bilden eine geometrische Proportion (Gleichverhältniß), auch meistens schlechthin Proportion genannt. Beispiel: 2 zu 8 und 3 zu 12 sind gleiche geometrische Verhältnisse, denn sie haben gleiche Exponenten, nämlich 4; daher können sie die geometrische Proportion 2 : 8 = 3 : 12 bilden. Hier sind 2 und 12 die äußern und 8 und 3 die innern Glieder.

In jeder geometrischen Proportion ist das Produkt der äußern Glieder gleich dem Produkte der innern Glieder; hier 3×12 = 8×3 = 24. Wenn in einer geom. Proportion ein Glied, etwa das vierte fehlt, also unbekannt ist, so kann dieses auf zwei Wegen leicht gefunden werden. Es sei gegeben 4 : 6 = 7 : x (hier vertritt x das unbekannte Glied), der Exponent des ersten Verhältnisses ist $1^1/_2$, denn 4 : 6 ist $1^1/_2$ mal enthalten, und $4 \times 1^1/_2 = 6$; das dritte Glied 7 muß im vierten x auch $1^1/_2$ mal sein, daher ist $x = 7 \times 1^1/_2 = 10^1/_2$. Das Produkt der beiden innern Glieder ist $6 \times 7 = 42$, daher muß das Produkt der beiden äußern $4 \times x$ auch 42 sein. Wenn aber $4 \times x = 42$ ist, so ist $1 \times x$ oder $x = {}^{42}/_4 = 10^1/_2$. Daher die beiden Regeln:

Das vierte Glied einer geometrischen Proportion wird gefunden 1) wenn man das dritte Glied mit dem Exponenten des ersten Verhältnisses multiplicirt, 2) wenn man das zweite Glied mit dem dritten multiplicirt, und dieses Produkt durch das erste dividirt.

Aufgaben.

a. Einfache Proportions-Aufgaben mit geraden Verhältnissen

1. Um 88 fl. bekommt man 11 Klafter Holz, wie viele Klafter bekommt man für 648 fl.?

2. Wie viele fl. geben 70 Kronenthaler, wenn 10 Kronenthaler 27 fl. machen?

3. Es verkauft Jemand 95 Eimer Wein und gibt jedesmal 5 Eimer für 36 fl.; wie viel löst er?

4. Wenn 3 Pfund von einer Waare 32 kr. kosten; wie viel kosten $254^1/_2$ Pfund?

5. Die monatlichen Ausgaben einer Haushaltung betragen durchschnittlich 17 fl. 48 kr.; für welche Zeit reichen 284 fl. 30 kr. hin?

6. Was kosten $3^5/_8$ Stücke, wenn $99^1/_2$ Stücke 300 fl. kosten?

7. Ein Staatsdiener hat einen Gehalt von jährlich 2044 fl.; wie viele fl. kommen auf einen Tag?

8. Wie viel betragen 145 preußische Thaler, wenn 2 preuß. Thaler 3 fl. 30 kr. ausmachen?

9. Wenn a) ein Friedrichsd'or $9^3/_4$ fl., b) ein Dukaten 5 fl. 36 kr., c) die Karolin 11 fl. 20 kr. gilt; wie viel fl. erhält man für 74 Friedrichsd'or, 116 Dukaten und $19^3/_4$ Karolin?

b. Einfache Proportions-Aufgaben mit umgekehrten Verhältnissen.

10. 24 Taglöhner werden mit einer gewissen Arbeit in 32 Tagen fertig; wie lange werden 9 Taglöhner daran arbeiten?

11. Wie viele Mäher braucht man zu einer Wiese, wenn diese in 2 Tagen abgemäht werden soll; da 8 Mäher 5 Tage dazu brauchen würden?

12. 9 Maurer führen eine Gartenmauer in 16 Tagen auf; wie viele Maurer braucht man, wenn man sie in 12 Tagen fertig haben will?

13. An einem Vorrathe von Lebensmitteln haben 28 Personen $14^1/_2$ Tage; wie viele Tage werden 47 Personen daran haben?

14. Zu einem Kleide braucht man 7 Ellen $^7/_4$ breiten Zeug; wie viele Ellen Futter wird man nöthig haben, wenn der Zeug von demselben nur $^5/_4$ breit ist?

15. Wenn das Schffl. Korn 12 fl. kostet, soll ein Laib Brod 4 Pfd. schwer sein; wie schwer muß er sein, wenn das Schffl. $9^3/_5$ fl. kostet?

16. Ein Kapital von 240 fl. muß $3^1/_2$ Jahre ausstehen, bis es 42 fl. Zins trägt; wie viele fl. Kapital würden in 5 Jahren den nämlichen Zins tragen?

17. Wie viele Tapeten, $^7/_4$ breit, werden zur Bekleidung einer Wand erfordert, welche mit $128^1/_2$ Ellen $^5/_4$ breiter Leinwand bezogen ist?

18. Eine Festung ist für 6000 Mann auf 10 Monate verproviantirt; wie lange wird der Vorrath ausreichen, wenn noch 2000 Mann hineinkommen?

c. Zusammengesetzte Proportions-Aufgaben mit geraden Verhältnissen.

19. Wenn 12 Lampen in 8 Tagen 6 Pfd. Unschlitt verzehren, wie viele Pfunde haben 16 Lampen in einem Jahre nöthig?

20. Wie viele Klafter Holz bringen 7 Taglöhner in 21 Tagen zu Stande, wenn 4 Arbeiter in 6 Tagen 15 Klafter machen?

21. 5 Maurer verarbeiten in 6 Tagen 4760 Ziegelsteine, wie viele Ziegelsteine werden 13 Maurer in $15^1/_2$ Tagen verbrauchen?

22. Wie viele Paar Schuhe werden 14 Gesellen in 20 Tagen verfertigen, wenn 3 Gesellen in 5 Tagen 30 Paar verfertigen?

23. Wenn 200 Soldaten monatlich 1350 fl. zu unterhalten kosten, was werden 42,000 in 1 Jahr kosten?

24. 8 Personen brauchen in $3^1/_2$ Jahren 26 Schffl. 5 Mtz. Korn; wie viele Schffl. brauchen 12 Personen in $1^1/_2$ Jahren?

25. Zu 9 Ellen $^6/_4$ breites Tuch braucht man 4 Pfd. Wolle; wie viele Pfunde wird man zu 85 Ellen $^9/_4$ breites Tuch nöthig haben?

26. Wie viele Schffl. können 8 Drescher in 5 Tagen ausdreschen, wenn 25 Schffl. durch 9 Drescher in 7 Tagen ausgedroschen werden?

27. Wenn 8 Ctr., 6 Stunden weit zu führen, 5 fl. kosten, wie viele fl. kosten 20 Ctr. 12 Stunden weit?

d. Zusammengesetzte Proportions-Aufgaben mit umgekehrten Verhältnissen.

28. In einer Festung liegen 900 Mann, und diese haben auf $4^2/_3$ Monat Proviant, wenn auf einen Mann 3 Pfund gerechnet werden. Nun kommen aber noch 450 Mann mehr in die Festung; wie lange können sie sich jetzt halten, wenn der Mann nur 2 Pfund erhält?

29. 13 Arbeiter führen in 18 Tagen bei täglich $9^9/_{13}$ stündiger Arbeit einen Damm auf; wie viele Tage werden 21 Arbeiter brauchen, wenn sie täglich 12 Stunden arbeiten?

30. Es nimmt Jemand von 100 fl. Kapital in $3^1/_2$ Jahren zu 4 % 14 fl. Zins ein; wie lange müßten 200 fl. ausstehen, um zu $3^1/_2$ % dieselbe Zinssumme zu tragen?

31. An einem Graben haben 12 Mann $18^1/_2$ Tage zu arbeiten, täglich 10 Stunden. Nachdem sie schon $3^1/_2$ Tage gearbeitet hatten, kamen noch 3 Mann hinzu, und hierauf arbeiteten alle täglich 2 Stunden mehr; in wie viel Tagen werden sie fertig?

32. Wie viele Platten von $1^1/_2$ Fuß Länge und 9 Zoll Breite braucht man zur Belegung eines Raumes, der mit 180 Steinplatten von 5 Zoll Länge und 4 Zoll Breite ausgelegt war?

e. Zusammengesetzte Proportions-Aufgaben mit geraden und umgekehrten Verhältnissen.

33. Wie viele Holzhauer braucht man, wenn man in 6 Tagen bei täglich 10stündiger Arbeit 150 Klafter Holz hauen lassen will; wenn bekannt ist, daß 12 Holzhauer in 10 Tagen bei täglich 8stündiger Arbeit 300 Kl. hauen können?

34. In einer Schule, die 81 Fuß lang und 14 Fuß breit ist, können 126 Schüler gehörig Platz finden; wie viele Schüler werden in einer Schule untergebracht werden können, welche 36 Fuß lang und 34 Fuß breit ist?

35. Eine aus 12 Personen bestehende Familie braucht in 14 Tagen 188 Pfd. Brod; wie viele Pfunde wird diese Familie in $7^1/_2$ Tagen brauchen, wenn sie 5 Personen aus ihrer Mitte verliert?

36. 12 Knaben schreiben in 12 Wochen 45 Schreibbücher von $4^1/_2$ Bogen voll; wie viele Schreibbücher von $7^1/_2$ Bogen werden von 20 Knaben, welche mit gleichem Fleiße arbeiten, in 18 Wochen vollgeschrieben?

37. Zu einem Stücke Leinwand, welches 55 Ellen lang und $^7/_4$ breit werden soll, braucht man $23^4/_5$ Pfd. Garn; wie viel wird man von demselben Garn zu einem Stück Leinwand brauchen, welches $78^3/_4$ Ellen lang und nur $^5/_4$ Ellen breit werden soll?

f. Zins- oder Interessen-Rechnung.

a. Einfache Verhältnisse.

38. 5,120 fl. sind zu 4 % ausgeliehen, wie viel beträgt der jährliche Zins?

39. Wenn man von 100 fl. Kapital jährlich 5 fl. Zins erhält, so erhält man 70 fl. Zinsen von wie viel fl. Kapital?

40. Zu wie viel Procent ist das Hundert ausgeliehen, wenn ein Kapital von 1,760 fl. mit $79\frac{1}{5}$ fl. jährlich verzinset wird?

41. Wie viel fl. muß man zu $4\frac{1}{2}$ % ausleihen, um sich eine Jahres-Einnahme von 300 fl. zu sichern?

42. Es muß Jemand jährlich 330 fl. Hauszins bezahlen; wie hoch ist demnach das Haus, zu 5 vom Hundert, angeschlagen?

b. Zusammengesetzte Verhältnisse.

43. Wie viel Interessen erhält man von 1,827 fl. 34 kr. Kapital zu $3\frac{2}{3}$ % in 3 Jahren 10 Monaten?

44. Was für ein Kapital braucht man, um in 4 Jahren 54 fl. Zins zu erhalten, wenn man von 100 fl. in 2 Jahren 9 fl. Zins hat?

45. Ein Kapital von 690 fl. hat in $3\frac{1}{3}$ Jahren 115 fl. Zinsen getragen; zu wie viel % war es ausgeliehen?

46. Während welcher Zeit müssen 4,567 fl. zu $3\frac{7}{8}$ % verinteressirt werden, um 435 fl. Interessen einzubringen?

47. Wie lange müssen 728 fl. als Kapital anliegen, um bei denselben Procenten eben so viel Interessen zu tragen, als 573 fl. 15 kr. in 4 Jahren 5 Monaten?

g. Gewinn- und Verlust-Rechnung.

48. Jemand kauft ein Stück Leinwand von 72 Ellen für 33 fl. 36 kr. und verkauft die Elle wieder zu $34\frac{1}{2}$ kr.; was beträgt der Gewinn?

49. 56 Ztr. 87 Pfd. kosten 1137 fl. 24 kr.; wie hoch kommen 12 Pfd., wenn man an 1 Pfund 8 kr. gewinnen will?

50. Ein Faß mit Kaffee wiegt mit dem Faß 1298 Pfd.; der Abgang beträgt per Ztr. 7 Pfd.. und der Ztr. rein kostet 38 fl. 50 kr.; was kostet der Kaffee, und wie hoch kommt das Pfund?

51. Wie theuer muß ein Wirth den Schoppen Wein, den er im Stock zu 6 kr einkauft, verkaufen, wenn er 42% gewinnen will.

52. Eine Sache, die im Ankauf 864 fl. kostete, wird mit 30% Gewinn verkauft; wie theuer demnach?

h. Gesellschafts- und Theilungs-Rechnung.

53. A gab 8 fl. und B 5 fl. zum Ankaufe eines Lotterie-Looses, womit sie 850 fl. gewonnen haben; wie viel erhält jeder vom Gewinne?

54. 4 Personen kaufen $19\frac{3}{4}$ Ohm Wein und 335 fl. 40 kr. A nimmt davon $5\frac{1}{2}$, B $4\frac{3}{4}$, C $3\frac{1}{2}$ und D 6 Ohm; wie viel muß jeder für seinen Antheil bezahlen?

55. A, B und C haben laut Testament 1200 fl. so zu theilen, daß A so oft $\frac{1}{3}$ bekommt, als B $\frac{1}{4}$ und C $\frac{5}{12}$ fl.; wie viel erhält Jeder?

56. Drei theilen 1680 fl.; A bekommt $\frac{3}{8}$, B $\frac{1}{2}$ und C $\frac{1}{4}$; wie viel Gulden macht dies?

57. Zu einem gemeinschaftlichen Handel gibt A 600 fl. auf 3 Jahre und B 400 fl. auf 2 Jahre. Sie gewinnen damit 300 fl.; was ist eines Jeden Antheil daran?

i. Durchschnitts- und Mischungs-Rechnung.

58. Die Ausgaben einer Haushaltung betrugen im ersten Vierteljahre $120^1/_2$ fl.; im zweiten $136^1/_5$ fl., im dritten 144 fl. 35 kr. und im vierten 110 fl.; was muß man im Durchschnitte auf jedes Vierteljahr rechnen?

59. Ein Taglöhner verdient am ersten Tage einer Woche 36 kr., am folgenden 48 kr., am dritten 24 kr., am vierten 42 kr., am fünften 30 kr. und am sechsten 54 kr.; wie viel hat er im Durchschnitte täglich verdient?

60. 4 Maß Wein, wovon die erste 4 Batzen, die andere 10 Batzen, die dritte 8 Batzen und die vierte 6 Batzen gilt, werden unter einander gemischt; was ist der Werth von einer Maß?

61. Wie kann man aus einer Waare, den Ctr. zu $18^1/_2$ fl. und den Ctr. zu $4^1/_4$ fl. eine Mittelsorte, den Ctr. zu $15^1/_{20}$ fl., machen?

62. Wie viel reines Gold ist in 36 Mark 18karätigem Golde enthalten?

k. Ketten-Rechnung.

63. $2^3/_4$ Ctr. kosten $26^2/_3$ fl., was kosten $12^1/_2$ Loth?

64. 3 Loth $1^1/_2$ Quint kosten 24 kr., wie viel Kronenthaler kosten 24 Ctr. 12 Pfd.?

65. Es legt Jemand täglich $15^3/_4$ kr. zurück; wie viele preußische Thaler beträgt es in 1 Jahr?

66. Wenn 1 Bogen Schreibpapier 3 Pf. kostet; wie viele Reichsthaler kosten 3 Ballen?

67. Wie viele Karolin kosten $18^4/_5$ Ctr., wenn das Loth für $2^1/_2$ kr. verkauft wird?

68. Wie viele Gulden kosten 3 Ztr. 75 Pfd., wenn 1 Pfd. $24^1/_2$ kr. kostet?

69. Wenn der Ballen Schreibpapier 40 fl. kostet; wie viele Pfennige kostet der Bogen?

70. Wenn ein Schoppen Wein $7^3/_4$ kr. kostet; wie hoch kommen $4^5/_6$ Fuder?

71.. A hat so viel Vermögen, daß er jede Sekunde des Jahres mit einem Pfennig bezahlen kann; wie viel Friedrichsdor zu $5^2/_3$ Thaler macht sein Vermögen aus?

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Lesestücke religiösen und moralischen Inhalts.

G o t t.

Gott und seine Eigenschaften.

Pflichten gegen Gott.

Der Mensch.

Pflichten gegen sich selbst.

Pflichten gegen den Nächsten.

Besondere Pflichten.

Pflichten gegen die Thier- und Pflanzenwelt.

Die Natur im Allgemeinen.

Jahres- und Tageszeiten.

Gemischte Lesestücke.

Zweite Abtheilung.
Bilder zu den Realien.

I. Zur Menschenkunde.

A. Der Körper des Menschen.

B. Die Seele des Menschen.

II. Zur Naturgeschichte.

A. Das Thierreich.

B. Das Pflanzenreich.

C. Das Mineralreich.

III. Zur Naturlehre.

IV. Zur allgemeinen Geographie.

V. Zur allgemeinen Geschichte.

(Alte Geschichte.)

VI. Zur deutschen Sprache.

I. Das Satzgefüge.

II. Mehrfach zusammengesetzte Sätze.

Anhang.

Briefe und Geschäftsaufsätze.

A. Briefe.

B. Geschäftsaufsätze.

Uebungsaufgaben für das mündliche und schriftliche Rechnen.

Schätz, Joseph

Lehr-, Lese- und Uebungsbuch für sämmtliche Klassen der Volksschule mit Berücksichtigung der neuen vom königl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten angeordneten Schreib-weise
Bd.: 6

Regensburg 1862